

2557

# Georg Wallers

Leben und Sitten,

wahrhaft — oder doch wahrscheinlich —

beschrieben,

von Ihm selbst.

---

*Pide no se desprecie su trabajo, y se le  
den alabanzas, no por lo que escribe,  
sino por lo que ha dexado de escribir.*

CERVANTES.

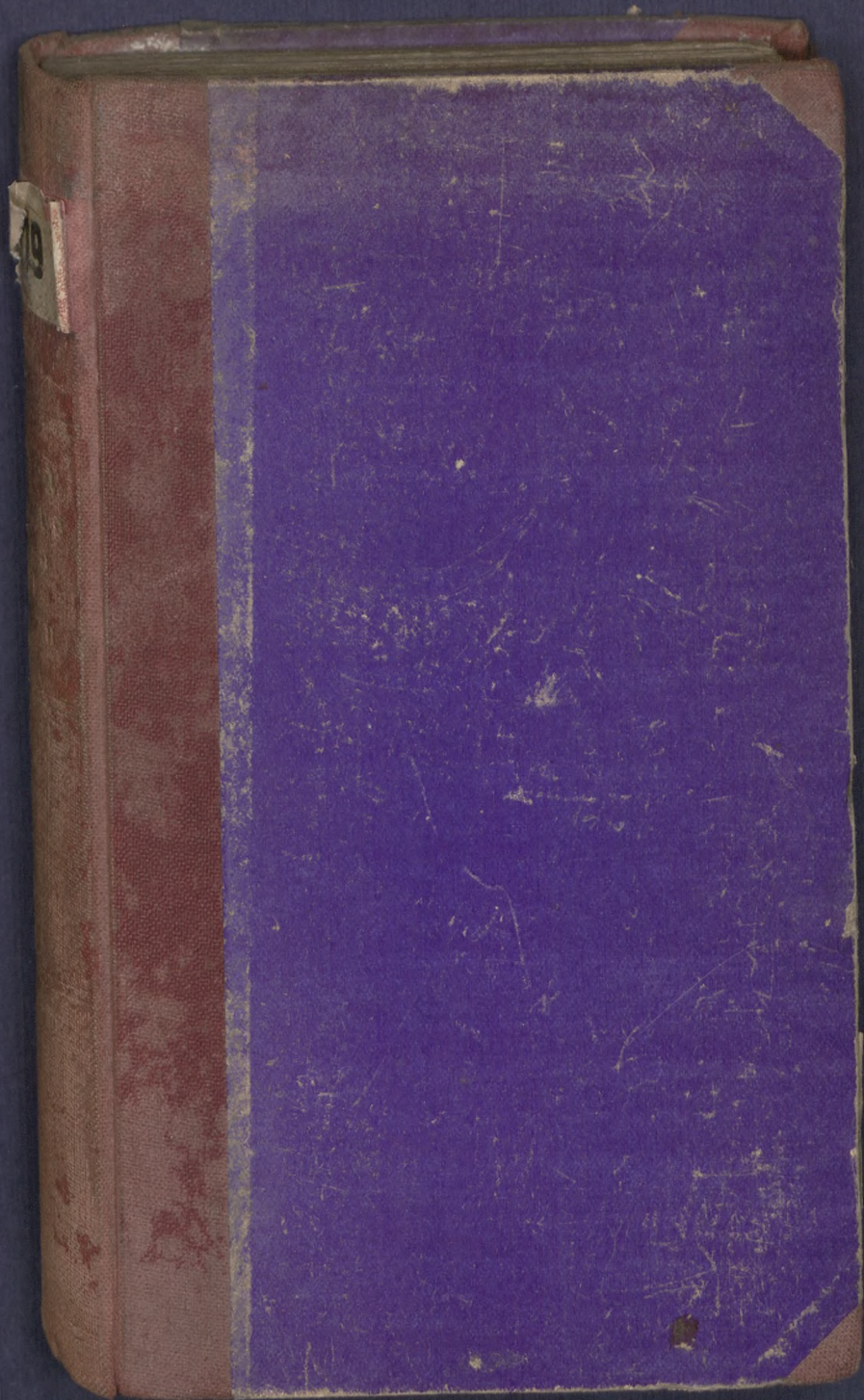
---

Berlin und Leipzig,

bey Carl August Nicolai, Sohn.

1797.







H. 7079

1460368

W-41537





2552

# Georg Wallers

Leben und Sitten,

wahrhaft — oder doch wahrscheinlich —

beschrieben,

von Ihm selbst.

---

*Fide no se desprecie su trabajo, y se le  
den alabanzas, no por lo que escribe,  
sino por lo que ha dexado de escribir.*

CERVANTES.

---

Berlin und Leipzig,  
bey Carl August Nicolai, Sohn.

1797.



George W. Allen

Member of the

Library of the

Library

of the

University of

of the University of



SD 24 8221



---

DIALOG

ANSTATT VORREDE.

---

KINDER UND EIN KUNSTKENNER.

KUNSTKENNER.

»*Kinder, was macht ihr für Lärmen  
da?*»

KINDER.

»*Haben Freude an unserm Papa.*»



»Da ist er an die Wand geklebt,  
»Getroffen — wie er leibt und lebt.«

KUNSTKENNER.

»Ein Bild! — wo ist mein Augenglas?  
»Ich will doch untersuchen, was  
»Der Mahler hat für eine Manier?«

(er lorgnirt)

»Elendes Geschmier! —

»Uebertriebne Natur! —

»Karikatur! — «

»Ist der Schmierer bezahlt?«

KINDER.

»Papa hat's gemahlt!«

KUNSTKENNER.

»Soll mir verzeihn, der Herr Papa,

»Das Bild hat keine Gratia,«

»Schlechte Zeichnung und Kolorit!

»Treffen allein — ist kein Merit.»

KINDER.

»Darnach fragen wir Kinder nicht,

»Papa wollt' mahlen sein Gesicht,

»Und das steht nun zum Reden da,

»Wir brauchen keine Gratia. —

KUNSTKENNER.

»Das macht, weil ihr die Kunst nicht  
kennt

»Und Farbensudeln Mahlen nennt.

»Seht das Gesicht, wie's ist verzerrt,

»Die Nase rümpft, das Maul auf-  
sperrt.»

KINDER.

»Unser Vater macht's eben so! —



»Ist der Herr etwa in Dubio,  
»Ob irgend auch ein Biedermann  
»Ein Fratzengesicht haben kann;  
»So darf er nur zum Spiegel gehn  
»Um in Natura eins zu sehn.«

## I N N H A L T.

Dialog anstatt Vorrede. iii

## DAS ERSTE KAPITEL.

Waller am Schubkarren. Seite 3

## DAS ZWEITE KAPITEL.

Waller im Ofen. 14

## DAS DRITTE KAPITEL.

Waller im goldnen Hute zu Leipzig. 22

## DAS VIERTE KAPITEL.

Waller veranlaßt eine Trepanirung. 34

## DAS FÜNFTHE KAPITEL.

Waller wird geliebt und geprügelt. 44

## DAS SECHSTE KAPITEL.

Waller will ein Geck werden und wird ein  
Herrnhuter. 59



VIII

DAS SIEBENTE KAPITEL.

Waller soll ein Schneider werden. 77

DAS ACHTE KAPITEL.

Waller will Sekretar werden. 86

DAS NEUNTE KAPITEL.

Waller geht nach Frankfurt und wird nicht  
Sekretar, 94

DAS ZEHENTE KAPITEL.

Waller erzählt Histörchen. 102

DAS ELFTE KAPITEL.

Waller kommt wieder zum Texte und zu sei-  
ner Freundin. 109

DAS ZWÖLFTE KAPITEL.

Waller treibt Schelmereyen und wird Sekre-  
tar *in partibus infidelium*. 124

DAS DREYZEHENTE KAPITEL.

Waller durchstreicht das Land mit einem  
spanischen Abentheurer. 146

DAS VIERZEHENTE KAPITEL.

Waller gesellt sich zu feinen Damen. 162

DAS FUNFZEHENTE KAPITEL.

Waller lernt in Wien Etikette. 178

## DAS SECHSZEHEENTE KAPITEL.

Waller wird Agent eines Agenten. 187

## DAS SIEBENZEHEENTE KAPITEL.

Waller zeigt sich als ein stolzer Liebhaber. 208

## DAS ACHTZEHEENTE KAPITEL.

Waller ist Archivar, Sekretar, Dichter und  
Uebersetzer. 226

## DAS NEUNZEHEENTE KAPITEL.

Waller ertappt einen Dieb der nicht stehlen  
will. 238

## DAS ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller wird Freymaurer in einer Winkelloge  
und hält eine Rede. 251

## DAS EIN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller schildert einen Reichsbaron. 272

## DAS ZWEY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller findet einen Freund im Schlafrocke. 284

## DAS DREY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Wallers Freundinn stirbt. 298

## DAS VIER UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller läßt sich einen Roman erzählen und  
heurathet. 311



## DAS FÜNF UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller reiset nach Sachsen und macht Entdeckungen. 327

## DAS SECHS UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Waller wird Adept und treibt verbotene Künste. 358

## DAS SIEBEN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

Wallers Geschichte beschließt sich auf eine unerwartete Weise. 387

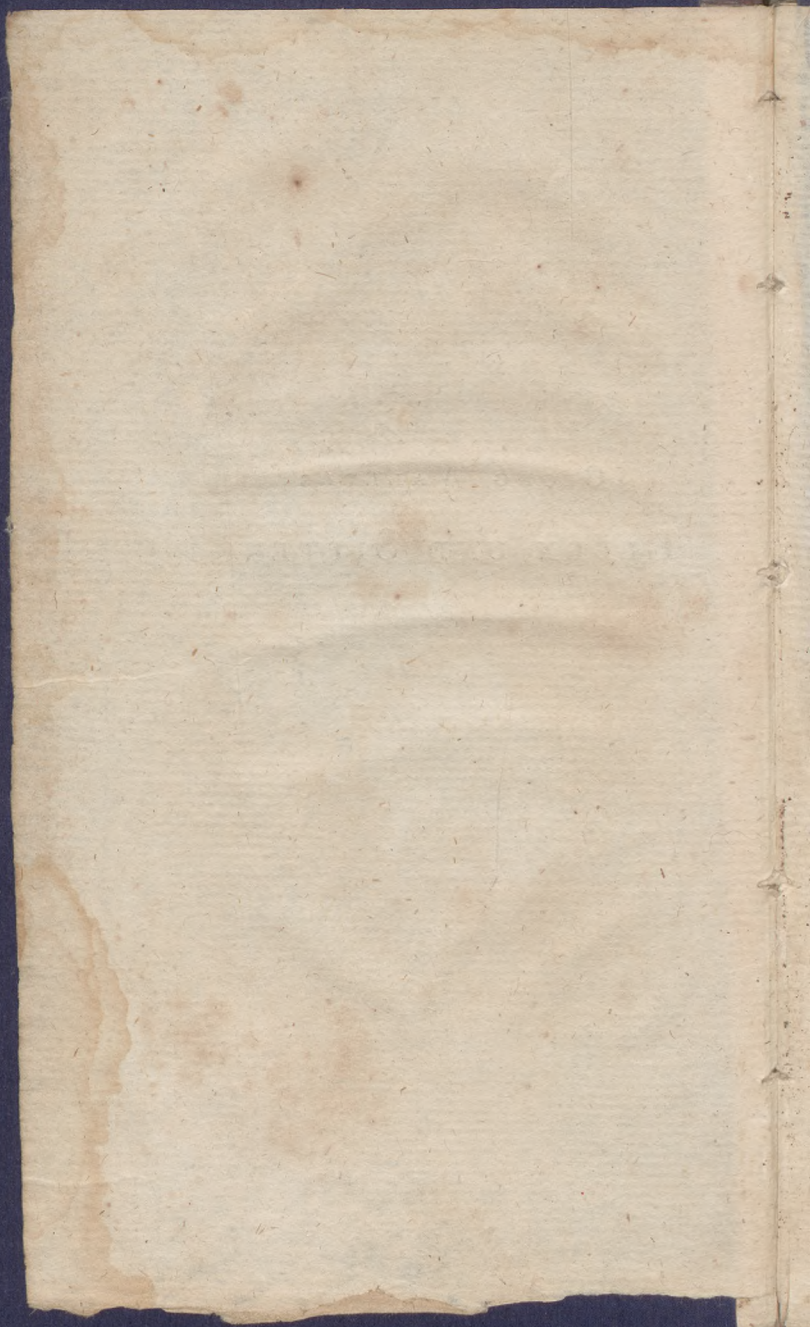
GEORG WALLERS  
LEBEN UND SITTEN.

---

*Wallers Leben.*

A





---

## DAS ERSTE KAPITEL.

*Waller am Schubkarren.*

Ich Georg Waller, Reichsfreyherr von und zu Wallberg, Herr der Herrschaften Berghof, Drawegk und Dickdorf u. s. w. wurde in meiner Kindheit und noch manches Jahr darnach, zufolge des Registers der Waisenkinder des großen Waisenhauses zu Halle im Saalkreise, nur schlechtweg Georg Waller genannt. Ob ich von diesem Namenswechsel Rechenschaft geben kann, kann der Leser erfahren, wenn er Geduld hat, so weit zu lesen, bis mich die Ordnung der historischen Zeitfolge auf die Geschichte meiner Geburt bringt. Ob dieß bald nach dem Anfange, in der Mitte, oder am Ende dieses Buches geschehen möchte, hängt nicht von mir ab, sondern von der na-



türlichen Ordnung der Erzählung der vorgefallenen Begebenheiten, wie der geduldige Leser zu seiner Zeit selbst einsehen wird.

Ich war sehr klein, als ich die Entdeckung machte, daß noch außer dem Waisenhouse Kinder in der Welt lebten, die bey ihren Eltern wohnten und von ihnen geliebt wurden. — Das brachte mich auf die Frage, wie ich in das Haus gekommen sey, in dem man mir nicht so viel zu essen gab als ich wünschte, und mich mit öftern Ruthenstreichen zwang, mehr zu beten und zu singen als ich Lust hatte? Der umständliche Bericht, daß ich ein Findelkind sey, und mir's für eine Gnade schätzen müsse, von den milden Steuern christlicher Waisenfreunde erzogen zu werden, hatte für mich wenig Befriedigendes, und eine deutliche Erklärung des Worts Findelkind verschloß meinen Mund gänzlich vor allen fernern Fragen in dieser Materie. Weil man mich aber sehr oft umgefragt daran erinnerte, so ward ich

endlich bey mir selbst überzeugt, ein geringeres Geschöpf als meine Mitknaben zu seyn. Ich war kleinmüthig, verlor meine natürliche Munterkeit, fiel in Stumpfsinn, und erwachte nicht eher bis mich der Stecken des Treibers zum Beten oder zum Lernen weckte. Da ging ich vom Anfange gar unlustig zu Werke; wenn ich aber merkte, daß sich die Sache, die ich lernen sollte, begreifen lies, dann zeigte ich Ernst, half mir selbst, faßte schnell und würdigte die Anweisung meiner Lehrer keiner sonderlichen Aufmerksamkeit. So lernte ich unter großen Ladungen von kurzen, oft wiederholten Gebetern, langen Predigten, Sprüchen und Liedern aller Art auch noch so ziemlich lesen, schreiben, rechnen und etwas Latein.

Mit dem physischen Wachstume erwachten meine Seelenkräfte; ich wurde kühner, begieriger nach Freyheit, aber auch mißtrauischer und mehr verschlossen gegen meine Vorgesetzten, die sich eben nicht viel Mühe gaben die



Tiefen meines Herzens zu erforschen, obgleich manches darinn vorging das die Herren nicht ahnten. Meine zur Demuth angewiesene Seele erhob sich von selbst über die Vorurtheile der Welt und murrete dagegen. — Ich verglich mich mit den übrigen Knaben, und meinte meiner Seits nichts als Vorzüge zu finden — Daher nahm ich mir die Freyheit zu denken, daß es wohl nicht überall so seyn möchte, wie in diesen vier Mauern; daß vielleicht der Unterschied ächter und unächter Geburt ausserhalb nicht so sehr bemerkt, und etwa auch der äußerlichen Leibesgestalt und dem Verstande mancher Vorzug eingeräumt werden könnte. Dazu kamen etliche Historien glücklich gewordner Abentheurer, die ich zufällig hörte, und alles dieses zusammen erweckte in mir die Lust, einen Versuch anzustellen: Ob mir's die Leute in der weiten Welt an der Nase ansehen könnten, daß ich ein Findelkind sey? — Mit diesem Gedanken schleppte ich mich ein paar Jah-

re und sammelte immer mehr Stoff der meinen Vorsatz befestigte, ohne den geringsten Anlaß zum Verdachte zu geben. Man hielt mich für einen trägen Buben, der aus Gemächlichkeit weder gut noch böse sey und der nur aus Furcht vor Schlägen seine Lektion lerne, aber niemand traute mir das Bischen Philosophie zu, das ich wirklich besaß. Ich sah wohl, daß ich mir nach dem Beispiele anderer Kameraden durch etwas Heucheley mehr Achtung hätte erwerben können, das war aber gegen meine Natur, und also mußte mein geheimer Anschlag endlich zur Reife kommen.

Ohne Reiseansalten, ohne Geld und ohne zu wissen wohin? marschirte ich an einem schönen Nachmittage gerade zum Thore hinaus, ging der gebahnten Landstrafse nach, und bekümmerte mich wenig um die Leute die mir begegneten oder vor mir vorbeý ritten, fuhren und gingen. Sie wollten mich nicht bemerken, ich wollte sie nicht um Brod bitten, und außerdem fehlte mir



nichts. Nur die Nacht erweckte in mir traurige Empfindungen. Als es finster wurde, wüste und leer, da fing ich an bitterlich zu weinen — nicht aus Sehnsucht nach den hinterlassenen Fleischtöpfen — ich fühlte nicht die mindeste Reue über meine Flucht, aber die ungewohnte Einsamkeit und die dunkeln Schatten die mich umgaben, entlockten mir unwillkürliche Thränen und reizten mich meine Schritte zu verdoppeln, bis sich endlich hinter mir erst das Knarren eines Schubkarrens, und da ich fortfuhr laut zu weinen, die Stimme eines Trösters hören lies:

»Wer bist du? was fehlt dir?«

»Ich bin Waller von Halle, und habe mich verirrt.«

»Ach — des Schmidts Sohn, vorm Merseburger Thore — bist gewiß deinem Vater entlaufen? hat er dich geschlagen? — Man muß nicht gleich fortlaufen — hab's auch so gemacht, bin drum nichts geworden, als ein Bothe der den Studenten aus der benach-

barten Heymath Wäsche und Lebensmittel zuführt. — Folge mir, Kleiner! kehre wieder um, wie Wittington — gieb deinem Vater gute Worte! Hast du Geld?»

»Nein! —»

»Nun so mußt du ohnehin umkehren. — Komm mit mir ins nächste Dorf, morgen früh will ich dich deinem Vater zurückbringen, ich kenne ihn, er ist ein guter Mann, — er wird dir nicht viel thun, und mir giebt er ein Trinkgeld.« —

Das war mir alles ganz recht. Des Mannes voreilige Einbildungskraft gab mir die Lüge an die Hand die ich erst hätte erfinden müssen, seine Gesellschaft stillte meine Thränen, sein Brodsack meinen Hunger, und seine Redseligkeit die Neubegierde der Gäste im Nachtquartiere; denn er erzählte einem jeden ungefragt, daß ich des Meister Wallers Sohn sey und ihm zu Gefallen einen Spaziergang mitgemacht habe.

Ob ein Meister Waller, Hufschmidt vor dem Merseburger Thore in Halle je-



mals gelebt hat, oder noch lebt? das ist mir unbekannt; weil aber damals eine nähere Aufklärung dieses Umstands gar nicht in meinen Kram taugte, so erhob ich mich des Morgens eine Stunde früher als die übrigen Gäste von der Streu und wanderte so schnell, daß ich in ein paar Stunden die Thore einer Stadt erreichte, welche nach genauer Betrachtung, leider! keine andre war, als die, die ich Tages vorher verlassen hatte. Da stand ich nun, aus Unkunde der Astronomie und Topographie, zwischen zwey Feuern. Hinter mir der geschwätzige Bothe dem ich das Abendessen abgelogen hatte, und vor mir das Waisenhaus, aus dem ich entlaufen war — aber das störte meinen Plan nicht. Ich schenkte dem Hause, das mich erzogen hatte, noch einen Seitenblick, eilte wie ein Mensch, der den Bienen zu nahe kommt, vor das andre Thor der Stadt und lief so lange der Strafse nach, bis mich das Schicksal noch einmahl zu einem Schubkärner führte,

der aber nichts weniger als geschwätzig war. Ein ganz wohlgekleideter Mann hinter einem Schubkarren, den ich eine Zeitlang stillschweigend begleitete, fragte mich ohne weitere Einleitung: Ob ich ihm gegen ein gutes Mittagessen zur Vorspann dienen wollte? und ich nahm den Vorschlag eben so lakonisch an, lies mich einspannen, fühlte gar bald das Beschwerliche meines neuen Standes und ertrug es mit Geduld und Hofnung, die sich auch des Mittags mit Speise und Trank realisirte. Der Patron war, wie gesagt, kein Freund vom Reden; wir schlossen also eine stumme Konvention, Kraft welcher ich das Joch auch Nachmittags und die folgenden Tage willig auf mich nahm.

Nach einiger Zeit, da mir Stand und Charakter meines Principals bekannt wurde, bildete ich mir etwas darauf ein, der Mitregierer einer Maschine zu seyn, deren erster Beweger Herr genannt wurde, und nichts geringerés war als ein wandernder Buch- und Kunsthändler aus



Passau, welcher seine Waaren aus Augspurg und Nürnberg zog, oder vielmehr schob, und dafür Erfurter Gut ins Reich führte. Der hinkende Staatsbothe mit seinem Cousin Kohlenbrenner, war einer unsrer vornehmsten Artikel, den die Schulmeister und Dorfschulzen schon von weitem heraus klatschten wenn sie den beweglichen Buchladen einrücken sahen. Von Kupferstichen war unter andern mehr bey uns zu haben: Lord Lovats feiste Gestalt, der Plan von der Belagerung Bergen op Zoom, der Marschall Belisle im Käfig und das schwarze Gesicht des Obersten Menzel, nebst vielen Heiligenbildern und besonders der Figur Unserer lieben Frau von Pötsch, die hölzerne Thränen geweint hat, nebst dem Vesperbilde U. L. Fr. von Candia, wozu die Kindbetterinnen ihre Zuflucht nehmen.

Mein Herr, in seiner Art ein wohlthätiger Murrkopf, liefs mich nicht Noth leiden an Essen und Trinken und vergönnte mir die nöthige Ruhe, aber er

konnte auch ganz gelassen zusehen, daß mein einziges Hemde zu Grunde gieng, und sprach von keinem neuen als es zuletzt nur noch in Fragmenten am Kragen hing.

Dieses und die übrigen Strapazen zogen mir ein kaltes Fieber zu, und da ich in der Gegend von Altenburg im Osterlande so schwach wurde, daß ich nicht weiter konnte — da wies mir wohlermeldter Herr Buchführer mit allen Zeichen des Mitleids ein Bette an, auf dem grünen Rasen, und versprach Hülfe aus dem nächsten Dorfe. Die heil. Maria von Pötsch mag es ihm aber vergeben, daß er weiter nicht daran dachte. Denn erst, nachdem ich fast vier und zwanzig Stunden im kalten Herbstwetter unter freyem Himmel gefiebert hatte, kam ein barmherziger Samariter, der mich erst aufmerksam betrachtete, alsdann nach meinem Zustande fragte, mich auf sein Thier lud und in eine Ziegelhütte brachte, von der er Eigenthümer oder Pächter war.



## DAS ZWEITE KAPITEL.

*Waller im Ofen.*

Auf dieser Ziegelhütte habe ich zwey meiner besten Jugendjahre im tiefsten Elende verlebt. Das Fieber verließ mich zuweilen und kam stärker wieder, obgleich die gutwillige Familie des Ziegelmeisters tausend magische und sympathetische Kuren an mir probirte. Diese Leute duldeten mich gern, und gebrauchten mich in den guten Flebertagen zu allerley kleinen Diensten; sie fütterten mich auch nach Nothdurft, aber niemand wollte mir Kleider geben, und es ist buchstäblich wahr, daß ich ein ganzes Jahr die Wollust, ein Hemde anzuhaben, entbehren mußte. Mein Weisenhabit fiel mir nach und nach vom Leibe, ich flickte alte Lumpen zusammen die andere Leute wegwarfen, und da ich endlich gesund wurde, konnte

ich aus Mangel der Kleidung nicht weiter wandern.

Doch kam mir bey allem dem niemals auch nur die Möglichkeit einer Rückkehr nach Halle in die Gedanken. Ich dünkte mich in diesem elenden Zustande immer noch glücklicher, als dort; denn ob ich gleich hier unter geringen Menschen der geringste war, so sahen sie mich doch als eine Species von ihrer Gattung an; sie gaben mir das, was sie mir gaben, ohne Vorwürfe, ich selbst fühlte das Vorzugsrecht, das sie vor mir behaupten konnten, und ich mußte nicht mehr beten, als ich selbst wollte.

Ich verrichtete schwerere Arbeit und bekam reichlichere Kost, auch machte die wiedererlangte Gesundheit und der warme Sommer meinen Zustand erträglicher. Einige Almosen die mir milde Gönner ungebeten zuwarfen, stärkten meinen Muth, und da die Gegend im Sommer oft von Stadtleuten besucht wurde die Milch und Butter bey uns aßen, und von Schülern die da Ball



und Kegel spielten, so gewann ich unter diesen die Gunst eines jungen Herrn von meinem Alter, der nebst andern Geschenken auch meine Blöße deckte, da wo sie mir am lästigsten fiel — mit Beinkleidern. — Ich dummer Teufel! Ich freute mich, daß ich wieder Hosen anzuziehen hatte! Ich wußte nicht, was erst im Jahre 1791 in der weltberühmten Stadt Paris entdeckt ward, *unbehoset* zu seyn, sey die höchste Stufe der Macht und der Freyheit. Auch wußte ich damals noch nicht, daß alles Übel in der Welt wodurch die liebe Menschheit erniedrigt wird, daher kommt, daß das junge Volk überhaupt Hosen trägt, und darinn seine *anteriora* und ich denke auch *posteriora* unziemlicher Weise allzu warm hält; wie dieses in ebengedachtem anno Domini 1791 Doktor Faust in Bückeburg entdeckt hat, welcher gedachte Doktor Faust nicht ist Doktor Faust der Hexenmeister, auch überhaupt kein Hexenmeister.

Dank-

Dankbarkeit meiner Seits, und Neugierde bey dem jungen Herrn brachte uns nach und nach in nähere Verbindung. Ich mußte ihm meine Geschichte erzählen, und er offenbarte mir den löblichen Vorsatz, seiner Eltern Haus zu verlassen, auf Reisen zu gehen und mich als Reisegefährten mitzunehmen, welches ich auch ganz wohl zufrieden war. Aber der Zug sollte nach Ostindien gehen, wo der junge Herr einen Vetter hatte der sich von schwarzen Sklaven auf Sesseln herumtragen liefs, und das war ein weiter Weg, den ich mir barfuß nicht zu machen getraute; auch war mein übriger Aufzug nicht der Würde des Neffen eines so großen Mannes gemäß, und ich wufte noch überdies aus Erfahrung, daß Reisende in Gasthöfen bezahlen mußten. — Alle diese Schwierigkeiten wurden von mir treulich angezeigt und von meinem jungen Gönner gehoben. Er brachte mir nach und nach vier und zwanzig Thaler, die ich in meine Lumpen verbarg, und nun



war unser Plan folgender: Er wollte seine ganze Garderobe in einem Mantelsacke zu beiderseitiger Bekleidung mitnehmen, bestimmte auch Zeit und Stunde zur Abfahrt, und bezeichnete mir den Platz wo ich ihn den andern Morgen ganz früh mit besagtem Mantelsacke treffen und mich umkleiden sollte. — Denn wollten wir den ersten den besten und den Weg nach Ostindien fragen, und darauf zusteuern. — So dachten wir; aber das Ding gieng ganz anders. —

Das *Rendésvous*, oder auf neufränkisch deutsch, das *Stelldichein*, war dicht an der Stadt bey einer Hütte, in der ein alter Soldat wohnte. Da fand ich mich zwar zu gesetzter Zeit ein, aber mein Junker war nicht da — und kam nicht. Ich wartete über eine Stunde, war sehr unruhig — und ward es noch mehr, als mir aus dem kleinen Hause eine Stimme zurief: »Du, Betteljunge, komm herein!« — Ich war nicht herzhaft genug mich zu weigern, und zu ehrlich davon zu laufen, und siehe da! der Bewohner des

Hauses bot mir einen Sechser an, wofür ich in seinen Ofen kriechen und die Ritzen von innen verschmieren sollte, denn er meinte, an meiner Kleidung sey nicht viel zu verderben. — Auch das hatte ich nicht Muth abzuschlagen, und die Folge zeigte, daß es gut war — denn kaum hatte ich den Ofen inwendig zu kalfatern angefangen, so hörte ich jenseits der Kacheln folgendes nicht sehr trostreiche Gespräch:

»Hat der Herr nicht hier vor seinem Hause einen zerlumpten Betteljungen stehen sehen?«

»Da steckt er im Ofen« —

»Mach er keinen Spafs; der Junge hat viel Geld bey sich, das er dem Sohne des Herrn N. abgelogen hat, er hat ihn verführt und mit ihm durchgehn wollen.«

»Ja so — also ist's Ernst — ich weiß nichts von ihm.«

»Wir habens gleich gesagt, der Junge ist kein Narr und wartet, der ist lange zum Teufel. — Adieu!«



Nun war eine Pause. — Vermuthlich hat der Mann den Spürhunden nachgesehn und erst ihren Weg beobachtet. Nachdem kam er ans Ofenloch und nahm mich in Empfang, hielt ein kurzes Verhör, in dem ich alles ehrlich bekennte und das Corpus delicti auslieferte. Darauf sagte er: »Junge! ich sehe wohl, dafs du die Wahrheit »redest, aber deine Ehrlichkeit würde »dir warlich nichts helfen, wenn dich »die Schergen in ihren Klauen hätten; »denn das ist schon eine ausgemachte »Sache, dafs allemal die Kinder geringer »Leute die vornehmen verführen, — dich »würde man peitschen und jenen tätscheln. — Der Ofen war dein Glück, und »von dem Gelde soll der reiche Prasser »nichts wieder sehen; ich will an dir »handeln wie ein Vater, dich bey mir »verstecken, und dir für das Geld Wäsche und Kleider kaufen, damit du weiter kannst.« — Er hielt Wort, und weil ich in meinen Lumpen nirgends angekommen wäre, so habe ich nur ihm die

beßern Epochen meines Lebens zu ver-  
 danken. Ich weiß nicht mehr wie der  
 Mann hieß, aber sein altes ehrliches  
 Soldatengesicht steht mir noch immer  
 vor den Augen. — Er brachte einen  
 Anzug zusammen der mir gerecht war,  
 wusch mich, reinigte mich und versetz-  
 te mich dadurch in eine Art Wollust, die  
 nur sehr wenige meiner Leser aus Erfah-  
 rung kennen. Nachdem ich völlig aus-  
 staffirt war, machte er mir noch einen  
 Bündel von ein paar Hemden, Kamm,  
 Bürste, Nähnadel, Zwirn und etwas Le-  
 bensmitteln, und empfahl mich Fuhrleu-  
 ten seiner Bekanntschaft die mich bis  
 Borna mitnahmen. Sein Abschied lau-  
 tete: »Leb' wohl! — ich müßte mich  
 »sehr irren, wenn aus dir nicht noch ein  
 »braver Kerl wird; da sind zwey Gul-  
 »den, das ist der Rest von deinem Gel-  
 »de, damit halte Haus, und wenn dir's  
 »wohl geht in der Welt, so denk an dei-  
 »ne Lumpen die ich verbrannt habe.« —  
 Oft habe ich daran gedacht — und noch  
 öfter hätt' ich daran denken sollen! —



## DAS DRITTE KAPITEL.

*Waller im goldnen Hute zu Leipzig.*

Von Borna gieng ich zu Fulse bis Leipzig und kam an einem heitern Morgen in dieser berühmten Handelsstadt an. Die glückliche Veränderung meiner Umstände wirkte auf meine Seele, der Anblick einer schönen Stadt und so manches Gegenstandes der mir noch neu war, ergötzte mein Auge, und machte mich königlich vergnügt. Ich durchstrich die Gassen mit offnem Munde — bekam in meiner Exstase manchen Rippenstoß, und drehte mich so lange, bis ein junger Mensch der sich die Backen mit Kuchen stopfte, meine Aufmerksamkeit von allen andern Objekten auf sich zog. Sein Beispiel war unwiderstehlich, — ich liefs die ganze Musterkarte der Leipziger Mandelbretzeln und Wetzsteine durch meine Zähne pafsiren, und vernaschte die Hälfte meiner Baar-

schaft. Nachdem führte mich der böse Geist vor eine Bude wo Spazierstöcke zu verkaufen waren. Da saß ein freundlicher Mann, der mich ganz liebevoll anredete: »Mosjé! wollen sie sich ein »Stöckchen kaufen?« — Das Wort — *Mosjé!* — klang süß in meinen Ohren. Ich wollte den wichtigen Begriff den man von mir zu haben schien, nicht zu Schanden machen und ließ mir durch die glatte Zunge des Mannes acht Groschen aus der Tasche und ein lackirtes Holz in die Hände spielen, trug also meinen Bündel unter dem linken Arm und in der Rechten meinen Stab, drehte mich in dieser Figur noch immer durch die Gassen, wo mich jeder ungewohnte Anblick stille stehen machte, und kam so endlich in die Vorstadt an eine Bierschenke, in der ich den Rest meines Vermögens verschwelgte. — Wohlgesättigt und ganz sorgenlos spazierte ich nun wieder in die Stadt und beschaute ihre Herrlichkeit bis in den späten Abend. Die vielen erlenchteten



Fenster gaben meinen Augen ein neues Schauspiel, ich vergaß darüber, daß ich weder Geld noch Herberge hatte, und stand Abends um zehn Uhr vor einem Gewürzladen in der Reichsstraße, wo noch viele Käufer aus und eingiengen, deren freundlicher Anblick die traurigen Gedanken an eine kalte, einsame Nacht aus meiner Seele verscheuchte.

Da redete mich ein kleiner Mann an, der hier wohnte und eben nach Hause gieng: »Bursche, wem gehörest du an, oder auf wen wartest du? ich habe dich schon vor einer Stunde hier stehen sehn.«

»Herr! ich warte auf niemand — und werde wohl heute Nacht auf der Gasse bleiben, denn ich bin hier unbekannt — mein Vater, ein armer Ziegelbrenner im Altenburgschen, ist gestorben, und ich bin hierher gelaufen einen Herrn zu suchen.«

Die Lüge war zu einfach, um zu vieler Untersuchung Anlaß zu geben. Unsere Unterredung endigte sich damit,

dafs mich der Mann in seine Wohnung  
 nahen, mir ein Lager anwies und am  
 andern Morgen folgenden Kontrakt mit  
 mir verabredete und schriftlich aufsetzte:

» Georg Waller tritt von nun an in  
 » die Dienste des Herrn Johann Mi-  
 » chael Stäps, deutschen Schreib- und  
 » Rechenmeisters, wohnhaft im gold-  
 » nen Hute zu Leipzig. Wohlgedachter  
 » Herr Stäps verbindet sich, Georg Wal-  
 » lern Kost und Wohnung zu geben und  
 » ihn in der edeln Schreib- und Rechen-  
 » kunst zu unterrichten; wofür er nicht  
 » nur ihm und seiner Familie, treu, hold  
 » und gewärtig seyn, auch Tag und Nacht  
 » unverdrossen dienen soll, sondern nebst  
 » dem auch allen übrigen Einwohnern des  
 » goldnen Hutes, als da sind: Einheimi-  
 » sche und Fremde, Herren und Frau-  
 » en, Kinder, Knechte und Mägde, die  
 » seiner Dienste begehren und ihm da-  
 » für bezahlen. Wovon er den baaren  
 » Geldverdienst unverzüglich und ohne  
 » Schmälerung sogleich seinem Brod-  
 » herrn, Ehrenermeldten Herrn Stäps ge-



»treulich einzuliefern hat, dahingegen  
 »dickgenannter Waller alles was er an  
 »Kleidung oder Lebensmitteln bekommt,  
 »als sein Eigenthum behält, jedoch mit  
 »Vorbehalt, es gehörig anzuzeigen und  
 »nicht nach Willkühr damit zu schal-  
 »ten: Alles getreulich sonder Ge-  
 »fährde.»

In dem goldnen Hute, einem weitläufigen Gebäude, wohnten damals nicht nur verschiedene Familien, sondern auch Studenten, Siebenbürgische Kaufleute, und in Mefszeiten noch viele andre Fremde. Diese Leute brauchten bisweilen jemand zum verschicken, zum Kleider auskehren, Schuhputzen und andern kleinen Diensten. — Gleichwie nun in Paris ein Savoyarde ganze Gassen mit dergleichen Bedienung versieht, so war auch ich der Savoyarde vom goldnen Hute und verdiente in der That manchen schönen Groschen, der dem berühmten Rechenmeister sehr willkommen war; ob aber allemahl dem Patrone alles getreulich in die Kas-

se geliefert wurde, darüber möchte ich mich wohl nicht peinlich befragen lassen. Subtrahirte ich zu Zeiten einen Groschen der ihm laut Kontrakt gebührte, so addirte er sich auch vieles das laut detto mir zukam; und bey dem Artikel vom Unterrichte wäre auch manches zu erinnern. Er sah meinen guten Fortgang eben nicht mit günstigen Augen an, war sparsam mit der Lehre und wollte mich nicht zu frühzeitig in die Geheimnisse der Kunst dringen lassen. Aber diese Schwierigkeiten besiegte mein Genie, und da ich fleissig zusah, wenn der Meister andre unterwies, und bereits in Halle den Grund gelegt hatte, so machte ich schon in dem ersten halben Jahre Buchstaben, die von seinen eignen wenig zu unterscheiden waren, und am Ende des Jahres konnte ich Fraktur schreiben, Züge, grofse geschweifte Anfangsbuchstaben und alle übrigen sehr entbehrlichen Schnörkel, die mir in der Folge nur ein einziges mal in meinem Leben genutzt haben.



Zwey Jahre und drüber habe ich redlich bey Meister Hans Michel Stäps ausgehalten, und diese Zeit über keinen Mangel gehabt; denn die hohen Herrschaften, die ich bediente, gaben mir nicht nur manchen Bissen, sondern beschenkten mich auch mit abgetragnen Kleidungsstücken, die ich nach meinem Bedürfnisse umändern liefs.

Das war eigentlich der Zeitpunkt, in dem sich meine Geistesgaben entwickelten. Ich weifs zwar den Fortgang meiner Ausbildung weder so stufenweise anzugeben, wie der berühmte *Carl Pilger*, mein halber Namensvetter \*), noch weniger mich so weidläufig zu meinem Lobe auszuspinnen, wie er sich. Aber meiner natürlichen Fähigkeit, dem Umgange mit

---

\*) Ich nenne diesen Carl Pilger, der nur erst den ersten Theil seiner Wanderschaft unter dem Monde anno domini 1792 in einem Octavbände herausgegeben hat, meinen halben Namensvetter; denn wie ähnlich ist *Pilger* und *Waller*! Sonst bin ich gar nicht von seiner Familie, bin weder so wichtig, noch so weise, noch so weidläufig —

Menschen aus allerley Ständen, deren Thun und Wesen ich in meinem entfernten Verhältnisse aufmerksam beobachtete, und dem Lesen guter Bücher habe ich sicher das Meiste zu verdanken. Gellerts und Gottscheds Schriften waren zu der Zeit die Modelektur und für mich doppelt anziehend, weil ich die Ehre hatte, beide Herren von Person zu kennen. Gellert, der damals noch Magister war, kam fast täglich in den goldnen Hut, eine Verwandtinn zu besuchen. Er hat mich oft verschickt, sich oft von mir nach Hause leuchten lassen und mir Bücher, Geld, oder abgelegte Kleider geschenkt. Stäps machte ihm tiefe Bücklinge und filzte mich aus, wenn ich mich nach seiner Meinung zu frey gegen ihn betrug, denn ich hafte schon damals alle Grimassen. — Aber Gellert vertheidigte mich, hatte Wohlgefallen an meinem offnen, muntern Wesen, und liefs sich herab mich anzuhören, wenn ich ihm Fragen über Stellen aus seinen und andern Bü-



chern vorlegte; er ließ mir selbst gute Bücher, und korrigirte Aufsätze die ich aus eignen Antriebe versuchte. Seine Fabeln konnte ich fast alle auswendig und deklamirte sie so gut, daß er mich oft aufrief, ihm und andern eine herzusagen. Auch fieng ich damals schon an, Briefe im Gellertschen Geschmacke zu schreiben, und allerley liebliche Verslein zu machen, die ich einmal, wenn sich der Geschmack wieder auf jenen Standpunkt dreht, unter dem Titel: *Gedichte eines Schuhputzers*, herauszugeben gedenke. — Alles dieses that ich für mich selbst, und gar nicht auf Anleitung oder mit Zufriedenheit meines Herrn, der die Zeit die ich darauf verwendete für Verlust ansah. Mein natürlicher Trieb und eine ungemeine Lust zu Büchern und schönen Wissenschaften, machten, daß ich jede müßige Viertelstunde dem Lesen und Schreiben widmete, und Herr Stäps war gezwungen, mich mit Schonung zu behandeln, weil er meine Gönner fürchtete und ich ihm

über die Hand wuchs. Der Umgang mit mancherley Menschen, die mich duldeten, weil ich ein offner, muntre, dienstfertiger Junge war, erheiterte meine Begriffe, gab mir Weltkenntniß und machte mich vorsichtiger, fester und scharfsinniger als man mir nach meinen Jahren zutrauen konnte. Ich liefs mir nicht leicht etwas weifs machen, urtheilte schnell und betrog mich selten. Ich wufste es aber auch, fühlte meinen Werth und sah bey vielen Gelegenheiten meine Überlegenheit über ältere Menschen, aber ich wurde demohngeachtet nicht stolz, sondern fügte mich in meine Umstände, verglich die jetzigen mit den vorigen, und blieb gern in meiner Niedrigkeit, weil ich eben noch kein scheinbares Mittel sah, mich in eine höhere Sphäre zu schwingen. Ich putzte andern in aller Demuth die Schuhe, weil ich mit allem Hochmuthe keinen andern hätte zwingen können, mir die meinigen zu putzen. Indessen wurde ich doch zu grofs, zu bengelhaft und zu



weise für das Amt das ich bekleidete. Gellert ermahnte mich, bey jemand als Schreiber in Dienste zu gehn, und versprach mir einen Herrn zu verschaffen; aber der Zufall kam ihm zuvor.

Es kehrte ein königlicher Civilbeamter von Naumburg im goldnen Hute ein, ohne andere Gesellschaft als seine Frau, die er erst vor kurzem als Wittwe geheurathet hatte. Von diesem Paa-re wurde ich zum förmlichen Lohnlakayen aufgenommen, und war so glücklich dem Herrn und der Frau zu gefallen. Er brauchte mich zum Abschreiben seiner Prozessakten, und war so zufrieden mit mir, dafs er mir den Antrag machte, gegen dreyfsig Thaler jährlichen Lohn, Kost und was dazu gehört, bey ihm als Schreiber in Dienste zu treten, welches ich, ohne langes Besinnen, annahm. Da kam aber Herr Johann Michael Stäps und protestirte feyerlich, berief sich auf unsern Kontrakt, schützte Auslagen vor, die er mit mir wollte gehabt haben, schlug seine Lek-

Lektionen im Schreiben und Rechnen hoch an, redete von Undankbarkeit und erwähnte einer Menge Wohlthaten von denen ich nichts wufste. Dagegen re-  
 protestirte ich und die ganze Einwoh-  
 nerschaft des goldnen Huts. Das be-  
 wog ihn aber alles nicht mich zu ent-  
 lassen, sondern er bestand darauf, daß  
 er mich von der Gasse aufgenommen,  
 sich damit das Recht eines Pflegevaters  
 erworben, und die löbliche Absicht ha-  
 be, zu seiner Zeit für mich zu sorgen  
 und mir dereinst in einer kleinen Stadt  
 den Posten eines Schreibmeisters zu ver-  
 schaffen. — Es setzte zwar manche De-  
 batten über diese Materie, allein der  
 Herr von Naumburg hatte weder Macht  
 noch Lust, mich mit Gewalt oder heim-  
 lich wegzuführen. Gellert war ins Ge-  
 birge verreist, und ich mußte aushal-  
 ten. — Aber von dem Tage an war zwis-  
 chen mir und Herrn Stäps, dem Schreib-  
 meister, Hader und Widerderwillen.



## DAS VIERTE KAPITEL.

*Waller veranlaßt eine Trepanirung.*

Nichts geringers als eine dem ganzen goldnen Hute wichtige Komitragedie, die vielleicht auch wegen der respektwirkenden Kraft weiblicher Schönheit nicht ganz unbedeutend seyn wird, mußte das zuwege bringen, was keine menschliche Beredsamkeit vermochte. Aber ich kann mich nicht ohne Exklamation an die Erzählung derselben wagen. Ich rufe mit den Taschenspielern: Wer die Kunst versteht, verrathe den Meister nicht; das heißt: Wenn irgend ein ehrbares Mitglied beiderley Geschlechts von den Zuschauern und Theilnehmern folgender Scene, dieses Kapitel lesen sollte, so wird es nach Stand und Würde höflichst ersucht, weder den Autor in seinem Inkognito zu stören, noch die geringen Zeit- und Lokalveränderungen ungeneigt zu vermerken.

Wer ist wohl vor dreyßig oder vierzig Jahren in Leipzig gewesen, der nicht einmal von einer gewissen Doktorinn *Keinert* gehört hat, die in den Kohlgärten nistete und ein Gewerbe trieb mit frischen und unfrischen Dirnen? Der Name *Keinertinn* bezeichnete in Leipzig eben das par excellence, was eine Madame *Gourdan* in Paris, par excellence genannt *la Comtesse*, oder eine *Krebsinn* in Dresden. Alle diese ehrbare Matronen sind nun schon im Reiche der Schatten und werden wohl auch die meisten ihrer Schäflein bey sich versammelt haben. — Damals war nun ein sehr schönes Mädchen bey Madame Keinert. Ob sie Riekchen oder Fiekchen, Minchen oder Thrinchen hieß, das thut nichts zur Sache, genug sie hielt es für Geld und gute Worte mit jedem der sich an das Bureau besagter Dame in den Kohlgärten wendete.

In des goldnen Hutes zweitem Stockwerke wohnten ein paar alte Jungfern, gelbe, magere Gesichter, böse, zänkische



Megären die die ganze Welt hafsten, weil niemand sie lieben konnte, abgessagte Erbfeinde alles menschlichen Vergnügens, Betschwestern, die Tag und Nacht Lieder plerrten, und dabey alle andre Menschen für Teufelsbraten, alle Männer für Schelme und alle Weiber für etwas erklärten, davon man in einer gedruckten Schrift nur den Anfangsbuchstaben schreiben darf. Diese Satansengel hatten einen Neffen vom Lande bey sich der in Leipzig studirte, und den sie mit Fäusten schlugen oder mit Nägeln kratzten, wenn er nur einen Schritt aus der Furche wich, die sie ihm gezogen hatten. Er hiefs *Knall*, war ein wohlgebildeter Mensch, der zwar das Pulver nicht erfunden hatte, der aber demohngeachtet die gräfslichen Tanten oft hinters Licht führte, wobey ich ihm treulich beystand; aber an dem Abentheuer das ich jetzt erzähle, hatte ich keinen Antheil.

Der junge Mensch bewohnte ein besonderes Zimmer neben dem Neste der

alten Katzen und liefs sich nichts davon träumen, daß sie ein geheimes Loch in der Wand hatten, wodurch sie seine Handlungen beobachten konnten. An einem Abend begegnet ihm die angezeigte schöne Keinertsche Pflgetochter und läßt sich von ihm begleiten. Das Bürschchen mag ihr gefallen haben, oder sie war müde, nur immer Liebhabern nach der Phantasie ihrer Aebtissinn aufzuwarten; kurz, er practicirt die Schöne geschickt in sein Zimmer, schließt sie ein, geht zu den alten Korinnen zum Nachtessen und stellt sich so schläfrig, daß sie ihm selbst zureden sich niederzulegen, und gar keinen Anlaß zum Gebrauche des geheimen Lochs vermuthen. — Ob sie nun etwa in der Nacht ungewöhnliche Bewegungen verspürt haben, oder was sie sonst veranlafte ihre Unterlassungssünde zu bereuen, genug, sie schauen mit Anbruche des Tages in den Guckkasten und erblicken da zum Skandal ihrer keuschen Augen eine Weibsperson an der Seite ihres gottlosen Neffen. —



Ich habe zwar nichts weniger im Sinne als mich in den tragischen oder komischen Heldenton zu versteigen, aber das merke ich, daß ich ohne übernatürlichen Beystand irgend einer Muse oder Fee, unmöglich die Höllenwuth dieser alten Schachteln schildern könnte; also muß die Einbildungskraft des Lesers das Beste thun. Zorn und Neid waren die ersten Bewegungen die unter ihren welken Busen aufbrausten, allein noch ehe sich die, durch äusserliche Zeichen, durch Zetergeschrey oder andre Raserey kenntlich machten, kam noch eine dritte, gar feine Leidenschaft dazu — die Rache — die Schadenfreude, sich an Zerfetzung der armen Kreatur zu laben — und dieses süsse Vergnügen wollten sie mit langen Zügen einschlurfen, recht bequem genießen, und weil so etwas nicht alle Tage kommt, sich was rechts darauf zu gute thun. Sie suchten Zeugen ihres Triumphs zusammen und liefen im Hause herum, alle Einwohner von der bevorstehenden Sce-

ne zu benachrichtigen und sie als Zuschauer feyerlichst einzuladen. Wirklich versammelte sich das ganze Haus, besonders der weibliche Theil, auf den Gängen und Treppen und sah voll Erwartung dem Schauspiele entgegen. — Beide Harpyen näherten sich, mit Besen gewafnet, der Stubenthür, welche mit dem Hauptschlüssel geöffnet wurde. Sie drangen mit Geschrey hinein, und — es erfolgte eine Stille, die wir harrenden Zuschauer, besonders die, welche die Strenge und den stürmischen Charakter der Heldinnen kannten, nicht begreifen konnten — und wir erstaunten noch mehr, als wir nach Verlauf einiger Minuten das junge Schlachtopfer unversehrt, unangetastet, in blendender Schönheit, heraustreten, ganz gelassen die Treppe hinunter gehen, und die vermeinten Staupenschläger durch die offne Thür, mit ihren Besen im Hintergrunde, steif und unbeweglich stehen sahen. — Mir war das so unerklärbar, daß ich, der ich im ganzen



Hause freyen Zutritt hatte, sogleich Gebrauch davon machte, und der erste Zeuge der Bewunderung war, in der die alten Vetteln extasirt da standen. — Das Mädchen war schon angezogen, da sie über sie herfallen wollten, aber ihre Schönheit, die wirklich ausserordentlich war, hatte selbst diesen eingefleischten Teufeln Ehrfurcht eingeprägt; so, daß ihnen der Fluch im Munde starb, und der Besen aus der Hand fiel. — Sie entschuldigten ihre Schwachheit damit: »Die Person könnnte unmöglich ein gemeines Mensch, sondern müßte eine vornehme Dame seyn, die sich in ihren Vetter verliebt habe« — Da dieses eine von den Alten mit wichtiger Mine und geziertem Lächeln vorbrachte, welches auf ihren runzlichten Larven sehr lustig zu sehen war, und da ich die vermeinte vornehme Dame kannte; so konnte ich mich nicht enthalten laut zu lachen und meinem Freunde Knall, der wie ein armer Sünder da stand, einen schalkhaften Seitenwink zuzuwerfen. — Der wurde von den Fu-

rien aufgefangen und ruhte auf einmahl Grimm und Raserey in ihre Gesichtszüge zurück. Sie mochten merken, daß sie aus unzeitiger Ehrfurcht vor einer schönen Figur einen Fehltritt gegen ihre Grundsätze begangen hatten, schämten sich der Schwäche, und suchten nun ihr Müthchen an mir zu kühlen. Sie fielen mit dem Feldgeschrey: »Du verfluchter Kupp-  
 »ler!« über mich her und bearbeiteten mich mit ihren Besen so kräftig, als ob sie ihre fehlgeschlagene Erwartung zu prügeln bey mir doppelt einbringen mußten. Der plötzliche Überfall betäubte mich, ich suchte mich heraus zu winden und ergriff mechanisch das erste was mir in die Hände kam zur Nothwehre — das war unglücklicher Weise der Stiel einer Kohlpfanne, mit dem ich sinnlos und ohne alle mörderische Absicht, blos um mir Platz zu machen, einen kahlen Kopf der ihm im Wurf kam, so unsanft begrüßte, daß straks der weibliche Körper auf dem er saß, anstatt weiter zu dreschen, sich krümmend auf den Erdboden streckte, und



durch scheufsliches Schnarchen seine Betäubung zu erkennen gab. Ich hatte nicht Zeit und Lust, Beobachtungen darüber anzustellen, sondern retirirte mich zu Herrn Stäps, dem Herr Knall nach ein paar Minuten die tröstliche Nachricht brachte: Ich hätte seine Tante erschlagen. — Mir schien das unmöglich, aber Stäpsen schien es auf jeden Fall möglich, daß ich der Gerechtigkeit in die Hände kommen könnte und daß er die Atzungskosten tragen müßte. Er liefs mir also keine Zeit zum Nachdenken, sondern führte mich zu einem seiner Freunde, einem Küster, der mich auf dem Glockenthurm versteckte. Hier besuchte mich Herr Knall nach ein paar Stunden und meldete, daß seine Tante noch in großer Gefahr sey. Er rieth mir mit Zustimmung des Herrn Stäps, mich in der Nacht fortzumachen, und in dem Dorfe Rippach fernere Nachrichten oder den Naumburger Herrn abzuwarten, der mich mit sich nehmen wollte. — Auf dieser Flucht begleiteten mich etliche

Studenten, Freunde des Herrn Knall, der mich beym Abschiede mit einem Degen zu allenfallsiger Vertheidigung beschenkte. In Rippach hielt ich mich drey Tage bey einem Bauer auf, bis am vierten die Leuten von Naumburg erschienen, die durch dieses Dorf nach Hause reisten und mir meine Sachen mitbrachten. Herr Stäps, den der ungewisse Ausgang meiner Ehrensache und der Prozeß der ihm als meinem Pflegevater auf alle Fälle bevorstand, mit Zittern und Zagen erfüllte, lies mir den grämlichen Abschiedsgruß vermelden, »dafs er mich nie »wieder zu sehen wünschte.« Die Folge hat gezeigt, dafs seine Furcht nicht ganz ungegründet war, denn das Leben der alten Dame hat nur mit vieler Mühe und zwar durch das desperate Mittel des Schädelbohrers gerettet werden können. Der Herr von Naumburg kehrte sich übrigens an nichts und nahm mich nun unter den im vorigen Kapitel gemeldeten Bedingungen in seine Dienste.

---



## FÜNFTES KAPITEL.

*Waller wird geliebt und geprügelt.*

Ich reisete mit meinem neuen Herrn nach Naumburg an der Saale. Meine Garderobe bestand aus einigen zusammengeflochtenen und schon hin und her gewendeten Kleidungsstücken, einem mit heißen Bürsten gereinigten Hute, vier oder fünf Hemden, eben so viel Vorsteckermeln und außerdem noch in einem Schatze der mir lieber war als alles, — in dem Degen den mir Knall geschenkt hatte. Ich trug zwar Bedenken ihn an die Seite zu stecken, aber auch in der Hand war er mir das, was einem neugebacknen Ritter sein Ordensband ist. Ich hielt ihn auf der Reise fest mit beyden Händen umschlungen, und kam damit glücklich in Naumburg an.

Die einigen Jahre meines Leipziger Aufenthalts hatten mich nebst andern

erworbenen Kenntnissen auch schon aufmerksam auf das andre Geschlecht gemacht; aber ich kannte die Liebe nur aus dem Menantes, Talander, den steifen Gottschedschen und den züchtigen Gellertschen Schriften. Diese theoretischen Kenntnisse brachten mich um das Glück weiterer Fortschritte in der Praxis; ich glaubte nur an den in Romanen systematisirten weitschweifigen Weg, der erst nach vielen Vorbereitungen und Hindernissen zum Genusse führt; und diesen zu betreten hatte mich zeither das Gefühl meiner Niedrigkeit abgehalten. In den sinnlichen Mysterien war ich noch nicht eingeweyht, und die Blödigkeit hinderte mich Versuche anzustellen, und die Nymphen fanden keine Ursachen mir Muth zu machen, weil sie nicht Geld witterten. Im goldnen Hute waren zwar Leipziger Jungemägde mancherley, theils lieblich, theils unlieblich anzuschauen, aber jede hatte ihren Liebhaber, gegen den ich mich immer noch zu gering dünkte.



Aber hier in Naumburg suchte mich der Schalk Amor, der damals unter dem Namen Kupido sein Wesen trieb, ganz sanft ins Netz zu ziehen, und es wäre ihm beynahe gelungen, wenn ihn nicht sein Herr Bruder, der das Departement der Hanreyschaft dirigirt, im Stiche gelassen hätte.

Ich hatte meine angewiesene Schreibstube, in der mich meine Frau Principalinn fleißig besuchte, und mit allerley Dingen beschenkte die mir ganz nützlich und angenehm waren, z. B. Halsbinden, Schnupftücher, Schnallen u. d. gl. Da fing sich denn gemeiniglich der Diskurs also an: »Monsieur Georg! ich »habe bemerkt, daß Sie noch keine »Schnallen nach der Mode haben, wenn »Sie's nicht übel nehmen, möchte ich »Ihnen wohl ein paar verehren,» darauf dankte ich höflich, küßte ihr die Hand und sah in ihren Augen ein Feuer blitzen, das mit gewissen Beschreibungen meiner Romane übereintraf. — Ich verstand die Dame, war auch gar nicht

abgeneigt ihren Wünschen zu entsprechen, und sie gefiel meinen Augen, ob sie gleich fast noch einmahl so alt war, als ich — aber die Schüchternheit, die Ehrfurcht vor einer vornehmen Frau, und endlich mein Romansystem, dem zufolge ich glaubte noch viel sprechen und Hände küssen zu müssen, alles dieses bewahrte noch die Stirn meines Herrn. Indessen merkte das Weibchen wo es mir fehlte, und wählte einen Weg der bessern Fortgang versprach. Sie sagte mir einmal: »Mein lieber Georg! es »giebt tausenderley das sich oft zwey »Leute einander sagen möchten, aber die »Zunge will nicht gehorchen, da ist nun »ein Mensch der eine so hübsche Hand »schreibt wie Sie, viel besser daran als »ein anderer, z. B. sagen Sie mir einmal, hätten Sie mir nichts zu schreiben?« — »O ja! — »Nun so schreiben Sie geschwind. Ich will indessen »wo anders hinschauen.« Jetzt schrieb ich ganz deutlich — Ich liebe Sie. — Sie las — gab mir einen Kuß — wir



wurden gestört. — Und dieß war der erste und letzte.

An demselben Tage konnten wir uns nicht wieder sehen, denn Herr und Frau waren zum Abendessen eingeladen und kamen erst spät nach Hause. Ich aber, noch betäubt von dem Auftritte, hatte kaum die Augen geschlossen, als ich von meinem Herrn schon wieder aufgeweckt wurde, und das nicht mit der sanftesten Stimme. Er befahl mir, mich anzukleiden, um mit ihm in einem Geschäfte, welches etliche Tage dauern würde, aufs Land zu fahren, und machte mir durch seine Mienen und übriges Betragen eben nicht Muth zu weiterer Erkundigung über den schleunigen Anlaß zu dieser Reise. Er verließ mich nicht, half mir selbst meine Siebensachen zusammenpacken und befahl mit einem gewissen Eifer und einer Aufmerksamkeit, die mir sehr verdächtig vorkam, alles mitzunehmen was mir zugehörte; und so mußte ich mich endlich mit ihm in den Wagen setzen, oh-

ne gefrühstückt — und ohne mich noch einmal an dem holdseligen Anblicke meiner Schönen geweidet zu haben.

Wir fuhren drey oder vier Meilen in einem Stücke fort, schliefen oder stellten uns zu schlafen, und speiseten endlich des Mittags in dem Wirthshause wo wir fütterten, mit dem nemlichen feyerlichen Stillschweigen, welches wir unterwegs beobachtet hatten. Aber nach dem Essen lud mich der Herr Patron auf einen Spaziergang ein, und führte mich in eine einsame Gegend, wo er seinen Mund öffnete und Worte sprach die da lauteten wie folgt: »Ge-  
»org! Er wird sich zu erinnern wissen,  
»in welchem Zustande ich Ihn aufge-  
»nommen habe, — nun muß ich Ihm  
»sagen, daß ich Seiner nicht mehr be-  
»darf; Er muß gleich von hier aus Sei-  
»nen Stab weiter setzen, und darf nie-  
»mals wieder nach Naumburg kommen,  
»wenn Er nicht was schreckliches er-  
»leben will.« — Ich muß bekennen,  
daß dieser Vortrag, so wenig mir auch

*Walters Leben.*

D



der Hintersatz auf den Vordersatz zu passen schien, eine sehr schnelle Wirkung auf meine Augen machte; sie standen mir auf einmal voll Wasser; nicht aus Furcht vor dem rauhen Tone meines Herrn, noch weniger wegen der Aussichten für die Zukunft, an die ich gar nicht dachte — aber um des lieben Weibleins willen. Bey allem dem, und ob mir gleich der gestrenge Herr sehr scharf in die Augen sah, verlorh ich doch nicht alle Fassung. Ich raffte zusammen was ich an Unverschämtheit aufbringen konnte: »Herr« sagte ich, »das steht zwar bey Ihnen, mich zu behalten oder wegzuschicken, aber die Art, wie Sie hier mit mir verfahren, scheint vorauszusetzen, daß ich Ihnen etwas gestohlen oder mich sonst ungebührlich betragen habe, und diesen Verdacht möchte ich nicht gern auf mir zurücklassen.« — »Davon wollen wir nicht reden. Er wird schon wissen, warum ich Ihn fortschicke. Weil ich Ihn aber für unschuldiger hal-

»te, als Er vielleicht in der That ist, so  
 »werde ich Ihm ein gutes Attestat schrei-  
 »ben, und hier sind zehn Thaler als  
 »der Betrag Seines Lohns. — Es fehlt  
 »Ihm nicht an Geschicklichkeit, aber  
 »an Thätigkeit; auch kann ich Ihn sonst  
 »keiner übeln Aufführung beschuldigen;  
 »dafs ich aber meine guten Ursachen  
 »habe, also zu handeln, das wird Er  
 »wohl selbst einsehen. Ich rathe Ihm  
 »also wohlmeinend, geh Er, wenn Er  
 »seinen Abschied hat, hier gerade der  
 »Landstrafse nach, die Ihn auf Erfurt  
 »führt, dort wird Er schon wieder ei-  
 »nen Herrn finden; wenn Er aber um-  
 »kehrt, so schwöre ich, dafs es Ihm  
 »übler gehen soll, als Loths Weibe, auf  
 »der die Hirten ihre Messer schliffen. » —  
 Mein Abschied war bald geschrieben,  
 und meine Seele bald getröstet, denn ich  
 mufs zu meiner Schande gestehen, die  
 zehn Thaler in zwey Goldstücken wa-  
 ren ein kräftiges Pflaster auf meiner Lie-  
 beswunde. Ich schenkte dem Anden-  
 ken meiner Schönen noch einen Seuf-



zer, packte meine Sachen zusammen so gut ich konnte, und hängte, nachdem ich das was mir zu schwer war verkauft hatte, den Überrest an meinen Degen. So wanderte ich die Strafse nach Erfurt und brauchte unterwegs fleissig meine zwey goldnen Ludwige.

Nicht weit von Erfurt, da ich eben eine gestreckte Anhöhe herabging, sah ich einen Reisewagen umfallen, und warf aus natürlicher, fast unwillkührlicher Dienstfertigkeit, sogleich Degen und Bündel auf die Seite, um die vier Herren die darinn steckten und jämmerlich schrieen, heraus zu helfen. Der erste, dem ich diesen Dienst leistete, war ein kurzer dicker Mann, der im Wagen am meisten wehklagte und am lautesten lärmte, als er sich wieder auf den Füßen fühlte. Ich liess ihn den Kutscher ausfilzen so viel er wollte und half die andern drey ebenfalls heraus, griff auch herzlich zu, als es darauf ankam, den umgeworfnen Wagen wieder aufzurichten. — Nachdem alles in Ordnung war,

wurde ich von dem kleinen Manne wegen meiner thätigen Nächstenliebe dankbarlichst lobgepriesen, und sodann vor der ganzen Gesellschaft über Stand, Thun, und Wesen freundsamlich befragt. Da es sich nun fand, dafs ich kein grofser Herr, und auch eben an keinen bestimmten Weg gebunden war, so boten mir die Herren ihre Verwendung zu meiner Unterkunft an, und bis dahin einstweilen Sitz und Stimme auf dem Bocke ihres Wagens. Die wahre Ursache meines Naumburger Abschieds wufste ich in meiner Erzählung sehr weislich mit einer andern wahrscheinlichen Geschichte zu verschleiern, die ich aber bey dem besser unterrichteten Leser nicht wohl mehr anbringen kann; dagegen will ich ihm auch, da sich eben eine Gelegenheit darbietet, das nicht länger vorenthalten, was er doch über kurz oder lang erfahren mufs, und was ich selbst erst lange Zeit darnach erfuhr, nemlich durch welchen Zufall mein Herr so geschwind das Geheimnifs unsers erst



aufkeimenden Liebeshandels entdeckt hatte.

Ich habe schon gesagt, daß wir an dem Tage, da unsre Liebe zum Durchbruche kam, nicht mehr Gelegenheit fanden mit einander zu reden; aber meiner Dame lag die Sache so sehr am Herzen, daß sie sich straks, als ihr Herr Gemahl eingeschlafen war, aus dem Bette schlich, hinsetzte und für mich einen langen Brief zusammenstudirte, in dem sie eine förmliche Instruction zu meinem künftigen Verhalten entwarf, und mir Mittel und Wege an die Hand gab, wie wir bequem und ohne Gefahr unser Wesen treiben könnten. Bey dieser Arbeit mag sie sich zu lange aufgehalten haben. — Der Herr Gemahl wird munter, wittert etwas nachtheiliges für seine Stirn, steht ohne alles Geräusch auf, schleicht sich hinter seinen in Liebe und süßer Hofnung berauschten Eheschatz, und entreißt ihm mit räuberischen Händen das Papier, das unter allen Sterblichen am wenigsten für ihn bestimmt war.

In der Folge wird das Weiblein vielleicht einmal wieder auftreten; jetzt erfordert der Wohlstand, meine neuen Gönner und Patronen geziemend aufzuführen. Es waren Buchhändler von Frankfurt am Mayn, die von der Leipziger Messe kamen, freylich ganz andre Leute, als mein ehemaliger Principal mit dem Schubkarren. Es waren galante Herren, die auf der Strasse lebten wie sichs gehört, lustige Kunden, die Schwänke liebten und mich an ihren witzigen Einfällen, so wie an ihren geräucherten Zungen Theil nehmen ließen. Der kleine dicke aktive Mann, Herr Pafs, war ein Original, ein Mann, der Verstand und Kenntnisse hatte, aber auch einen außerordentlichen Trieb zum Zanken, Hofmeistern und Widersprechen, und eine so gute Meinung von sich selbst, daß er sich immer eine Stufe höher als andre Menschenkinder dünkte. Ein solcher Mann ist leicht zum Besten zu haben, wenn sich ein paar schlaue Köpfe zusammen verstehen; und das war bey



dieser Gesellschaft der Fall. Herr Pafs wurde nur immer gereizt, mit den Gastwirthen und Postmeistern zu zanken, und wenn ihn die mit Grobheiten regalirten und er sich halb todt ärgerte, lachten die andern Schälke in die Faust, und hetzten ihn dadurch, daß sie ihm Beyfall vorheuchelten und auf seine Gegner schimpften. Ich habe den Mann in spätern Jahren genau gekannt und weiß, daß er seinen damaligen Reisegefährten in vielem Betrachte überlegen war; aber die unselige Kommandirsucht brachte ihn dahin, daß er in gewissen Augenblicken auch von Dummköpfen gefoppt werden konnte, und ihnen Stoff zum Lachen gab. Nun kann ich selbst nicht läugnen, daß ich noch jetzt, gegen meine Grundsätze, mit der erbsündlichen Untugend behaftet bin, oft ganz unwillkührlich in Gelächter auszubrechen, wenn ich gallsüchtige Menschen über geringfügigen Anlaß wie rasend toben sehe. Es war also nichts außerordentliches, daß ich damals, da ich noch gar keine

Grundsätze hatte, in diesen Fehler verfiel, und nun zum zweytenmale die in meinem Verhältnisse, der Ordnung nach, darauf gebührende Strafe empfing.

Als wir bey Eisenach einen hohen Berg hinauf fuhren, und abgeseßen waren, blieb Herr Pafs etwas zurück. Die löbliche Reisegesellschaft machte gleich den Plan, seine Galle in Bewegung zu setzen, und liefs den Kutscher, als wir auf die Spitze des Berges kamen, so geschwind hinunter fahren, daß der kleine Körper fast eine Stunde lang zu Fusse nachlaufen mußte. Die Herren lachten im Wagen nach Herzenslust, freuten sich auf die Grimassen die uns Herr Pafs zum besten geben würde, und da wir endlich stille hielten und er ankam, da wirkte seine drolligte Figur und sein konvulsivischer Zorn so auf mein Zwergfell, daß ich mit lautem Gelächter herausplatzte, dahingegen die Herren Passagier mit ehrbaren Gesichtern zum Wagen herausschauten, Herrn Pafs beklagten und ihm



getreulich beystanden, als sie merkten, wo sich sein Zorn hinwendete. Sie warfen alle Schuld auf mich, ich sollte dem Postillon schadenfroh gesagt haben, daß die Herren schon alle im Wagen wären u. s. w. 'Aus diesen Gründen, die ich durch mein muthwilliges Lachen scheinbar bestätigte, fiel der Grimm des Herrn Pafs ganz allein auf mich, er trieb mich vom Kutschersitze und befahl mir, zurück zu bleiben, ohne daß einer der übrigen drey Bösewichter nur ein Wort zu meinem Besten gesprochen oder mir nur eine mitleidige Miene geschenkt hätte. — Da stand ich nun wieder mit meinem Degen — und wer wirds glauben? — ich lachte noch immer fort, ohngeachtet meines isolirten Zustandes. Aller Unwillen, den ich einige Minuten fühlte, ging mehr auf die falschen Buben, die mich ihrer Schalkheit aufgeopfert hatten, als auf den Mann, an dem ich verdient zu haben glaubte, daß er mich von der Kutsche stiebs.

## SECHSTES KAPITEL.

*Waller will ein Geck werden, und wird ein  
Herrnhuter.*

Wer da denkt, daß meine damalige Lage Mitleid verdiente, der irrt sich. Ich wünsche mir noch heut die nemliche Zufriedenheit und Heiterkeit. Gesund, unabhängig, eine nach meinen Begriffen wichtige Summe in der Tasche, einen Degen in der Faust, die Aussicht, überall mit der Feder mein Brod zu verdienen, und der Dünkel, schöner Frauen Liebe nicht unwerth zu seyn, das ist doch wohl kein verzweifelter Zustand. Ich sprach den Buchstabenkrämern Hohn und zog meine Strafe, auf der ich ohne besonderes Abenteuer endlich zu einem Scheidewege gelangte, so wie einst Held Herkules. Ich konnte zwischen Frankfurt und Kassel wählen. Weil mich nun ein Frankfurter Bürger geschlagen, und zwey an-



dre mit falschen Zeugnissen gekränkt hatten, so richtete ich meinen Weg nach Kassel, und fand dort was ich suchte. Ohne viele Nachfrage und Erkundigungen putzte ich mich den ersten Morgen nach meiner Ankunft so zierlich als ich vermochte und durchkreuzte die Gassen. Ich kam an das Rathhaus, sah da viele Herren und Knechte Treppen hinauf und herunter rennen, und postirte mich an einen Ort, wo ich jeden derselben höflichst fragen konnte: Ob er niemand wisse der einen Schreiber brauchte? Einige schüttelten die Köpfe, andere fragten: Ob ich rasiren und frisiren könnte? und noch andere suchten bey mir Wissenschaften die einen Professor geziert hätten. Das schreckte mich aber alles nicht ab, standhaft auf den Mann zu warten, der nichts mehr oder weniger brauchte als einen Schreiber — und er kam. — Ein junger Licentiat der Rechte liefs sich auf meine Anfrage mit mir in ein Gespräch ein, betrachtete meine Handschrift, über-

las mein Naumburgisches Zeugniß, und nahm mich mit sich in sein Haus. — Bey diesem rechtschaffnen Manne habe ich einige Jahre zugebracht, fleißig geschrieben, manches gute Buch aus seinem Vorrathe gelesen, mich unter seiner Anleitung noch in andern Wissenschaften geübt, die mir in der Folge sehr genützt haben, lateinisch und französisch nach Nothdurft gelernt, und sowohl bey ihm als mehreren Herren in Kassel ein ordentliches Leben geführt. — Wie das zugegangen ist, das soll dem Leser nicht verborgen bleiben.

Gewiß! ich kam weder mit der Anlage noch dem Vorsatze zu einem regelmäßigen Wandel in Kassel an. In Leipzig war ich noch zu kindisch für die Laster die ich da kennen lernte, und mein Verhältniß war zu niedrig und zu eingeschränkt für kühne Unternehmungen. In Naumburg machte mich der Wechsel meines Glücks zum stolzen, und endlich die Liebe der Frau zum verliebten Affen. Durch die Standeser-



höhung vom Schuhputzer zum Schreiber, und den freundlichen Blick einer Huldgöttinn, die mir ein höheres Wesen zu seyn schien, wurde ich sehr zufrieden mit meiner eignen werthen Person, dreist und begierig auf glücklichere Abentheuer, die ich in Kassel häufig zu finden hoffte. Ich verliebte mich in jede weiße Schürze, putzte mich mit großer Sorgfalt; so gut es nur meine armselige Garderobe erlaubte, und war Narr genug zu glauben, daß ich in einem Kostum, aus dem Armuth und Thorheit strahlte, gar bald Eroberungen machen müßte. Ich gefiel mir selbst, und war mit einem Worte ein *kompletter Geck*. —

Mein Herr hatte Mitleiden mit meiner Armuth. Er machte mir Kredit bey Kaufmann und Schneider, und verhalf mich zu neuer Kleidung. Da trat ich denn das erstemal in meinem Leben ganz neu gekleidet auf, und schämte mich fast meiner Herrlichkeit, weil ich glaubte, aller Welt Augen wären nur

auf mich gerichtet. Ich schien mir selbst ein unwiderstehlicher Adonis, baute die schönsten Luftschlösser und ging muthig auf Liebesabentheuer aus — aber, da fehlte es nun am Gegenstande. — Keine alte Duegna kam, mich mit verbundenen Augen in einen Pallast zu führen, und ich war noch zu unbekannt in der Stadt, um mir selbst etwas aufzusuchen. Mein Herr war unverheurathet, und im ganzen Hause kein weiblicher Körper als eine alte Köchinn, die weder selbst zum Liebeshandel geneigt war, noch geneigt schien dergleichen zu begünstigen. Diese ehrbare Köchinn war still und eingezogen, verrichtete ihre Geschäfte mit großer Sorgfalt, und leistete mir alle möglichen Dienste, die einem jungen Menschen, der in ein unbekanntes Haus kommt, angenehm seyn konnten. Dabey führte sie eine gewisse fromme Sprache, die mir zwar fremd war, die mich aber an ähnliche Formeln erinnerte, welche ich in meiner Kindheit zu Halle gehört hatte. Dieses ihr ernsthaftes Betragen



und exemplarisches Leben hielt mich in Respekt, hinderte mich aber nicht, auf ihre Nichte, ein hübschen Mädchen die bisweilen zu ihr kam, Jagd zu machen. Ich fand Gelegenheit, diese Schöne an einem Sonntage Nachmittags in unserm Hause allein zu sprechen, und kramte da alles aus was ich aus den galantesten und beliebtesten Romanen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen behalten hatte. Es war eine Liebeserklärung nach allen Regeln, aber ohne sonderliche Wirkung auf die Schöne. — Indessen da ihr Schweigen und die Röthe ihrer Wangen eben keinen merklichen Unwillen, sondern nur Verlegenheit und Unkunde meiner Sprache verriethen; so wollte ich meine Rolle ausspielen, und mich nach Art der Helden und Schäfer meiner Romane zu ihren Füßen werfen — aber das wurde durch die Ankunft der Tante Köchinn verhindert. Diese merkte wohl, daß unter uns etwas vorging, sie hielt sich aber nicht dabey auf, sondern fing ganz kaltblü-

blütig einen andern Diskurs an, wovon das Wesentliche darauf hinaus lief: daß Menschen die nicht in der Gnade ständen, auf Thorheiten und Laster verfallen und alles nur mit fleischlichen Augen ansehen müßten, daß aber ein Kind des Heilandes vor dergleichen Anfällen sicher sey und das was die Welt liebt, mit Verachtung ansehe. — Ich hielt für zuträglich, in diesen frommen Ton einzustimmen und heuchelte Verlangen nach näherer Explication; worauf die Köchinn mir erzählte, der Stand der Gnade sey der glücklichste dieser Zeitlichkeit, und sich erbot, mich zu einem Häuflein so glücklicher Menschen zu führen, wo ich das weitere sehen und finden könnte. Während dieser Unterredung beschäftigten sich zwar meine Augen noch immer mit dem fleischlichen Gegenstande der Nichte, aber um mich der Tante gefällig zu machen, nahm ich das Anerbieten an, und ging noch denselben Abend mit beyden in das Haus eines Schusters, wo wir eine

*Wallers Leben.*

E



zahlreiche fromme Versammlung fanden. Herr Dorius, ein freundlicher, schon etwas ältlicher Mann, der den Vorsitz hatte, empfing mich, ob ich ihm gleich ganz unbekannt war, mit einem so treuherzigen, offenen und vertraulichen Wesen, daß er mich gleich beym ersten Willkommen ganz für sich einnahm. Der Vortrag an seine Gemeinde, dem ich nun beiwohnte, und die Einfalt und ganz ungekünstelte Vertraulichkeit, mit der er einen jeden insbesondere behandelte, liefs mir gar keinen Zweifel übrig, daß die Sprache seines Mundes Überfließung des Herzens sey, und machte mich so aufmerksam auf seine mir noch ganz unbekannte Materie, daß ich den Abschied der übrigen kaum bemerkte, und zuletzt nur noch allein bey ihm blieb. Dieses mein längeres Verweilen war ihm Beruf genug, mich mit ganz offenherzigem Auge um den Zustand meines Herzens zu befragen, wovon ich ihm keinen Bericht geben konnte. Er brachte mich nach und nach auf

die Grundlinien des Christenthums, die ich zwar in Halle gelernt, an die ich mich aber seitdem nur selten, einzeln und obenhin erinnert hatte; er benahm mir den Irrthum, nach dem ich die Religion bloß in der Erfüllung strenger Pflichten suchte, und faßte mich mit einem so liebeichen, zutraulichem Tone, daß er mich schnell gewann, daß ich heftig gerührt wurde, und in ihm einen Engel zu meiner Erweckung vom Himmel gesandt, zu sehen glaubte. Er schreckte mich nicht mit dem Hammer des Gesetzes, und predigte nichts von Buße und Kreuzigung des Fleisches samt den Lüsten und Begierden, er setzte mich nicht zur verdamnten Kreatur herab, aber er führte mich auf den eignen Vortheil des Menschen, über sein zeitliches und ewiges Wohl nachzudenken, auf die traurigen Folgen, die ein über seinen Seelenzustand sorgloser Mensch auch in dieser Welt zu erwarten hat, und auf die Herrlichkeit und das Wohlbehagen der Erweckten, die



über diesen Punkt, wie er sagte, in Richtigkeit wären. Kurz, der Mann gab schon bey der ersten Unterredung meinem ganzen Denken eine andre Richtung. Seine Worte drangen mir ins Herz wie spitze Nägel, und pflanzten durch einen schnellen Übergang von sorgloser Thorheit zum Tiefsinn, Zweifel und Schwermuth in meine Seele. Das dauerte aber nicht lange. Bruder Dorius wufste mich schon wieder aufzurichten und brachte es in wenig Tagen so weit, daß mich ein Gefühl seines Hauptgrundsatzes, der Liebe zum Heilande, nach der er mich, mit Beseitigung alles Übrigen, allein zu streben anwies, von der gesetzlichen Peinigung abzog, so, daß ich den geschilderten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben glaubte, und eine unbeschreibliche Heiterkeit in meiner Seele empfand. Das Beispiel so vieler Menschen, die sich alle rühmten, in diesem glücklichen Zustande zu seyn; die Überzeugung, daß mich aufser dem nichts glücklich und selig machen

könnte, und daß es nur an mir und meinem aufrichtigen Wunsche läge, den Heiland zu lieben, und eben so wie die andern von ihm geliebt zu werden, wirkte so stark auf meine Einbildungskraft, daß sich ein gewisser Eindruck in mir bildete, den ich ganz für das hielt, was man dort *Gnade* heisst; und nun war ich wirklich glücklich in meiner Einbildung. Ich fühlte in dem Zirkel meiner herrnhutischen Geschwister eine Seelenruhe, die mir gar nichts zu wünschen übrig liefs, und wenn ich am Tage, mir selbst überlassen, oder bey meinen Geschäften einige Minuten aus dem Gefühle meiner innern Selbstgenügsamkeit kam, so kehrte ich doch in den gewöhnlichen Abendversammlungen gar bald wieder zurück. Bruder Dorius, dessen Leitung ich mich ganz überliefs, mit dem Vertrauen eines Reisenden auf der See, der sich der Kenntniß und Erfahrung des Schiffers anvertraut, hatte mir die Aufrichtigkeit zur Grundregel gemacht, ohne welche nichts



für mich und jeden der sein Heil suchte, zu hoffen sey. Das glaubte ich, und da ich schon ohnehin aufrichtig gegen ihn war, so entfaltete ich ihm, als einem Gewissensrathe den ich liebte, mein ganzes Herz, verbarg nichts was darinn voring, und that es gern, weil ich nichts dabey zu wagen hatte, weder Vorwürfe, noch strenge Buße, oder Drohworte von ewiger Verdammnis. Der Mann besafs eine unwiderstehliche Kunst, Menschen an sich zu ziehen. Man merkte bey ihm keinen pharisäischen Sauerteig, keinen stolzen Lehrerton, sondern ein Interesse, das er gleich zu dem Interesse dessen zu machen wufste, den er bekehren wollte. In seinem phlegmatischen Vortrage war Zutraulichkeit und Salbung. Nie zeigte er Verachtung oder Erstaunen, wenn die Rede von Sünden und Lastern war. »Alles das, »sagte er, liegt in der menschlichen »Natur, steckt in mir und einem jeden, »und artet gelegentlich zu den gröfsten »Schandthaten aus, wenn der Mensch

»nicht das Mittel ergreift, sich mit dem  
 »Heilande in eine solche Verbindung  
 »zu setzen, daß ihn der nicht fallen  
 »läßt. Du kannst der Sünde nicht aus-  
 »weichen, so lange du nicht diesen  
 »Weg ergreifst, denn Sünde ist Natur,  
 »und wenn du in dem natürlichen Zu-  
 »stande nicht sündigst, so ist nicht et-  
 »wa dein guter Wille die Ursache, son-  
 »dern dein besserer Verstand, der  
 »Mangel an Gelegenheit, die Scham,  
 »Furcht vor der Strafe oder andere  
 »weltliche Umstände; wenn du aber  
 »einmal mir dem Heilande gut stehst,  
 »dann weicht die Sünde von selbst, und  
 »es ist seine Sache, dich davor zu be-  
 »wahren.«

In diesem Systeme, das ich eben  
 nicht Beruf habe theologisch zu prüfen,  
 liegt etwas ungemein beruhigendes für  
 den, der von ganzem Herzen daran  
 glaubt und sich, abgezogen von allen  
 andern Nebenideen, allein daran fest  
 hält. Die Hauptsache ist diese: Die  
 Mittelperson zwischen Gott und dem



Menschen erscheint weder als Engel noch Heiliger, weder als Schutzgeist noch Fürsprecher, sondern als ein allmächtiger Freund, der sich herabläßt uns bis zur Tändelei zu lieben. Er prägt sich in dieser Gestalt auf verschiedene Art, immer mit homogenen Objekten in den Sinn, so daß der, der glauben kann oder will, da er nichts denken darf das ausser dem Zirkel seiner Begriffe liegt, gern an einem Gegenstande hängt, der allen seinen Bedürfnissen und Angelegenheiten gewachsen ist, auf den er alles werfen kann, was seine Ruhe oder Zufriedenheit stören will, und der ihm immer als ein großer Freund, der ihm zu gefallen klein wird, vor den Augen der Seele schwebt. Der Aphorismus: »Wenn man nur mit dem »Heilande gut steht, so mag's im übrigen »gehen wie es will« enthält das Fundament der Seelenruhe des gemeinen Mannes, und durch diese die Konsistenz und den *Esprit de corps* der herrnhutischen Gemeinde. Der Mensch, der sich auf die-

sem Punkte fest setzt, wirft, wie ein Verliebter, alles was keinen Bezug auf den Gegenstand seiner Liebe hat, rechts und links auf die Seite; er hält nichts für wichtig, als was damit in Verbindung steht; er trotzt jedem andern Unfalle der nicht den Verlust dieser Liebe befürchten läßt, und begränzt in dem Besitze dieser Idee alle seine Hoffnungen. Die Folgen eines so einfachen Satzes auf das Ganze sind so wichtig und ausgedehnt, daß ich weitläufig werden müßte, wenn ich sie entwickeln wollte. Es ist aber aus diesem Wenigen schon zu sehen, daß die Herrnhuter sowohl von ihren Freunden als Feinden meistens ganz falsch beurtheilt werden, und daß auch eine genaue Bekanntschaft mit ihren Gliedern, und ein langer Aufenthalt unter ihnen, noch keine vollkommene Kenntniß ihres moralischen Gebäudes voraussetzt, wenn nicht der Beobachter nebst andern zum Menschenforscher erforderlichen Eigenschaften, in aller Bedeutung selbst Herrnhuter war.



Ich halte dieses Volk im Ganzen für sehr glücklich, ohne zu behaupten, daß jedes Mitglied für sich selbst so glücklich sey, als viele darunter sind, als es besonders der gemeine Mann ist.

Ob ein tiefdurchdachter Plan des Stifters, oder der Zufall bey der Ausführung, den großen menschlichen Wunsch der Seelenruhe zum Schwungrade dieser Gemeinde gemacht hat, das gehört in ihre, nicht in meine Geschichte. Wenn man bedenkt, daß die Leiden und Trübsale der Menschen in einer Welt wie die jetzige, meistens nur aus wirklichen oder eingebildeten Seelenkränkungen bestehen, aus Vorurtheilen, falschen Begriffen, die auf eingeführte Gewohnheiten fußen, aus Mißvergnügen, Nahrungssorgen, Ehrgeiz, Lügen, Neid, Schulden oder Prozessen, von welchen allen den Mitgliedern der herrnhutischen Gemeinde gar nichts aufstossen soll; wenn man die Einfalt des Denkens, die ein jedes Mitglied vor allem Zweifel über das Ganze bewahrt, und

die sehr klug eingerichteten physischen Anstalten bey diesem Volke betrachtet, so möchte man fast den Zustand des gemeinen Mannes unter ihnen für glücklicher halten, als in jeder andern bekannten Verfassung menschlicher Gesellschaft, besonders an denen die in der Gemeinde gebohren und erzogen sind, und die andre Welt nicht kennen. Die Hauptursache mag Täuschung seyn, aber die Folge die daraus entspringt, die Zufriedenheit, ist doch etwas reelles. Ich weiß kein menschliches Verhältniß, keinen Ort der Welt, wo man den Verlust der Freyheit ein Glück nennen kann, als bey dieser Gemeinde. Sie dünken sich frey, und finden selbst in der Kette die sie bindet, das Symbol der Freyheit.

Ich erinnere mich noch meiner glücklichen Situation unter Dorius Leitung. Ich bekümmerte mich um keines der Dinge die gewöhnlich dem Menschen Sorgen machen, meine Leidenschaften schliefen, der Gedanke an einen unsichtbaren Freund war immer gleich bey der Hand,



wenn mir ein geistlicher oder weltlicher Anstand in den Weg kam. Der Trieb zur Wollust, der auch bey gesunden Menschen nicht immer bloß physisch, sondern oft Folge vorhergegangener Gedanken an sinnliche Gegenstände ist, konnte mich nicht überwältigen, denn ich wich ihm aus, schöpfte die Hoffnung, daß mich der Heiland zu seiner Zeit mit einer Frau versehen werde, und eilte, nach dem Rathe meines Dorius, zur Arbeit, oder in die Gesellschaft meiner Brüder, wenn ich Anfälle verspürte. Das kann ich aber auch nicht verbergen, daß ich bald eine gute Portion Stolz auf meine Bekanntschaft mit dem Heilande und daraus erwachsene eigene Glückseligkeit hegte, und mich gegen die Weltkinder groß dünkte. Sah ich einen vornehmen oder berühmten Mann, oder las einen vortrefflichen Schriftsteller, so dachte ich: »Was hilfts!«  
 »er ist doch kein Kind des Heilandes,  
 »und also gegen dich ein armer un-  
 »glücklicher Mensch!«

## DAS SIEBENTE KAPITEL.

*Waller soll ein Schneider werden.*

Mein Herr, der Licentiat, hatte nichts dagegen, daß ich mich zu den Herrnhutern hielt, ob er gleich selbst keiner war; er sah es vielmehr gern, und erlaubte sich auch nicht den geringsten Spott über meine Bekehrung durch seine alte Magd. Hingegen diente ich ihm auch treu und fleißig, und verdiente das Zutrauen das er in mich setzte. Er begegnete mir wie seinem Freunde, und wollte sich nie von mir trennen; aber ich selbst sagte ihm den Dienst auf, weil ich den Bruder Dorius so lange bat, bis er meinetwegen nach Herrnhut schrieb und mir die Erlaubniß auswirkte dahin zu kommen. Das war das Ziel aller meiner Wünsche. Ich hatte so viel von Herrnhut gehört, und versprach mir so große Wonne im Centrum der Gemeinde, daß ich diese Er-





laubnifs mit der schönen Aussicht die sie begleitete, um kein Königreich vertauscht hätte, zumal da ich gewifs glaubte, dafs es der Wille des Heilandes war; denn wir hatten nach herrnhutischer Weise darüber gelooset.

Ob aber Bruder Dorius bey dieser mystagogischen Handlung etwas versehen hat, oder was es war? der Erfolg widersprach dem Orakel. Ich glaube gewifs, dafs ich, wenn ich nie aus Kassel oder nur nicht nach Herrnhut gegangen wäre, noch jetzt bey den mährischen Brüdern seyn, und vielleicht den Schatz der Zufriedenheit noch besitzen würde der mich damals so glücklich machte.

Es reiseten einige Brüder von Zeist aus Holland durch Kassel, und nahmen mich mit nach Herrnhut. Hier traten nun gleich Umstände ein, die den alten Adam in mir aufweckten. Erstlich fand ich da niemand, zu dem ich das Zutrauen haben konnte, das ich zu Dorius hatte, und niemand machte sich

mit mir so herzlich und vertraut zu schaffen, wie es dieser Mann in Kassel that. Ich hatte auch das rechte Schibboleth der Gemeinde noch nicht in meiner Gewalt, um auf die gewöhnliche ganze brüderliche Behandlung Anspruch machen zu können. Ich weiß nicht, ob der Fehler an mir lag oder an den andern? Darunter verstehe ich das simple, ungezwungene Wesen, woraus man schliessen kann, daß der Mensch alles das von ganzem Herzen glaubt, was er glauben soll, und daß er sich mit Freuden allem dem unterwirft, was man mit ihm zu thun für gut befindet. Die Herrnhuter haben in diesem Stücke ein sehr feines Gefühl. Sie wissen Blödigkeit, den *pudor rusticus* und andre unschuldige Naturgebrechen von Mißtrauen, Zweifel oder Heucheley meisterlich zu unterscheiden. Ein Heuchler wird schwerlich unter ihnen aufkommen, er müßte es denn erst werden, wenn er schon eine Zeitlang aufrichtig war. Bey mir



war das alles vom Anfange nicht; aber nach und nach fieng ich an, Mißtrauen in die Ältesten der Gemeinde zu setzen, weil mir ihr Ton gegen mich nicht so schien, wie es Brüdern eigne und gebühre. Es mag seyn, daß die Regierer des Volks etwas besonders haben, und wenn es so ist, so glaube ich, daß es ein jeder für sich hat, ohne sich darüber gegen den andern mit Worten herauszulassen, weil er ohnehin wohl weiß, wie sein Kollege denkt, *sie verstehen einander ohne zu sprechen*, helfen einander ohne Abrede, und arbeiten in praxi gemeinschaftlich an einem Zwecke, der sie, wenn sie sich über die Theorie unter einander herausliessen, mit ihren ausgehangenen Grundsätzen in Kollision bringen möchte; nur muß man den gemeinen Mann, und jeden unter ihnen der kein großes Genie ist, nicht mit zu der *cause mouvante* rechnen. Ein ordinairer Herrnhuter *in statu passivo* ist kein Regierer, und wenigstens, wie ich schon gesagt habe, seiner Meinung

nung nach, sehr öfters ein glücklicher Mann.

In Kassel galt ich für ein Kind des Heilands, ich weiß selbst nicht ob ich's war? Aber ich hatte nichts verborgnes im Herzen, redete so wie ich's meinte, und man glaubte mir. Hier in Herrnhut wurde ich beobachtet, ich merkte Mißtrauen und ward stutzig. Mein Stutzigwerden nahm man für Unlauterkeit — und dazu kam noch ein verzweifelter Umstand, der mich ganz darnieder schlug. Man sagte mir, daß jeder Bruder sein Brod mit eigener Hände Arbeit verdienen müsse, und fragte mich, wie ich das machen wollte? Ich kramte meine Schreiberey aus, aber das war nichts; fast alle Knaben der Gemeinde konnten so gut schreiben als ich, und Schreiber brauchte man überhaupt nicht. Ich wurde also über meine Talente und Fähigkeiten geprüft, und man beschloß nach einigen Berathschlagungen, — noch fühle ich den elektrischen Schlag dieses Resul-



tats — ich sollte *ein Schneider* werden. Gewifs! in der Ziegelhütte bey Altenburg würde ich mir es für ein großes Glück geschätzt haben, wenn mich ein Schneider hätte in die Lehre nehmen wollen; aber jetzt, nachdem ich schon alle schönen Geister Deutschlands gelesen, und einen Degen getragen hatte — wenn gleich nicht immer an der Seite — nun sollte ich auf einmal alle meine erworbenen Kenntnisse abschwören, und meine Wißbegierde bloß auf eine feine Nath und guten Schnitt einschränken! — Indessen ich fügte mich, jedoch nicht ohne innerlichen Unwillen. Ich begab mich mit Zittern und Zagen in das Zimmer der Nadelhelden Herrnhuts, und ließ mich ganz geduldig in den Elementen dieser edlen Kunst unterweisen, würde auch aus Liebe für das Ganze meinen Stolz überwunden und noch diese Schmach willig getragen haben, wenn mich nicht der Vater der Lügen in einen andern Spektakel verwickelt hätte, der alles verdarb.

Es ist bekannt, daß alle ledige Brüder in Einem Hause wohnen, darum heist es das ledige Brüderhaus, und in diesem hatten wir Schneider auch unser besonderes Arbeitszimmer; aber es wohneten auch noch viele andre Brüder in dem Hause, die keine Schneider waren; unter andern auch ein Graf. Ich hatte ihn im Vorbeygehen ein paar mahl gesprochen, und mich wenig an seiner Weisheit erbaut; auch war er bey der Gemeinde nicht so ganz im Geruche der Heiligkeit. Nun hatte mir Bruder Dorius, wie Paulus dem Timotheus, alle Gewissenszweifel über ein gutes Glas Wein gelöst, und zu dem Ende den Alikantenwein, den man zu Herrnhut im Gemeindehause, das ist, im Wirthshause haben kann, als ein treffliches Getränk anempfohlen. Da kam mir nun einst die Lust an, ihn zu versuchen, und ich wollte gegen baare Bezahlung bey Bruder Konrad Eichhorn, dem Wirthe im Gemeindehause, meine Flasche füllen lassen. Bruder Konrad hatte eine Haus-



ehre, Bärbel genannt, das war ein weinerlich freundliches Ding, das sich an seinem Spinnrädlein gern mit den Gästen in Gespräche einliefs; und dieser löblichen Gewohnheit zufolge, fragte sie auch mich, da der Mann im Keller war, für wen ich den Wein holte? — Hätte mich diese Parce, die meinen Herrnhutischen Faden abschnitt, — hätte sie mich gefragt, ob der Wein für mich sey? so hätte ich gewifs nicht gelogen; aber so legte sie mir die Lüge gleichsam selbst in den Mund. Ich sagte leider! — der Wein sey für den Bruder \*\* d. h. für den Grafen. Ob nun der keinen Wein trinken durfte, oder wie das zusammenhing? genug, es wurden Untersuchungen angestellt, ich fiel auf gewisse Art in die Gemeindezucht, und kam, um dieser kleinen Lüge willen, in so übeln Ruf, oder bildete mir es nur ein, daß ich befürchtete, man würde nach einem zweyten Vergehen mich vor das Thor führen und steinigen vor der ganzen Gemeinde. Kurz, ich beschloß hier nicht län-

ger zu weilen, schnürte ganz in der Stille meinen Bündel und wollte mich heimlich fortmachen; das ging aber nicht. Als ich mich von unserm Schlafsaale mit Tagesanbruche behutsam hinunterschlich, siehe! da kam der Bruder der die Nachtwache hatte und fragte ganz kaltblütig:

»Willst Du fortgehen?«

Zum zweytenmale wollte ich nicht lügen, sagte also — »Ja!« —

»Nun, der Heiland sey mit Dir!« —

und so marschirte ich zum Tempel hinaus, gerade nach Bautzen.



## DAS ACHTE KAPITEL.

*Waller will Sekretar werden.*

Ich war mißmüthiger als ich noch je gewesen war, böse auf die Gemeinde und auf mich selbst. Die Schneiderey vermaledeyte ich, warf von der ersten Brücke über die ich ging, Fingerhut und Nadelbüchse mit edlem Trotze über Bord, und beschloß nach reifer Überlegung, zurück nach Kassel zu wandern, wo ich Freunde hatte, und Hofnung durch sie wieder unterzukommen. Der Weg führte mich über Leipzig. Ich beschauete zwar den goldnen Hut von ausßen ganz aufmerksam, getraute mich aber nicht hinein zu treten, weil ich noch immer meine trepanirte Feindinn und Konsorten fürchtete; hingegen wollte ich in Naumburg ein Zeichen von mir geben, und postirte mich eine Zeitlang dem Hause gegenüber, in dem ich ehemals gedient und geliebt hatte. Ich dachte

nicht mehr an die Drohungen meines alten Prinzipals, aber sie kamen einigermaßen in Erfüllung, denn ich stand Stunden lang wie eine Salzsäule, den Fenstern meiner Schöne gegenüber, und erblickte doch nur fremde Gesichter; und als ich mich endlich mit gehöriger Behutsamkeit bey jemand aus der Nachbarschaft erkundigte, erfuhr ich, daß mein Herr ohne Kinder gestorben war, daß er der Frau nichts im Testamente vermacht hatte, daß sie sich also nothgedrungen gesehen, sich bey einer adelichen Dame als Gesellschafterinn zu wenden, und mit ihrer Herrschaft in die Wetterau gezogen sey.

Also war auch hier meines Bleibens nicht. Ich schritt weiter, kam endlich, nachdem ich der Reisegesellschaft manches Handwerksburschen und Gauners müde war, glücklich wieder in Kassel an, und begab mich sogleich auf die Brüderherberge zu Meister Zeidlern, den Schuster, der mich, ungeachtet meiner Herrnhusischen Begebenheiten, die ich



ihm erzählte, ganz freundlich aufnahm. Dorius war von Kassel nach Marienburg versetzt, und mein voriger Herr, der Licentiat, war mit einem Schreiber versehen; aber er empfahl mich seinen Kollegen, und die alte Köchinn that auch das ihrige mich bald anzubringen; welches auch schon in den ersten acht Tagen wirklich geschah.

Nun kam ich wieder in einen ordentlichen Beruf; aber, ob ich gleich noch immer zu Meister Zeidlern in die gewöhnlichen Andachtsstunden ging, auch von allen Gliedern der Gemeinde in Kassel ohne die mindeste Kälte auf dem alten Fusse brüderlich behandelt wurde, so war doch meiner Seits das alte herzliche Zutrauen geschwunden. Mir schien jetzt, nachdem ich in Herrnhut gewesen war, vieles menschlich, was ich vorher für göttlich gehalten hatte. Ich fing an, die Leute die sich willig leiten ließen, für einfältig zu halten, und da ich bey Herren diente, die keine fromme Seelen im Hause hatten, und zum Theil

über die ganze Herrnhuterey spotteten, so eilte ich mit starken Schritten zurück in die Welt. Ich war zwar nie ein Kopfhänger gewesen, und auch das ist keine wesentliche Erforderniß zum Herrnhuter, aber nun blieb es nicht allein bey meinem gewöhnlichen aufgeweckten Wesen, sondern ich ward bisweilen ausgelassen, ging zwar nicht in böse Gesellschaft, schränkte mich aber auch nicht mehr blos auf die Mitglieder der Gemeinde ein, sondern frequentirte nebst ihnen auch andre Biederleute. Damals war Krieg. Die Franzosen standen in Kassel. Durch den Umgang mit Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen, und durch fleißiges Lesen hatte ich ziemlich französisch gelernt, auch dünkte mich, — wie es manchmal junge Leute so dünkt, — als ob ich einen ganz zierlichen französischen Brief schreiben könnte; und darum wollte ich kein Schreiber mehr seyn, sondern ein Sekretar werden, und glaubte mit allen dazu erforderlichen Talenten und Eigenschaften bestens ver-



sehen zu seyn. In Kassel war dazu keine Aussicht, keine Hoffnung bey einer Herrschaft höherer Sphäre als der praktischen Rechtsgelehrsamkeit anzukommen, und das aus Vorurtheil gegen die Herrnhuter; also schien mir Frankfurt am Mayn, wo ich noch nicht als Herrnhuter bekannt war, vor der Hand am bequemsten, um dort aus einem gemeinen Schreiber zum Geheimschreiber umgeschaffen zu werden. Ich verließ meinen Dienst, und versah mich mit den nöthigen Zeugnissen, mit einigen Empfehlungsschreiben, und auf allen Fall mit Addressen von der Brüdergemeinde, und muß hier ein für allemal gestehen, daß mir der Umgang mit diesen Leuten und die Fertigkeit in den Ausdrücken ihrer frommen Sprache, bey meiner Wallfahrt durch die Welt, immer so viel Dienste geleistet hat, als andern die Freymaurerey. Unter mehreren Empfehlungsschreiben bekam ich auch eines von meinem letzten Prinzipal, an den nemlichen Herrn Pafs, den

Buchhändler, der ehemals bey Eisenach so unhöflich von mir Abschied nahm. Ich spürte aber eben keinen grossen Trieb, es seiner Behörde zu überliefern; doch warf ich's darum nicht weg, und vielleicht wird der Verfolg zeigen, daß ich daran ganz wohl that.

Was ich mir noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Kassel vorzuwerfen habe, ist Undankbarkeit gegen die alte Köchinn, die es so gut mit mir und meiner Seele meinte; denn ich fing mit ihrer Nichte, der unschuldigen Taube, der sich der Leser erinnern wird, doch noch einen Liebeshandel an, der unglücklicher oder glücklicher Weise nicht ganz zu Ende kam. Das liebe Kind wußte sich aber, ungeachtet ihrer grossen Unschuld, so trefflich darin zu schicken, daß wir das ganze Häuflein Gerechter betrogen, uns ein eignes System ersonnen, nach dem wir unserer irdischen Liebe den Anstrich eines gesalbten Bundes gaben, und unser Gewissen mit Gemeinprüchen, die einen geheil-



men Umgang zu begünstigen schienen, trefflich zu beruhigen wußten. Das Mädchen hieß Benigna, ist jetzt eine gute Ehefrau, und eine der frömmsten Schwestern in der Gemeinde.

Ich hatte mir, ob gleich das Einkommen eines Schreibers meiner Art nicht viel sagen will, doch in Kassel etwas erspart, weil ich nicht ausschweifte und für nichts als meine Kleidung zu sorgen hatte, die nach der Brüder Weise zwar sauber aber sehr einfach war. Darum erwählte ich nun eine andere als meine gewohnte Art zu reisen. Ich setzte mich in einen mit Leder bezogenen und mit vier ledernen Pferden bespannten Kasten, den die huldreiche Vorsorge des Herrn Fürsten von Thurn und Taxis zum Besten der Reisenden des heiligen Römischen Reichs in steter Bewegung erhält, und fuhr über Marburg, Gießen, Buzbach und Friedberg nach Frankfurt. Auf der Reise hatte ich freylich auch manches Abentheuer; aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles erzählen

wollte. Und wenn mir der Leser nicht für das dankt, was ich ihm erzähle, so sollte er mir für das danken, was ich ihm verschweige, denn am Stoffe fehlt mir's warlich nicht, und es ist nichts als christliche Schonung, daß ich mein Buch nur in einen Band einschränke, und eine Reise von funfzehn oder zwanzig Meilen in drey oder vier Zeilen erzähle. Man sehe einmal nach, ob meine Collegen, die Erzähler wahrer oder erdichteter Geschichte, so christliche Schonung beobachten, nicht ausgenommen die süßsauren Egoisten, welche *wahrerdichtet* schreiben, wie *Anton Reiser*, oder *Carl Pilger*, oder *Carl von Carlsberg* oder *Carl Hellmann*, oder *Peter Pink*, oder wie sonst diejenigen heißen mögen, die viele Bände mit sich selbst anfüllen.



## DAS NEUNTE KAPITEL.

*Waller geht nach Frankfurt und wird nicht  
Sekretar.*

Ich traf mit dem Geleite zugleich in Frankfurt zur Messe ein, und wohnte dem berühmten Pfeifergerichte bey. Gott gebe! daß alle Sentenzen dieses Gerichts besser klingen als die alte Melodie, womit die Nürnbergischen Pfeifer dies Gericht einpfeifen.

Nun machte ich zu Frankfurt zuvörderst allen wilden Bestien, Narren, Zwergen und Riesen meine Aufwartung. Sie zogen so gut als die Gaukler, Seiltänzer, Klopffechter und Taschenspieler von mir ihr Accidens, und dazu brauchte ich drey Tage. Andere drey Tage wendete ich an, um jedem Manne der mir vornehm schien in den Weg zu treten, weil ich einen darunter zu finden hoffte, der, durch meine gute Physiognomie bewogen, mich anreden und mir eine Se-

kretarstelle antragen würde. — Alles vergebens — ich ärgerte mich, daß mich niemand bemerken wollte, und da der Zufall nichts für mich that, so ging ich endlich am siebenten Tage mit meinen Empfehlungsschreiben herum, die eben auch keine bessere Wirkung thaten. Man empfing mich überall höflich, runzelte unterm Lesen die Stirn und schien am Ende des Briefs den freundlichen Empfang zu bereuen, weil bey mir nichts zu verdienen war.

Da wohnte denn am Roßmarkte ein Bierbrauer, ein wahres Schwärmergesicht, wie nur immer eins für physiognomische Fragmente, lavaterische oder unlavaterische, erdacht werden kann, ein Mann dem die Mystik auf der Nase saß und die Theosophie auf der Stirn; bey dem allem aber eine ehrliche gute Haut, der seine Brüder im Heilande mit gutmüthiger Einfalt herbergte und mit ihnen herzlich und gemüthlich sang und betete und trank. Mit diesem Manne, bey dem sich die fremden Glieder der Brü-



dergemeinde in der Messe des Abends versammelten, sprach ich auch über meine irdischen Angelegenheiten, nachdem wir mit den geistlichen fertig waren; und er verschafte mir nach etlichen Tagen Unterkunft; nicht mit dem sehnlich gewünschten Sekretartitel, aber mit glänzenden Aussichten die mich alles andere vergessen ließen. Erstlich war der Mann, in dessen Dienst ich trat, selbst ein Bruder, oder sollte es seyn, oder war es einmal gewesen. Zweytens war er in meinen Augen ein entsetzlich vornehmer Mann, denn er nahm es an, daß man ihn Excellenz hiefs. Drittens war er ein Autor, ein damals beliebter Autor, der etwas Aufsehens gemacht hat, und von dem ich selbst schon Werke gelesen hatte, die mir zu der Zeit Geist, Muth und Salbung zu haben schienen. Von diesem erhabnen Sterblichen hatte ich eine so grofse Meinung, daß ich mich als Küchenjunge zu ihm verdingt hätte, um mich nur ihm nähern zu dürfen; und was glaubte ich nicht alles bey ihm

ihm zu lernen! Ich entwarf mir gleich den schönen Plan, ihm mit solcher Anhänglichkeit und Treue zu dienen, daß er mich liebgewinnen, mich zu seinem Vertrauten machen und väterlich behandeln würde. Alle Herren, denen ich noch gedient hatte, waren mit mir zufrieden gewesen; einige hatten sich durch mein offnes und zuthätiges Wesen bis zur Vertraulichkeit einnehmen lassen, und alle hätten mir gern weiter geholfen, wenn es nur hätte angehen wollen; ohne daß sie viel Mühe hätten haben, oder einige Kosten hätten aufwenden müssen. Darum waren sie auch nur arme Tröpfchen gegen Se. Excellenz. Ich selbst dünkete mich jetzt in dem Dienste eines so großen Mannes weit mehr als alle meine vorigen Herren, und gedachte in kurzem einige davon glücklich zu machen. Aber auch dieser süße Traum verschwand bald; denn so hohe Begriffe ich von dem Manne hatte, und so eingeschränkt meine Menschenkenntniß war, so fand ich doch schon in den ersten

*Walters Leben.*

G



Tagen, daß mein gnädiger Herr gerade von allem dem, was er seyn wollte, das Gegentheil war. Ich hatte mir vorgenommen, diesem Patrone ein paar Kapitel zu schenken, die dem aufmerksamen Leser einen ganz eignen Charakter würden geliefert haben; aber eins der letzten Produkte seines Gänsekiels hat mich irre gemacht. Der Mann der sich zu einer Zeit, da er in der Beize des Trübsals schwitzt, noch ohne Scheu mit allen Heiligen der Schrift in Parallel setzen und noch immer öffentlich Gott danken kann, daßs er nicht ist wie andere Leute; der sich, da er jetzt selbst überzeugt ist, daßs ihn die Welt kennt, noch immer schmeicheln kann, daßs man seine fromme Litaneyen für etwas mehr als Litaneyen annimmt, mag entweder schwach am Verstande seyn, oder ganz gemein heucheln wollen. In beiden Fällen habe ich nichts weiter von ihm zu reden, als was die Ordnung der Geschichte fordert.

Meine Aussichten etwas zu lernen

oder zu werden, gab ich gar bald auf. Se. Excellenz gebrauchten mich nur, Kreisprotokolle abzuschreiben, und nöthigten mich, mir eine gedehnte Handschrift anzugewöhnen, aus Ursachen weil ihm Seine Durchlauchten und Hochgebohrnen Principalen diese Abschriften bogenweis bezahlen. Ob ich's nun gleich hatte vermeiden wollen, bey den Herrnhutern das löbliche Schneiderhandwerk zu lernen; so war ich doch auch jetzt nichts mehr oder weniger als ein Handwerksgeselle, der für sein Wochenlohn immer den nemlichen Rock, oder die nemlichen Beinkleider macht, die sich sein Meister so gut bezahlen läßt als er sie anbringen kann. Dabey würdigte mich der grosse Herr kaum eines Blicks, und meine Brüderschaft in dem Heilande half mir gar nichts; denn wenn Seine Excellenz nicht bey Herrnhutern waren, oder vielmehr nicht Herrnhuter brauchten, so waren sie auch keiner, sondern mach-



ten sich sogar bisweilen unter vier Augen weidlich über sie lustig.

Hier habe ich denn auch so einige Jahre zugebracht, und mit unter ziemlich viel Worte ohne Sinn abgeschrieben. Wenn irgend einmal eine Akademie über einen Preis verlegen ist, so wollte ich wohl unmafsgeblich rathen, ihn für den auszusetzen, der aus manchem Riefse solcher Protokolle einen Bogen gesunden Menschenverstand synoptisiren kann. Eigennutz und Habsucht fordern viele vollgeschriebene Bogen Papier. Wenn nun auch der grösste Schwätzer des heiligen Römischen Reichs solche Concepte machte, so macht er zuweilen doch nicht Worte genug, weil ihm bey dem wenigen was er zu sagen hat, etwa gerade nicht die lang sich dehrenden Worte einfallen, die das meiste Papier füllen. Aus der Ursache hatten die Concipienten eine besondere Phraseologie aller möglichen Redensarten, die in so einem Protokolle vorkommen können. Diese waren unter

tausenden die das nemliche sagen, erprobt die längsten, und aus diesem Vorrathe schöpfte der Diktator, um dem Schreiber den ergiebigsten Stoff in die Hände zu liefern.

Ich kann nicht umhin, zur gemüthsergötzenden Abwechselung eine Anekdote zu erzählen, die *tum temporis* vorfiel, woraus dem günstigen Leser eine der damaligen Beschäftigungen einer Hochansehnlichen Kreisversammlung zum Besten gemeiner Wohlfahrt deutschen Reichs, des breitem einleuchten werden; jedoch mit vorhergehender feyerlichster Verwahrung gegen alle bössliche Zunöthigung, welche etwa ein oder der andere Klügling bey diesem Kapitel einstreuen könnte; massen es jetziger Zeit vermuthlich ganz anders seyn wird, — und weder langschweifiger Stil, noch unnatürlich gedehnte Buchstaben und Buchstaben-schwänze in den Kreisprotokollen und Dero Abschriften mehr zu ersehen seyn mögen.

---



## DAS ZEHNTE KAPITEL.

*Waller erzählt Histörchen.*

Ein regierender Herr, welcher Kreisoberster war, hatte bey dem Regimente des Kreises, das damals rüstig gen Rofs- bach zu Felde zog, durch seinen Landes- superintendenten einen reformirten Feld- prediger, Namens Wurzel, einen Schweizer, ordiniren lassen. Die andern Herren Kreisstände, oder vielmehr ihre Gesand- ten, fanden das zu voreilig und mein- ten, man hätte sie vorher darüber fra- gen sollen. Es verdroß die Gesandten mächtig, daß man diesen trefflichen Stoff zu ein paar hundert Bogen Protokollen so kurz abgebrochen hatte. Es liegt am Tage, daß vorher noch erst hätte er- örtert werden können, ob das höchstbe- denkliche Simultaneum bey den Kreis- truppen zugelassen werde, und in dem Falle, die Ordinirung eines kalvini- schen Domine durch Lutherische Hän-

de statt finden könnte, und was dergleichen höchstbedenkliche Gravamina etwa mehr gewesen seyn möchten. Es war aber einmal geschehen, und der Herr Kreisoberste schien nicht geneigt, das Geschehene auf irgend eine Art ungültig machen zu lassen. Man erwog das Ding hin und her. Es war fast unschicklich, dem Herrn, der im Grunde etwas sehr erlaubtes gethan hatte, in öffentlichen Protokollen etwas von dem gerechten Unwillen seiner Mitstände fühlen zu lassen; auch protestirte Höchstdesselben vortreflicher Gesandter ernstgemessenst dagegen. Doch durfte der Vorfall um der künftigen Folgen willen nicht ganz ungerügt bleiben. Also verfielen die Herren auf den Ausweg, den Superintendenten zum Sündenbock seines Herrn zu machen, und ihm von Kreises wegen einen Verweis ob der eigenmächtigen Ordinirung zuzufertigen. Er brauchte viele Vorbereitung, diesen geistlichen Herrn, der eben keiner von den sanftmüthigsten Hirten chrislicher Heer-



den gewesen seyn soll, zu einer unverdienten Züchtigung geschmeidig zu machen; doch liefs er sich's am Ende seinem Herrn zu Liebe gefallen, aber er verbat sich alle ehrenkränkende Ausdrücke, als da sind: Verbrechen, Ungehorsam, Übermuth u. d. gl. — Einen Verweis sollte er nun einmal haben, und mildere Bezeichnungen z. B. Über-eilung, Vergehen und dergl. wurden zu gelinde befunden; also setzten sich die Hochansehnlichen Herren hin, und haschten mit tiefsinnigen Berathschlagungen nach einem passendem Worte, das denn endlich auch in der zehnten oder zwölften Session von einem des Kreiskanzleystils ganz kundigen erfahrenen Manne gefunden, und mit dem lebhaftesten Archimedischen *Eureka* sogleich ad protocollum diktirt wurde. Ich hätte fast Lust, den Namen der Maus nur errathen zu lassen, die aus diesem Berge kroch, denn so eine hohe Meinung ich von dem Leser habe, der mein Buch schon bis hieher hat lesen wollen, so zweifle ich

doch, daß ihm, wenn er nicht selbst einmal Beysitzer oder Kanzellist eines solchen Hochansehnlichen Kollegiums war, das Wort *Begangenschaften* einfallen würde: »Es wurden ihm also, unter einem Schwallen mehrerer nichtssagender Worte, »seine *Begangenschaften* »ernstgemessenst verwiesen.« Und da ich einmal die Begangenschaft begangen habe, von meinem Texte auszuschweifen, will ich dem geneigten Leser noch ein anderes Histörchen aufstischen, welches meinen Ideen durch eine ganz natürliche Association in Wurf kommt, da ich so eben vom Herrn Superintendenten und von dem Herrn Pastor Wurzel aus der Schweiz rede. Dieser letztere war gar ein seltsames Original, schlecht und recht, ehrlich und gesellig, ein wahrer Schweizer im Herzen und an Sitten und Gebrüden, der es mit jedermann gut meinte, und jedermann nach sich beurtheilte, niemand etwas übel nahm und glaubte, daß auch ihm nichts übel zu nehmen sey, ob er sich gleich bey allen



diesen Meinungen leider! sehr oft betrog. Jedes nach dem jetzigen Weltlaufe zum Komplimente gestempelte Wort, das einst bey den alten Deutschen baares Geld war, nahm er noch jetzt dafür an, und wer sich im mindesten mit ihm zu schaffen machte, der hatte ihn am Halse. Wo er einmal bekannt war, da kehrte er ohne Umstände mit Sack und Pack ein, und that wie zu Hause. In der berühmten und berüchtigten Schlacht bey Rossbach fiel er den Preussen in die Hände, und mußte so lange in Magdeburg sitzen, bis er sich über seinen geistlichen Stand gehörig legitimirt hatte; dann liefs man ihn in Frieden ziehen. Da kehrte er denn auf der Rückreise bey seinem alten Gönner dem Superintendenten ein, und pflegte dort einige Tage seines Leibes. Unser Wurzel war ein aufserordentlicher Verehrer des Königs in Preussen, und hatte sich in Magdeburg einen Kupferstich gekauft, auf dem dieser grofse Mann sehr ähnlich getroffen seyn sollte. Mit diesem

Blatte trieb er zwar keine förmliche Abgötterey, nichts was der strenge Kasuist *latria* nennen könnte, aber doch eine *dulia*, beynahe so wie der Katholik seine Heiligen verehrt. Er zeigte es unter andern auch seinem Gastfreunde in \*\*, der es ihm zu Gefallen bewunderte. Von da zog er in die Schweiz, um sich für den künftigen Feldzug zu equipiren, und siehe da! als er seinen Mantelsack auspackte und alle Buebli und Maidli des Hauses zusammengerufen hatte um ihnen das Bild zu zeigen, — da war es nicht zu finden. Nun fiel er auf den schändlichen Verdacht, das Kleinod sey ihm von dem Superintendenten entwendet worden, und setzte in der ersten Hitze einen Brief auf, der Kern und Kraft hatte. Er war nicht etwa über die Ausdrücke verlegen, wie nach obiger Erzählung einst eine Hochansehnliche Kreisversammlung; sondern er nannte den Superintendenten geradezu einen Dieb, malte sein Verbrechen mit den scheußlichsten Farben und bedauer-



te, daß er so einen in den Schafstall des Herrn eingeschlichenen Miethling zeither für einen ächten Hirten gehalten hatte. — Der Brief muß ein treffliches Muster der Beredsamkeit gewesen seyn; denn der treuherzige Wurzel, der sein Bild, ehe er ihn noch siegelte, irgendwo in einem Winkel seines Mantelsacks fand, wollte ihn nicht umsonst geschrieben haben, sondern hängte nur ein Postscript daran, des Inhalts »Theu-  
 »erster Herr Superintendent! ich bitte tau-  
 »sendmal um Vergebung, ich habe mich  
 »geirrt, das Bild ist gefunden, und ich  
 »widerrufe alles was ich im vorherste-  
 »henden Briefe aus Übereilung geschrie-  
 »ben habe, » und so sendete er die Epistel glücklich ab, ohne Rücksicht auf die Gallenerschütterung die er seinem Freunde dadurch machen mußte, aber auch ohne Verdrufs über die nicht minder kräftige Antwort seines Korrespondenten.

Doch es wird Zeit seyn, zu meiner eignen Geschichte zurückzukehren.

## DAS EILFTE KAPITEL.

*Waller kommt wieder zum Text und zu seiner alten Freundin.*

Mein Herr liefs mich nicht nur tapfer abschreiben, und mit unter seine böse Laune fühlen; sondern er fing auch an, mich zu hassen, ohne dafs mir das alles eine Viertelstunde meines Lebens verbitterte, denn ob ich gleich nur ein armer Teufel gegen ihn war, so konnte ich mich doch der herzlichsten Verachtung nicht erwehren, wenn ich sah, wie klein der grofse Mann dachte. Mein Hochgebietender Herr war zu schlaui, um das nicht zu merken, und mochten sich vielleicht gar *nolens volens* überzeugt haben, dafs ich armer Schreiberjunge wirklich bey mancher Gelegenheit ein edleres Herz als Hochderselbe gezeigt hätte. Auch das diente mir zu keiner Empfehlung. Indessen konnte er mich brauchen und ich war fleissig, aber



doch auch in die Länge nicht geduldig genug, mich mehr hudeLN zu lassen, als ich Lust hatte. Ich war nun mit den Kreisgeschäften oder Schmierereyen so gut bekannt, daß ich hoffen konnte, auf meine eigne Hand damit mehr zu verdienen, als mir mein Herr gab. Ich beehrte also meinen Abschied, ließ mich nicht durch glatte Worte irre machen, zerfiel deswegen mit meinem Bruder Bierbrauer, der es auf sich genommen hatte, mich wieder auf gute Wege zu bringen, und kam dadurch aus allem Zusammenhange mit der Gemeinde. Ich ging mit frohem Herzen aus dem Hause des großen Mannes, miethete mir ein kleines Zimmer, schrieb Kreisprotokolle ab für den, der mir bezahlte und verdiente mein Brod, das ich in Ruhe aß. Auch hatte ich nun Zeit bisweilen einen Spaziergang zu machen, oder mich in einem Kaffehause unter andern ehrbaren Männern sehen zu lassen.

Um diese Zeit trug sich etwas zu, das Epoche in meiner Geschichte macht.

Ich ging in der Mefszeit am Mayne bey den Krambuden spaziren und erblickte da eine wohlgeputzte Frau, die ich für meine Naumburger Schöne erkannte; weil sie aber ein Mädchen von neun oder zehn Jahren bey sich hatte, das sie Mama hiefs, und die Dame auch ausserdem in einem so modischen Putze steckte, daß ich meiner Sache nicht gewifs seyn konnte, so zweifelte ich zwar noch, ich folgte ihr aber doch von weitem, und sah sie in des Herrn Pafs Wohnung gehen und von da nicht wieder zurückkommen. Jetzt fiel mir mein Empfehlungsbrief ein. Ich war sicher, daß mich Pafs von Eisenach her nicht mehr kannte, denn ich war ihm oft begegnet; ich eilte also nach Hause, hohlte die Epistel, begab mich ganz züchtig zum Herrn Pafs, und fand das auf der Reise so hitzige Männchen ganz artig und höflich. Ich entschuldigte mich, daß ich den schon vor einigen Jahren geschriebenen Brief verlegt, und nicht eher als heut wiedergefunden hätte.



Zu einer andern Zeit hätte er diese Entschuldigung nicht so leicht gelten lassen; aber es traf sich, daß der Briefsteller, mein ehemaliger Herr aus Kassel, gerade in Frankfurt war und selbst diesen Mittag bey Herrn Pafs gespeist hatte. Er machte sich also den Spafs, mich auf das erste Stockwerk seines Hauses in einen Saal zu führen, und dem Manne persönlich zu präsentiren, der mich ihm schriftlich empfohlen hatte; und da war unter anderer großer Gesellschaft auch die Schöne nebst ihrem Töchterlein. Nach gemachten Bücklingen und hin und her fragen zwischen meinem alten Herrn und mir, lenkte ich geschickt den Diskurs auf das Weiblein und erfuhr, daß es Madame Ziegelstein sey, von Hanau, eine Wittwe die Herrn Pafs alle Messen zu besuchen pflegte, und das Kind ihre Tochter. Ich hatte weder Muth sie anzureden noch eine schickliche Gelegenheit dazu, aber ich erfuhr ihre Wohnung; und obgleich weder der Namen zutraf, noch  
das

das Kind in die Zeitrechnung paßte die ich über ihre Geschichte rekapitulirte, so war doch so viel Ähnlichkeit in Gestalt und Sprache, daß ich noch an demselben Tage den Versuch machte, der Dame folgendes Brieflein zu schreiben.

»Madame!

»Wenn Sie die nemliche Person sind,  
 »die einmal behauptete, daß zwey Leute,  
 »die sich etwas zu sagen hätten, ein-  
 »ander schreiben müßten, wenn ihnen  
 »die Zunge den Dienst versagt; so bin  
 »ich der junge Mensch, der von Ihren  
 »Lehren jetzt zum zweytenmale Gebrauch  
 »macht, und Ihnen immer noch dassel-  
 »be zu sagen hat, was er das erstemal  
 »schrieb. etc.»

Antwort:

»Ich habe Sie heut erkannt, aber ich  
 »traute meinen Augen nicht. Kommen  
 »Sie geschwind zu Ihrer alten Freundin.»

Das liefs ich mir nicht zweymal sagen — und so kamen wir wieder zusammen und labten uns nach einem so langen Zwischenraume mit wechsel-

*Walters Leben.*

H



seitigen Liebkosungen, die jedoch in Beyseyn des kleinen Mädchens gehörig gemäßigt wurden.

Einem aufmerksamen Leser kann es wohl nicht entgangen seyn, daß die empfindsame oder empfindende, zärtliche oder zärtelnde Schreibart mein Fach nicht ist, mithin darf man sich von dieser Seite nicht viel versprechen. Es gieng da zwischen uns beyden nichts mehr oder weniger vor, als was bey allen Verliebten vorgeht. Ich liebte das Weib und sie liebte mich; es war meine erste Liebe, und von der Zeit da wir nun wieder zusammenkamen, lebte ich nur für sie, doch in allen Ehren. — Das versteht sich — und das ist alles was ich davon zu sagen habe, aber ich bin schuldig, dem Leser über das Räthsel ihrer veränderten Umstände Aufschluß zu geben.

Nach meiner Verbannung hatte sie böse Tage, und ob sie gleich alles anwendete, ihren Mann durch rechtschaffne Früchte der Buße wieder in gute Laune zu bringen; so gelang es ihr doch

keinesweges, so aufrichtig auch ihre Reue war. Er blieb mürrisch sein Lebelang, und als er im Sommer des folgenden Jahrs an der rothen Ruhr starb, so fand man in dem Testamente keine Erwähnung seiner Gattinn. Sie selbst hatte nicht eignes Vermögen. Die Kinder erster Ehe erschienen mit hönischen Worten und Gebährden, theilten sich in das Erbe, trugen es fort, liefsen die Stiefmutter zwischen den leeren vier Wänden sitzen und nahmen keine weitere Notiz von ihr. Es blieb ihr also kein andrer Nahrungsweg als die Putzmacherey. Sie miethete eine kleine Wohnung einem Gasthofe gegenüber, und safs gewöhnlich am Fenster, wenn sie den hölzernen Kopf bearbeitete, auf dem sie ihr Brod verdiente. Eine fremde Dame wurde auf der Reise in Naumburg krank, mußte sich da etliche Tage verweilen, und da sie in dem nemlichen Gasthofe abgestiegen und eben nicht bettlägerig war, so konnte sie sehen wie fleissig ihre Nachbarinn gegenüber arbeitete. Sie



erkundigte sich nach ihren Umständen, machte Bekanntschaft mit ihr, und nahm sie als Gesellschafterinn mit sich auf ihre Güter. Die Weiber vertrugen sich gut mit einander; aber erst nachdem sie beynahe einen Scheffel Salz zusammen verzehrt hatten, erklärte sich die adeliche Frau gegen ihre bürgerliche Freundin folgendermassen: »Ich werde mich »wieder verheurathen, wir werden uns »trennen, aber ich will ihnen einen Vorschlag machen, der Sie darüber trösten könnte, wenn Sie ihn annehmen wollen; ich muß Ihnen aber vorher eine ganze Geschichte erzählen.

»Eine Gespielinn meiner Jugend bürgerlichen Standes, die ich sehr liebte, »hatte das Unglück an einen Avanturier verheurathet zu werden, der ihr wenig Vermögen durchbrachte, und sie »in Spaa, entblößt von allem, sitzen liefs; »noch dazu war sie schwanger, und »wufste sich an niemand zu wenden »als an mich. Ich schickte ihr Reise- »geld, und was sie brauchte um zu mir

» zu kommen; allein sie wurde unter-  
 » wegens krank und mußte liegen blei-  
 » ben. Ich selbst fuhr an den Ort wo sie  
 » lag und liefs ihrer pflegen; aber sie starb,  
 » nachdem sie vorher eine Tochter ge-  
 » bohren hatte, für die ich ihr auf dem  
 » Todtbette zu sorgen versprach. Dieses  
 » Mädchen habe ich zuerst auf dem  
 » Lande erziehen lassen, und in seinem  
 » vierten Jahre in eine Erziehungsanstalt  
 » gegeben, wo es noch ist. Weil da-  
 » mals der Vater dieses Kindes noch leb-  
 » te, mit dem ich nichts zu thun haben  
 » wollte, so liefs ich es unter dem frem-  
 » den Namen Kordula Ziegelstein erzie-  
 » hen, ihr nichts von dem Tode der Mut-  
 » ter sagen, und vorgeben, dafs die El-  
 » tern abwesend wären. Inzwischen ist  
 » auch der Vater gestorben, und da ich  
 » nun wieder heurathe, fürchte ich, nicht  
 » das für das Mädchen thun zu können,  
 » was ich versprochen und mir vorge-  
 » nommen habe. Ich kann selbst Kin-  
 » der bekommen, und will nicht Ver-  
 » wirrung oder Unzufriedenheit in der



»Familie erwecken, möchte aber auch  
 »gern mein Versprechen halten, und  
 »das Kind so gut versorgen als ich kann.  
 »Ich habe mir also einen Plan erdacht,  
 »den Sie, wenn Sie wollen, ausführen  
 »und damit zwey meiner Wünsche zu-  
 »gleich befriedigen können. Sie müs-  
 »sen sich für die Mutter des Kindes  
 »ausgeben. Nennen Sie sich Ziegelstein.  
 »Es kennt Sie in der ganzen Gegend  
 »niemand, das Mädchen wird Sie lieben  
 »wie seine Mutter, und wird dadurch  
 »glücklich seyn. Es ist ein gutes Kind,  
 »das auch Sie lieben werden. Ich ha-  
 »be ein Kapital von 12000 Gulden si-  
 »cher untergebracht, wovon sie jähr-  
 »lich mit dem Kinde die 600 Gulden  
 »Interesse verzehren, bis einst das Mäd-  
 »chen heurathet. Was ich in der Fol-  
 »ge noch thun kann, werde ich thun;  
 »nur müssen Sie sich eydlich verbinden,  
 »daß Sie die Sache niemand entdecken,  
 »damit mein künftiger Gemahl nicht  
 »glaubt, daß ich den Kindern, die ich  
 »mit ihm haben kann, etwas entziehe.

»Endlich bin ich auch von Ihnen ohne-  
 »hin versichert, daß Sie das Kind erzie-  
 »hen werden, als ob es ihr eigenes wäre.  
 »Wenn ich eine Zeitlang werde ver-  
 »heurathet seyn, und meines Mannes  
 »Charakter und alle übrigen Verhält-  
 »nisse seiner Familie recht kennen werde,  
 »so kann es seyn, daß ich Sie wieder zu  
 »mir kommen lasse; indessen steht es  
 »Ihnen frey, sich in der hiesigen Ge-  
 »gend einen Ort zum Aufenthalte zu wäh-  
 »len, welchen sie wollen.«

Meine Freundinn, die ich künftig Ma-  
 dame Ziegelstein nennen werde, nahm  
 diesen Vorschlag, durch den sie das Glück  
 der Unabhängigkeit erlangte, mit Freu-  
 den an. Sie wählte Hanau zu ihrem Auf-  
 enthalte, empfing alle frankfurter Messen  
 ihre richtigen Zinsen, und beschäftigte  
 sich ganz mit der Erziehung des Mäd-  
 chens, das sie als eine wahre Mutter  
 liebte. Es war ein Kind das Liebe ver-  
 diente, ein vortreffliches Geschöpf, sowohl  
 was die äußerliche Gestalt betraf, als  
 auch am Herzen und Verstande. Man



hatte sie glaubend gemacht, ihr Vater sey ein Rechtsgelehrter gewesen, der um den Doktorgrad anzunehmen nach Leipzig gereiset und dort gestorben sey. Nach diesem Todesfalle sey ihre Mutter genöthigt worden, sie in Pension zu geben, und selbst bey der Baroninn Rütbach, der nemlichen Dame von der der ganze Roman herrührt, in Dienste zu gehen, bis sie eine Erbschaft in Stand gesetzt hätte, ihr Kind selbst zu erziehen. — Ich war der einzige Mensch, der außer den zwey Weibern die wahre Beschaffenheit der Sache wufste, und würde sie auch nicht erfahren haben, wenn meine Freundin eine andere Nothlüge, mich abzuspeisen, gefunden hätte. Noch ist anzumerken, daß die Frau von Rütbach wirklich nun wieder verheuraethet war, auf den Gütern ihres Mannes, drey bis vier Tagereisen von Frankfurt, wohnte und mit Madame Ziegelstein in ununterbrochenem Briefwechsel stand.

Nun theilte ich ihr auch meine Begebenheiten mit, und da sie nach etli-

chen Tagen zurück nach Hanau gieng, so verabredeten wir unsern künftigen Briefwechsel und Umgang. Wir knüpften damals das Band der Freundschaft, das bis zum Tode der guten Frau gedauert hat. Aber die Arbeit ging mir von nun an nicht mehr so von der Hand als vorher. Die öftern Reisen nach Hanau raubten mir Zeit, Geld und Zufriedenheit. Ich traf bey der Dame Ziegelstein oft Besuch an; feine Leute, die mich, wenn sie hörten wer ich war, die Niedrigkeit meines Standes fühlen ließen. Dals ich immer nur noch Schreiber, oder vielmehr nur Abschreiber war, das kränkte meinen Dünkel. Ich liefs mich zwar ohne Widerstand Kreiskanzelist tituliren, aber ich durfte es auch nicht übel nehmen, wenn man mich nicht so hiefs, und wufste nur gar zu gut, wie wenig das war, was ich nicht einmal mit Recht fordern konnte.

Endlich wurde auch die Hoffnung zu Wasser mit der ich mir schmeichelte, meine Freundinn zu heurathen, denn sie



sagte mir frey heraus, daß sie durch einen solchen Schritt das Kind und ihre Pension verlieren würde, welche ich in meiner gegenwärtigen Lage nicht zu ersetzen vermöchte.

Meine Finanzen fielen von Tage zu Tage, nicht sowohl durch die Reisekosten von Frankfurt nach Hanau und zurück, denn ich ging zu Fusse oder fuhr auf dem Mayn, als vielmehr durch den Zeitverlust und die Versäumnis meiner Arbeit, zu der ich mich gewöhnlich noch drey oder vier Tage nach meiner Zurückkunft verdrossen und ungeschickt fühlte, und endlich durch die Galanterie die sich bey mir eingeschlichen hatte. Denn seitdem ich einer Dame aufwartete, wollte ich mich sehen lassen, kaufte mir Kleider, und machte Schulden die mir das Leben verbitterten. Bey meiner Geliebten prahlte ich, heuchelte einen guten Wirth der immer auf Vorrath im Beutel hielt, und benahm ihr alle Gelegenheit mir etwas anzubieten, denn ich sah wohl daß sie nichts übrig hatte.

Indessen fingen Schuster und Schneider, Kaufmann und Gastgeber an, mich zu beunruhigen, und es war mir fast angenehm, als Madame Ziegelstein Briefe von der Baroninn empfing, die sie nach Schwalbach einluden, wo diese Dame mit ihrem Gemahle den Brunnen trank, damit ich mir die Zeit ihrer Abwesenheit zu Nutze machen und fleißig schreiben konnte. Aber auch das würde mir nicht viel geholfen haben, denn ich steckte schon zu tief in Schulden. Meine Schuldenlast überstieg die Summe von Einhundert Gulden Frankfurter Währung, und diese bogenweis herunterzuschreiben und dabey zu leben, ist keine kleine Sache. Aber das Glück half mir und wenn es mich gleich nicht mit dem ganzen Füllhorne seiner Güter überschüttete; so zog es mich doch aus meiner Verlegenheit und erfüllte noch dazu einen meiner sehnlichsten Wünsche, der mir nun schon seit Jahren am Herzen lag.



## DAS ZWÖLFTE KAPITEL.

*Waller treibt Schelmercy, und wird Sekretar  
in partibus.*

Ich verspreche mir Leser, die mich nicht für einen isolirten Menschen ansehen, der gar keine andere Bekanntschaften gehabt hat, als die er hier angiebt. Ich hatte in Frankfurt so wie in allen Orten meines Aufenthalts, Umgang genug mit Leuten aus allerley Ständen, ich lasse aber nur die auftreten, die unmittelbar an meinen Schicksalen Antheil haben, oder sonst durch merkwürdige Handlungen die Ehre verdienen, in einem Werke wie das gegenwärtige angeführt zu werden, das hoffentlich bis auf die späteste Nachwelt in irgend einem Bücherschranke wird aufbewahrt, wenn auch vielleicht nach einem halben Jahre nicht mehr wird gelesen werden. Und denn lasse ich meine Männer und Frauen nur da erscheinen, wo

es die Zeitordnung mit sich bringt. So hatte ich z. B. damals einen Freund in Frankfurt, (und ich hoffe er wird es wohl noch seyn,) trage aber doch, gegen meine Gewohnheit, Bedenken, ihn mit seinem rechten Namen zu nennen, ob ich gleich, wie der Erfolg zeigen wird, nichts als alles Liebes und Gutes von ihm zu erzählen habe. Er mag Perez heißen. Damals war er Hausinformer bey einem Doktor der Rechte, und trieb Liebesunfug mit seines Herrn Tochter, der Donna Laura, wobey ich ihm treulich an die Hand gieng. Er war ein kleines Bürschchen, etwas jünger als ich, voll Laune, Muthwillen und Schalkheit. Sein Muster war der große Gil Blas von Santillana. Unsere Bekanntschaft gründete sich anfänglich auf Lektur. Er lieh mir was seines Herrn Bibliothek vermochte, und ich gab ihm dagegen was ich vom Herrn Pafs bekam, der nun mein Hochgeneigter Gönner und Patron war, ohne zu wissen, wie er mir ehemals mitgespielt hatte,



ob ihn gleich der Teufel immer auf den Gedanken brachte, daß er mich schon ehemals irgendwo müßte gesehen haben. Dieser Perez war der einzige dem ich ganz offenherzig meine Umstände entdecken konnte, und der auch wirklich so Theil daran nahm, wie es einem ächten Freunde zukommt. Wir saßen manchen Abend am Mayn, oder in einem Garten und dichteten auf einen Gil-Blas-Streich der mich aus meiner Verlegenheit ziehen sollte. Aber was ist menschliches Dichten und Trachten, wenn das Glück nicht seine Hand mit ins Spiel bringt! Wir konnten das nicht ersinnen, was uns der Zufall selbst in Wurf brachte. Freylich gereicht der Streich mir nicht sehr zur Ehre, aber er muß erzählt werden; und weil ich ein unendlich kleinerer Philosoph bin als der große *Jean Jaques*, so ist auch meine Schandthat kleiner, und ich werde mich weder so lange krümmen und winden, als er, bis ich sie erzähle, noch ihre Folgen beseufzen; denn sie waren ganz erspriesslich für den beleidigten Theil.

Wir waren einmal Abends in einem öffentlichen Garten und tranken unser Glas Wein. Da gesellte sich ein gestiefter und behaarbeutelter Herr zu mir, den Freund Perez schon um seines Anzugs und Anstands willen aufs Korn nahm, nicht eben als den Mann der uns helfen sollte, sondern als einen würdigen Gegenstand unserer Satyre. Der Fremdling liefs sich in ein trauliches Gespräch ein, und als wir ihn fragten: Wes Standes und Würden er sey? erwiederte er mit der Höflichkeit eines Dörfllings zum Städter: »Er sey — zu  
 »dienen — ein Postmeister vom Lan-  
 »de und in die Stadt gekommen um  
 »etwas bey der Ober-Postkommission zu  
 »suchen. Er habe schon versucht, sein  
 »Geschäft dem Chef dieser Kommission  
 »vorzutragen, aber er finde keinen Zu-  
 »tritt, und sonst noch grofse Schwierig-  
 »ten.« Ach! — »sagte er« — mit dem  
 »Herrn ist gar nichts anzufangen, ich  
 »möchte gern etwas daran wenden um  
 »ihn in mein Interesse zu ziehen, aber



»es ist ihm nicht beyzukommen. Ich  
 »habe zwar ausgeforscht, daß er einer  
 »gewissen Liebhaberey nachhängt, aber  
 »davon verstehe ich zum Unglücke nichts;  
 »er hat ein Münzkabinet von heydni-  
 »schem Gelde. Wenn ich ihm nur da  
 »etwas hinein verehren könnte! — aber  
 »wer weiß, wo man die alten heydni-  
 »schen Scherben herbekommt!« — Bra-  
 vo! dachte Freund Perez, und machte  
 aus dem Stegreife einen Anschlag auf  
 den Beutel des Postmeisters, ohne mir  
 seine Absicht merken zu lassen. Er  
 führte den Mann auf die Seite und sag-  
 te ihm, daß ihm niemand besser die-  
 nen könne als der andere Herr, nem-  
 lich meine werthe Person; ich wäre nicht  
 nur ein großer Münzkenner, sondern  
 besäße auch selbst eine ganz artige  
 Sammlung, die ich doch einmal über  
 kurz oder lang verkaufen müßte, weil  
 meine Umstände nicht die besten wä-  
 ren. Das letzte war das einzige Wahre  
 bey der Geschichte — aber der Schalk  
 setzte auch noch hinzu: Ich sey so er-  
 picht

picht auf diese Alterthümer, daß ich sie niemand zeigen wollte, ja er wette darauf, daß ich es nicht einmal gestehen würde; er sollte aber nur ihm sorgen lassen. Wirklich ging mir nun der Postmeister zu Leibe, und ich, der ich die Absicht meines Mitschahms anfänglich nicht begriff, läugnete, Münzen zu besitzen oder zu kennen; aber jemehr ich mich wehrte, desto mehr setzte er mir zu, bis sich endlich Perez anstellte, als ob er die Sache mit mir ausmachen wollte, und den Postmeister den folgenden Tag wieder in den nemlichen Garten bestellte. Perez kannte einen Juden, der mit solchen Alterthümern gehandelt, und noch einen Rest silberner und kupferner Münzen übrig hatte, aus dem kein Kenner mehr etwas zu wählen wufste. Er kaufte sie von dem Juden, theuer genug, für zwey Karolinen, und brachte sie in einem irdenen Krüge, in der Form eines jüdischen Schabasbechers, den ihm der Jude als ein Gefäß ohne Werth zugleich mitgegeben



hatte. Diese alten Kaiserköpfe sollten also meine Sammlung vorstellen, von der ich mich sehr ungern zu trennen anstellte, und die wir dem Postmeister als sehr seltene Stücke für acht Karolinen aufhängten, wovon sechs bestimmt waren, meine dringendsten Schulden abzustossen. Wie es aber nun in der Welt wunderbar herzugehen pflegt — oft viel anders, als man denkt — so ging es auch dießmal.

Um der Nachfrage vorzubeugen, die unsere Schelmerey hätte verrathen können, unterrichteten wir den Postmeister, er möchte sagen, daß die Münzen in einem Grabhügel seiner Station gefunden worden wären. Wir sahen aber den Krug, in dem sie uns der Jude gegeben hatte, als eine so gleichgültige Meubel an, daß wir gar nicht daran dachten, ob sie der Mann in oder außer demselben übergeben würde; aber eben dieser Krug und nicht die Münzen verschafften ihm Gehör. Denn als sich der Klient bey dem hohen Gönner annel-

den liefs und wie zuvor nicht vorkam, so schickte er die Sammlung in dem Krüge hinein, mit dem Vorgeben, daß er Sr. Gnaden, als einem großen Kenner, hier mit einigen Münzen aufwarten möchte, die bey dem Stralsenbau ausgegraben worden wären. Nun sah zwar der große Antiquarius gleich, daß die Münzen keinen Werth hatten, aber die seltsame Figur des Krugs fiel ihm auf, und ein anderer gegenwärtiger Alterthumskenner entdeckte daran etruskische Form und Arbeit. Also wurde der Postmeister hineingerufen und gefragt. Ob die Heidenköpfe, wie man sie dort nennt, mit dem nemlichen Gefässe ausgegraben worden wären? und wenn? worauf er versicherte, diese seine eignen Hände hätten sie vor acht Tagen mit samt dem Krüge und Deckel aus der Erde gegraben. — Und das gab Anlaß zu wichtigen Untersuchungen und manchen gelehrten Konjekturen über das Alter dieses Gefässes, — wie es wohl zu den Römern an den Rhein gekom-



men seyn möchte? — ob es ein wahrer Aschsenkrug und nicht vielmehr ein Trinkgeschirr sey, in dem die Münzen nur zufälligerweise aufbewahrt worden wären? oder zu welchem Gebrauche es sonst möchte bestimmt gewesen seyn? warum es in der Form von andern Urnen oder Opfergefäßen abweiche? und dergl. mehr. Ich will nicht dagegen schwören, daß dieser Schabasbecher irgendwo in den Memoires einer Akademie in Kupfer gestochen prangt, und noch immer ein wichtiger Zweifelsknoten in der Alterthumskunde ist; aber das ist zuverlässig, daß unser Mann dadurch Gelegenheit bekam, seine Sache anzubringen, und da sie ohnehin gerecht war, durchzusetzen.

Das zweyte Glück, wozu mir auch Freund Perez verhalf, war freylich so wie alle Herrlichkeiten dieser Welt ein bloßer Schatten, dauerte gar eine kurze Zeit, und schmeckte nach Vergänglichkeit; er brachte mir aber den so längst entbehrten, und endlich vom Schicksale

gewährten Sekretarstitel, der mir nach  
 dreytägigen wirklich geleisteten Sekre-  
 tardiensten so gut blieb, als jenem  
 Römer der Consaltitel, der in diesem  
 Amte kein Auge zugethan hatte. Pe-  
 rez trug mir die Sekretarstelle bey ei-  
 nem gewissen Residenten an. Er sagte,  
 es würde da freylich nicht lange dau-  
 ren, allein ich sollte es doch versuchen,  
 und wenn ich Lust hätte, gleich eintre-  
 ten, der Herr Resident wollte es auch  
 mit mir probiren und mir nach ein paar  
 Tagen Bescheid geben, ob er mich be-  
 halten würde? Ich werde nie vergessen, welchen  
 Eindruck dieser Mann auf mich machte;  
 denn außer dem Charakter eines Resi-  
 denten, von dem ich schon eine große  
 Idee hatte, war auch sein äußerliches  
 Ansehen so patriarchalisch, daß es Ehr-  
 furcht und Zutrauen einflößen mußte.  
 Das war ganz ein anderes Gesicht als  
 jenes des Herrn Kreisgesandten, der die  
 Augenniederschlug, und unter seinen zwey  
 gutgeöffneten Nasenlöchern süße Wor-



te aus seinem Beutelmunde hervorziwang. Der Resident hingegen, ein altes Männchen mit Silberhaaren, einer römischen Nase und lebhaftem Auge, redete mich so vertraut an, als wenn er mich schon viele Jahre gekannt hätte, und seine Freundlichkeit hatte nichts gezwungenes, sondern stach ganz natürlich aus allen seinen Gebehrden hervor. Im Grunde war keiner an sich besser als der andere; nur dafs der letztere ein ehrlicheres Gesicht und mehr Welt hatte. Das Resultat meiner ersten Audienz war seiner Seits: »Wir wollen's ein paar Tage miteinander versuchen, denn wollen wir weiter sprechen,« und sogleich mußte ich mich unter seinen Augen hinsetzen und verschiedenes abschreiben. Da gewann er auch noch mein Herz, denn er nannte mich alle Augenblicke Herr Sekretar! besonders wenn Leute zu ihm kamen, sprach auch oft, wiewohl vielleicht noch schlechter als ich, französisch und nannte mich *Monsieur mon Secrétaire!*

Das waren ein paar herrliche Tage meines Lebens! Nun konnte ich mich doch endlich einmal für eine wichtige Person halten. Die herablassende Art mit der mich mein Herr behandelte, machte mir Muth, und alles schmeichelte meiner Hoffnung zu noch größern Aussichten, am meisten aber die Erzählungen von den günstigen Schicksalen meiner Vorfahren im Amte. Leider! ein einziger Augenblick zerstörte alles, — ohne Vorbereitung, ohne Ahndung; — denn wir waren beyde so mit einander zufrieden, daß ich gar nicht mehr an das kontrahirte Noviziat dachte. Damals als die Katastrophe eintrat, war ich sehr zu einer Predigt über die Nichtigkeit der menschlichen Hoffnungen aufgelegt; jetzt kommt mir die ganze Sache lächerlich vor.

Drey Tage waren also beynahe verflossen, in denen mich mein Herr theils zum Abschreiben gebrauchte, mit der Versicherung, daß er mich bald Aufsätze würde ausarbeiten lassen, theils mich



in der Stadt herumschickte, um mündlich seine Aufträge auszurichten; und dabey gab ich mich überall als den Sekretar des Herrn Residenten an, und genoss alle dieser Charge anklebende Ehre und Prärogative, besonders in der Judengasse, in die ich einigemal zu einem Wechsler dieser Nation, der, wenn ich nicht irre, Moses Amschel hieß, gesendet wurde.

Des Residenten ganzer Hofstaat bestand in mir und seinem alten Bedienten Johann, der ein eben so ehrliches Gesicht hatte wie sein Herr, welches vielleicht noch wahrer war. Dieser Johann brachte am dritten Tage meiner Dienstzeit einen Sack Geld nach Hause, welches gezählt, und auf dem Tische in Kolonnen zu zehn Stück Konventionsthalern aufgethürmt wurde. Hierauf kam ein Mann in Husarenuniform mit einer schönen Dame, und sobald diese eingetreten waren, mußte ich mich auswärts vor die Thüre postiren, und bekam Ordre, nicht eher wieder herein zu kom-

men bis ich gerufen würde, auch niemand herein zu lassen, als den Juden Amschel. Der erschien nach einiger Zeit auch mit einem Geldsacke und durfte pafsiren; ich aber verließ meinen Posten nicht, bis der innere Actus, von dessen Beschaffenheit ich nichts wußte, nach zwey Stunden geendigt war. Der erste abtretende Akteur, Moses Amschel, trug ein versiegeltes Paket unterm Arme, und studirte im Gehen in einem beschriebenen und auch besiegelten Papiere. Kurz darauf ging der Herr und die Dame ab, und ersterer gab mir ganz trocken zehn baare Konventionsthaler nebst einem Zeichen mit der Hand, daß ich mich nicht erst lange bedanken sollte. Bravo! dachte ich — das geht gut, nun bist du doch endlich auf einem Platze wo Tittel und Mittel zusammentreffen, wenn das so fortgeht und solche Trinkgelder einkommen für nichts und wieder nichts, so wirst du bald ein reicher Mann werden. Ich trat in's Zimmer, wog meine Thaler in der Hand und zeigte sie meinem



Herrn mit großem Gaudio. »*Fort bien,*  
 »stecken Sie es nur ein, das gehört Ih-  
 »nen, ich gönne meinen Leuten gern  
 »Verdienst, aber ich habe Ihnen was  
 »anders zu sagen, das mir sehr unan-  
 »genehm ist. Briefe von meinem Herrn  
 »melden, daß man mir von der Re-  
 »sidenzstadt aus einen Sekretar schik-  
 »ken wird, ich kann Sie also nicht be-  
 »halten, indessen ist mir's doch lieb,  
 »daß Sie nicht ganz leer von mir ge-  
 »hen; wenn ich sonst etwas für Sie  
 »thun kann, so will ich's gern; Sie sind  
 »ein braver junger Mensch und besitzen  
 »alle Geschicklichkeit zum Sekretar,  
 »aber da ich den neuen Sekretar schon  
 »in ein paar Tagen erwarte, so müssen  
 »wir uns morgen scheiden.»

Diese Ankündigung versteinerte mich fast. Ich machte eine so traurige Figur wie Sebald Nothanker im Chodowiecki-  
 schen Kupferstiche, da ihm der Kragen  
 abgenommen wird. Das jammerte den  
 alten Johann; er kam auf einen Einfall  
 der mich merklich tröstete: »Ew. Gna-

»den, sagte er, können Ihn ja einen  
 »Abschied geben, als wenn Er hier  
 »schon ein paar Jahre als Sekretar ge-  
 »standen hätte.« — Das war der alte  
 Herr zufrieden, und da ich mir selbst  
 Tages darauf einen Abschied mit zierlichen  
 Buchstaben voll herrlicher Lobsprüche  
 Vorzeigers dessen, aufgesetzt hatte, un-  
 terschrieb er ihn und drückte sein Sie-  
 gel darauf.

So war ich also nun Sekretar *in*  
*partibus infidelium* und bezog wieder  
 mein altes Quartier. Das ganze Betra-  
 gen des Mannes schien unerklärlich,  
 denn er bekam keinen andern Sekretar.  
 Was es mit der Farce meiner Sekretar-  
 schaft für Bewandniß hatte, das habe  
 ich freylich weder vom ihm noch von  
 seinem Diener Johann erfahren, wohl  
 aber in spätern Zeiten von meinem  
 Freunde Perez.

Der Mann war zu der Zeit eigentlich  
 gar nicht mehr Resident, denn er war  
 ganz aus den \*\*\* Diensten entlassen,  
 fand aber nicht für gut, es selbst zu sa-



gen, und sah sehr gern, wenn man ihn noch für das hielt was er gewesen war. Es war kurz nach dem Hubertsburger Frieden. Viele verabschiedete Offiziere kamen nach Frankfurt, und manche wendeten sich noch an ihn. Unter diesen letzten war ein gewisser Husarenmajor, der sich in der Folge noch einen Namen gemacht hat unter den Heiden in Amerika. Er und seine Frau, die aus einem guten adelichen Geschlechte im Reiche stammte, verzehrten das wenige was sie mitbrachten, und hatten in kurzem auch nichts mehr zu versetzen als ein paar alte pergamentne Familiendokumente mit daran hängenden Sigillen, die der Frau gehörten. Aber da war kein Kenner, der den Werth dieser Alterthümer mit Gold oder Silber zu vergleichen wufte. Der gewesene Resident allein versuchte, aus Pergament Gold zu machen, und ich war ein unschuldiger Mitarbeiter an diesem Transmutationsprozesse, doch nur als Figurant der *blos ad hunc actum* angestellt war:

Mein Herr, der in vorigen Zeiten mit dem Juden Amschel mancherley Verkehr trieb, wollte den Kredit benutzen den er sonst als Resident bey diesem Juden gehabt hatte, getraute sich aber nicht, ihn gerade zu anzureden, weil er nicht gewils wufste, ob ihm seine Entlassung bekannt sey oder nicht? Darum wurde ich als Sekretar angenommen, damit noch alles im alten Glanze erschien; und da mir nicht anders bekannt war, als dafs er noch wirklicher Resident sey, so hätte ich auch diese Wahrheit mit Feuer und Schwerdt verfochten, wenn jemand Zweifel geäußert hätte, um so mehr da meine so langerwünschte Sekretarschaft darauf beruhete. Also wurde ich erst zu dem Juden abgesendet, um ihn zum Residenten zu citiren, und dieser wufste schon, dafs er nicht nöthig hätte, mich zu instruiren, meinen Charakter geltend zu machen, denn es war mir gar leicht anzusehn, dafs ich, den die Eitelkeit über meine neue Ehrenstelle auf dem Ge-



sichte anzusehen war, es ohnehin nicht unterlassen würde. Der Jude wurde beordert, um zwölf Uhr zu erscheinen, und daß er sich mit aller Ehrfurcht dazu willig finden liefs, war ein gutes Zeichen, dem zufolge der alte Johann sogleich aufs Pfandhaus wandern mußte. Alles was der weiland Resident noch von seinem alten Wohlstande gerettet hatte, war ein Ring in Brillanten gefaßt. Dieß war ein Kleinod, das der alte Herr allen Menschen zeigte, denn der Ring war mit dem Bildnisse Friedrichs des Einzigen geziert, und der alte Herr gab gern zu verstehen, er habe ihn vom Könige zum Geschenke erhalten. Er zeigte ihn aber nur, wenn er in seinen Händen war, und in diesen war er abwechselnd, und abwechselnd im Pfandhause. Tausend Gulden die Johann auf diesen Ring in lauter Konventionsthalern brachte, wurden auf dem Tische in Kolonnen aufgethürmt, und die Pergamente mit ihren Kapseln dabeygelegt. Als nun Moses Amschel eingetreten war,

bewillkommte ihn der alte Herr freundlich.

»Mein lieber Moses! du weißt, daß  
 »ich allemal an dich denke, wenn was  
 »zu verdienen ist; der verwünschte Krieg  
 »und der Verdruss den ich habe erdul-  
 »den müssen, hat uns eine Zeitlang ge-  
 »trennt, aber nun werden wir schon  
 »wieder bisweilen etwas mit einander  
 »machen. — Da hat mir mein Herr  
 »eben einen seiner Flügeladjutanten ge-  
 »schickt, einen Kavalier aus \*\*\*, der in  
 »einer Affaire nach Frankreich reisen  
 »muss, um Genugthuung zu begehren,  
 »und der hat seine Gemahlinn mit sich  
 »genommen, damit sie auch Paris zu  
 »sehen bekommt. Es ist eine der reich-  
 »sten Damen im Reiche, hat große  
 »Güter die ich recht gut kenne, aber  
 »der Teufel hat ihn hier unter die Spie-  
 »ler geführt, und er kann nicht Geld  
 »beziehen als in Paris. Die Leuten  
 »brauchen aber wenigstens 2000 Thaler,  
 »um von hier wegzukommen, und zum  
 »Reisegelde. Es ist alle Sicherheit, die



»Frau läßt sogar die Dokumente von  
 »ihren Gütern zum Pfande da, aber  
 »wenn ich die Sache allein mache, so  
 »ist nichts zu verdienen, denn da wür-  
 »de ich schön ankommen, wenn sie  
 »was merkten. Da liegen schon mei-  
 »ne 1000 Gulden! willst Du eben soviel  
 »dazu legen, so theilen wir den Vortheil,  
 »denn er muß uns einen Wechsel auf  
 »2500 Thaler geben, in sechs Monath  
 »zahlbar. Die Frau muß sich mit unter-  
 »schreiben, die Wechsel und die Doku-  
 »mente die sie uns zum Pfande lassen,  
 »bleiben gegen einen Revers über mei-  
 »ne 1250 Thaler in deinen Händen,  
 »aber Du mußt deine Rolle gut spie-  
 »len, damit sie nicht merken, daß ich  
 »Theil an der Sache habe, und mußt  
 »Dir gefallen lassen, daß ich mit Dir  
 »handele und wacker gegen den Wu-  
 »cher predige. Du kannst in ihrer Ge-  
 »genwart nur keck 3000 für die zwey-  
 »tausend fordern.»

Moses Amschel ging glücklich in die  
 Schlinge. Er hielt das Geschäft für sicher,  
 weil

weil der Resident selbst 1000 Gulden mit aufs Spiel setzte, brachte das Geld, handelte und wurde behandelt, nach gewöhnlicher Weise, und als er für sein Geld den Wechsel und die Pergamentbriefe, die in seiner Gegenwart eingesiegelt wurden, empfangen hatte und abgetreten war, so zog erst der Alte seine 1000 Gulden ein, womit er den Ring einlöste, und theilte die andern 1000 Gulden mit dem Major, der dem alten Johann und mir einem jeden sein Accidens abreichen mußte. Der alte Herr ist kurz darauf gestorben, und Moses Amschel oder seine Erben werden wohl noch im ungestörten Besitze der alten Pergamente seyn und bleiben ewiglich. Ob Freund Perez auch Antheil an diesem Gil - Blas - Streiche hatte, das weiß ich nicht gewiß. Vom Gelde hat er nichts bekommen, aber die Ehre der Erfindung mag ihm zum Theile gebühren und die schöne Dame nicht unerkennlich gewesen seyn.



## DAS DREYZEHNTE KAPITEL.

*Waller durchstreicht das Land mit einem Spanischen Abentheurer.*

Meine Schulden wurden nun berichtigt. — Zu den Lustreisen nach Hanau hatte ich keinen Anlaß mehr, weil Madame Ziegelstein mit ihrer adelichen Freundinn von Schwalbach auf die Güter gereiset war, wo sie eine Zeitlang bleiben sollte. Ich hätte also bald wieder in Ordnung kommen können, aber der verzweifelte Sekretartitel führte eine Abneigung für alles Abschreiben mit sich, und da ich mich nun für keine Gesellschaft zu niedrig dünkte, so zog ich in den Wein - Kaffe - und Traktörhäusern herum, beschmarotzte meine Freunde, verdiente bisweilen einige Gulden in der Geschwindigkeit, und verzehrte sie in gleichem Tempo. Doch wich ich neuen Schulden aus, weil ich nur für den Mund zu sorgen hatte, und so ziemlich

mit Kleidern versehen war. Mein Dichten und Trachten ging nach einem neuen Herrn, bey dem ich meine Gaben zum Sekretar konnte glänzen lassen; aber das Zeugniß des alten Herrn wollte nirgends sehr empfehlenden Eindruck machen. Das Schicksal hatte meinen Ausgang aus dem Frankfurter Egypten in das Wiener Kanaan beschlossen. Ehe ich aber daran komme und in meiner Erzählung fortfahre, muß ich mir die Freyheit nehmen ein wenig vom Texte auszuweichen.

Es liegt mir schwer auf dem Herzen, und ich muß es nur gerade heraus sagen, ich befürchte, daß der ungeneigte Leser manches gegen meinen historischen Stil einzuwenden haben möchte, und daß dem einen die biblischen Anspielungen, und dem andern die Kanzleyfloskeln mißbehagen. Ob sich das nun zwar Schreiber dieses, eben so sehr nicht zu Herzen nimmt, massen es im gegenwärtigen Augenblicke noch sehr ungewiß ist, ob mein Büchlein jemals



gedruckt wird; so stellt er doch höhern Ermessen anheim, ob ein Mensch der eine wahrscheinliche Erzählung verspricht, nicht auch einen wahrscheinlichen Stil schreiben soll? Habe ich nicht in dem Hallischen Waisenhouse, wo die große Bibelfabrik ist, die Worte der Bibel, wie Milch eingesogen, und sie bey den Herrnhu tern nahrhaft verdaut? Bin ich nicht bey Sachwaltern und Rechtspflegern auf den Stufen der Wohlredenheit herumgeklettert, und zu Frankfurt bey dem Tempel der *ampulla Dictatura Circensis* in alle ihre Geheimnisse gedrungen? Wie sollte ich denn anders schreiben?

Was aber sonst die Wahrscheinlichkeit anbelangt, auf die ich mir um so viel mehr zu gute thun möchte, da ich eigentlich so viel Wahrheit liefere; so muß ich blos in Bezug auf die folgende Begebenheit ein kleines *Avis au lecteur* vorausschicken. Die Wiener Broschuristen würden es einen Fingerzeig nennen, denn seit einiger Zeit sind dort die Fingerzeige und Leitfäden sehr Mode. —

Zugegeben, daß der Romandichter der keine Feenmärchen schreibt, nicht aus den Schranken der Wahrscheinlichkeit weichen darf — was hat er zu thun, wenn er aus triftigen Ursachen wahre Geschichten in seinen Roman einzuweben hat, die aber ganz unwahrscheinlich scheinen? Antw. Er soll sie erzählen wie sie geschehen sind, und sich mit einer gehelmten Vorrede verwahren. Das ist ganz mein Fall! Was ich hier von dem Manne erzähle, der sogleich auftreten wird, ist alles so buchstäblich wahr, daß kein gerichtliches Instrument vor Notarien und Zeugen mehr Glauben verdient als meine Erzählung; und doch muß ich ausrufen: *Quis credat hoc, vel duo vel nemo?* — Mit dem *nemo* hat es seine Richtigkeit, aber die *duo*, ob die noch leben? das weiß der Himmel. Der eine ist der Held selbst von dem die Rede ist, und der zweyte ist *Monsieur d'Inarre*, vorm Französischer Offizier, und damals Besitzer des Gasthofs zu den zwey ro-



then Schwerdtern in der Bockenheimer-  
gasse. Lebt dieser brave Mann noch  
und liest dieses: »*Eh bon jour Monsieur*  
»*d'Inarre!* haben Sie wohl je gedacht,  
»dafs ich Sie im Angesichte des ganzen  
»Publikums grüfsen werde?» — Doch  
nun zur Begebenheit!

Ich schlenderte einst nach meiner  
Gewohnheit durch die Gassen wie ein  
wahrer Faullenzler, wozu ich — beyläu-  
fig gesagt — einen guten Ansatz hatte,  
und begegnete unweit der Hauptwache  
meinem Freunde Geyser, einem zu der  
Zeit beliebten Wundarzte in Frankfurt.  
»Kommen sie mit mir,» sagte er, »hier  
»in den zwey rothen Schwerdtern kön-  
»nen sie einen seltsamen Kauz sehen,  
»dem ich ausdrücklich selbst den Bart  
»schere, weil ich ihn gern kennen möch-  
»te, und weil er nur mit Dublonen be-  
»zahlt.« — Da fand ich denn in dem  
Wohnzimmer des Herrn D'Inarre einen  
Mann von etwa vierzig Jahren, groß,  
wohlgewachsen, bräunlichen Angesichts,  
nicht übel gebildet, aber mit gemeinem,

fast bäuerischem Anstande. Sein Haar war schwarz, ungepudert, ohne Locken und hinten geflochten; er hatte einen grossen Hut auf, mit einer breiten gezackten goldenen Tresse, war bekleidet mit einem blauen Reishabit (Balandran), halb Mantel und halb Kleid, darunter eine rothe breit bordirte Weste, um den Hals ein buntes seidenes Tuch, um den Leib ein breites Wehrgehenk mit einem Haudegen, steife Stiefeln und ein schmutziges Hemde. Was ihn aber merkwürdiger als alles das machte, war ein Sack ziemlicher Grösse, voll spanischer ganzer und halber Dublonen, den er vor sich auf den Tisch stellte und auf und zu band, wenn er etwas zu bezahlen hatte; wie er denn auch dem Herrn Geyser, nach abgenommenem Barte, eine halbe Dublone darreichte, und noch überdies eine Flasche Wein kommen liess, uns damit zu regaliren. Dafs er ein Spanier war, war unverkennbar; er sprach wenig, und ausser seiner Muttersprache nichts als



schlecht französisch, worin ich, der es eben so sprach, mich zu ihm recht gut schickte.

Wo aber dieser Maschinenheld mit seinem Sacke hergekommen war? das wufste damals niemand, und ich weiß es auch jetzt noch nicht. Er kam zu Fusse, ohne Kuffer oder Mantelsack in den zwey rothen Schwerdtern an, trug seinen Geldsack nicht ohne Mühe unterm Arm, und fieng, wie es scheint, erst da an Gebrauch davon zu machen, weil er noch ganz voll war. Ob er nun durch die Luft aus Spanien hergefliegen ist, und auch unterwegs von der Luft gelebt hat, das ist mir noch immer ein Räthsel. Genug, ich hatte das Glück ihm zu gefallen. Es war niemand zugegen, der französisch sprach, als Monsieur D'Inarre, und der hatte im Hause Geschäfte. Der Fremde unterhielt sich also inzwischen mit mir und lud mich zu einem Spaziergange ein. Wir giengen durch etliche Gassen; er kaufte mancherley was ihm in den Weg

kam, aber was er kaufte waren nur  
 alte schon getragene Meubeln und Klei-  
 dungsstücke. Er suchte Wäsche, aber  
 er wollte nicht Leinewand kaufen, um  
 sich Hemden davon machen zu lassen,  
 ob ich ihn gleich versicherte, daß er  
 in 24 Stunden ein halbes Dutzend fertig  
 haben könnte. So machte er es mit  
 allem was er brauchte, und so gab er  
 allein den Trödlern aus der Judengasse  
 Geld zu lösen. Weil er das deutsche  
 Geld nicht kannte, und manche Leute,  
 bey denen wir Kleinigkeiten kauften,  
 nicht herausgeben konnten, machte ich  
 ihm den Vorschlag, etwas von seinem  
 Golde umzusetzen; wozu er sich unter  
 der Bedingung verstand, wenn ich die  
 Silbermünze tragen und davon auszah-  
 ten wollte. Es wurden also zwanzig  
 Stück verwechselt, und ich bekleidete  
 das Amt seines Zahlmeisters der min-  
 dern Ausgaben. Das Zutrauen, das er  
 bey dieser Gelegenheit für mich hatte,  
 nebst der Hoffnung mich dabey wohl  
 zu stehen, machten mir Lust, das Amt



zu behalten, und die Erzählung, die ich ihm unterm Spazierengehen von meiner damaligen Lage machte, nebst den geschickten Wendungen, die ich dem Diskurs zu geben wufte, bewogen den Dublonenmann, mir seine Diensté anzubieten, unter welchem Charakter es mir selbst gefällig seyn würde. — Freylich war er nicht Excellenz, Minister oder Resident, aber die Dublonen! — Die Dublonen! — Diese überwandten mich. Ich trat in die Diensté eines Erdensohns, der keinen Titel hatte, den selbst Linné in keine Klasse hätte bringen können, von dem man, so wenig als vom Melchisedech wufte, wer sein Vater oder Mutter war? ob er getauft oder beschnitten sey? — der mir aber täglich eine Dublone gab. — Dafür war ich sein Sekretar, habe ihm in dieser Eigenschaft 46 Tage, schreibe sechs und vierzig Tage, gedient, täglich mein Goldstück richtig bekommen, und in diesem ganzen Zeitraume auch nicht

eine Zeile für ihn geschrieben. Einen Namen hatte er doch, er hieß Don Juan Varluzel, aber von seiner Abkunft war nichts zu erfahren. Dafs er kein Grand von Spanien und vielleicht auch nicht einmal ein Hidalgo war, das zeigten seine Sitten, Gebehrden und Neigungen. Er liebte den Branntwein, und labte sich oft mit einem Glase des schlechtesten, wenn er für mich und für seinen übrigen Hofstaat Burgunder bezahlte. Er wechselte selten Wäsche, kaufte sich, wie gesagt, nie ein neues Kleidungsstück, und hatte darum auch das Ansehen eines marktschreyenden Zahnarztes. Er schlief am liebsten auf der Streu, und war nur allein in der Liebe etwas delikater als in seinen übrigen Bedürfnissen, denn er gab sich nie mit den gemeinen Buhldirnen ab; wenn er aber ein hübsches Weib oder Mädchen sah in ehrbarer Gestalt und Kleidung, die seinen Augen gefiel, da zählte er eine verhältnißmäfsige Summe in seine Hand und machte stillschweigend



Zeichen und Gebehrden. Sehr oft verfehlte diese stumme Liebeserklärung die gehoffte Wirkung nicht, wenn sie gleich nicht allezeit auf der Stelle erfolgte. So wenig man von seinen vorherigen Schicksalen erfahren konnte, eben so wenig waren seine Absichten für die Zukunft zu errathen. Alles was er mir, seinem ersten Vertrauten, darüber zu eröffnen gut fand, war, daß wir bald von Frankfurt aufbrechen würden, mit der vorläufigen Instruktion, mich aller Bagage zu entledigen, weil er nicht anders als zu Füsse zu reisen pflegte, und keinem männlichen Geschöpfe seines Gefolgs eine andere Art zu reisen verstatten könnte. Dieses Gefolge wuchs in Zeit von drey Tagen so stark an, daß ich endlich selbst auf die Abreise drang, weil wir sonst mit einem Gefolge wie weiland der Mäusefänger von Hameln zur Stadt hinausgezogen wären, denn jeder Taschenspieler, Seiltänzer oder anderer Possenreisser, der sich dem Don Juan Varluzel

präsentirte, wurde ohne weiters mit Weib und Kind, Ross und Mäulern in Dienst genommen; und so zog er mit der ganzen Karavane an einem schönen Morgen zur Stadt hinaus, ich aber mit meinem Freunde Perez, der mich ein Stück Wegs begleitete, nahm weislich einen Vorsprung.

Zu dem, was ich von diesem Spanischen Abentheurer erzählt habe, muß ich noch hinzusetzen, daß der Mann weder dumm noch blöde war, daß er eine gewisse Festigkeit in seinem Charakter blicken ließ, die auch mich in Respekt erhielt, ob mich gleich sein übriges Betragen so stolz machte, zu glauben, daß ich besser sey als er. Er sprach wenig, aber wenn er sprach, zeigte er bisweilen auch Witz und Laune. Unweit Mainz waren wir ein Stück vor der Karavane voraus gegangen, und traten in ein Wirthshaus, wo Werber waren. Der Offizier, der meinen gnädigen Don für einen französischen Deserteur ansah, redete ihn in dieser



Sprache an, und bot ihm zehen Louisd'or Handgeld, wenn er als Grenadier Dienste nehmen wollte. Der fragte dagegen ganz kaltblütig: ob man ihm baares Geld geben würde? Der Offizier versicherte, er sollte zu Frankfurt im Werbehause die Summe baar haben. — »Aber ich,« antwortete der Don, »ich gebe Ihnen hier auf der »Stelle zwanzig Dublonen, wenn sie »Musketier des Königs in Spanien werden wollen,« und damit zog er seinen Geldsack hervor und liefs das Gold schimmern, welches den Werber in Respekt setzte und die Unterhandlung abbrach.

Wir zogen wie die Kinder Israel in kurzen Tagereisen. Wo es uns gefiel, da verweilten wir drey, vier und mehrere Tage, und hielten keine bestimmte Marschrouten, sondern wichen nach Belieben bald rechts bald links aus der Strafse, dankten unterwegs Leute aus unserm Hofstaate ab, und nahmen andere an. So durchkreuzten wir die

Pfalz, ein Stück von Schwaben, und endlich Baiern, wo wir zu Donauwerth in der Krone bey dem Gastwirth Bau-drexel, der uns besonders wohl bediente, eine lange Pause machten. Meinem Herrn gefiel es in diesem sonst eben nicht sehr angenehmen Orte so wohl, daß es das Ansehen gewann, als ob wir da überwintern würden. Ich für meine Person wendete diese Ruhezeit zu allerley weisen Betrachtungen und Entwürfen an. Ich hatte nun fast sechzig Dublonen gesammelt; eine Summe, der ich noch mein Lebtage nicht mächtig gewesen war, und mit der ich mir in Frankfurt Figur zu machen getraute. Ich war des Herumziehens müde, sehnte mich zurück, um mich da in einiger Gröfse zu zeigen, wo ich nur immer noch eben nicht viel vorgestellt hatte. Dame Ziegelstein kam mir auch in den Kopf, die ich wieder in Hanau vermuthete, und endlich, zu meiner Schande muß ich es gestehen, auf meinen Entschluß hatte es Einfluß, daß der Gold-



sack meines Patrons so leicht geworden war, daß man sein Ende fast auf den Tag ausrechnen konnte. Die Unwahrscheinlichkeit zu frischen Dublonen, bey einem Manne, der keinen Kuffer hatte, und mit niemand in der Welt Briefe wechselte, die Furcht sogar, daß er, wenn ihm nichts mehr übrig blieb, mit Billigkeit auf mein erspartes Gut Anspruch machen könnte; alles dieses bewog mich, als ein vorsichtiger Spekulant, zeitlich auf Retirade zu denken. Ich war nur verlegen, wie ich's anstellen sollte; denn es fehlte mir an Unverschämtheit, geradezu meinen Abschied zu fordern, ob ich gleich, weder durch schriftlichen noch mündlichen Kontrakt an eine gewisse Zeit gebunden war. Das Resultat meiner Berathschlagungen fiel endlich dahin, den Mann nach und nach darauf vorzubereiten, und dazu machte ich auf einem Spaziergange von dem Kloster Kaisersheim den Anfang. Ich äußerte Lust die Stadt Nürnberg zu besehen, und  
wünsch-

wünschte, daß er mich auf ein paar Tage entbehren könnte (*se passer*), um dahin zu reisen. *Passer?* sagte er, *si vous vous pouvés passer de moi, je me passerai bien de vous pour quelques jours, et même pour toute ma vie.* —

Das war nun zwar das was ich wünschte, aber doch machte diese Sentenz auf mich ungefähr den Eindruck, den eine Kanne kaltes Wasser macht, die über den Kopf gegossen wird. Ich nahm mit der Verlegenheit eines begossenen Pudels Abschied von Don Juan Varluzel, und eilte mit verdoppelten Schritten zur Stadt hinaus gerade nach Nürnberg zu.



## DAS VIERZEHNTE KAPITEL.

*Waller gesellt sich zu feinen Damen.*

In einem Städtchen, wo mir recht ist, Moheim genannt, kehrte ich im Wirthshause ein, Mittag zu halten. Da saßen in der Wirthsstube ein paar feine Damen, wohl gekleidet und schön ange-malt, die eben auch ihre Mahlzeit ein-nahmen und mit einander französisch parlirten. Man deckte für mich einen besondern Tisch. Der Kützel stach mich während der Zubereitung meines Kou-verts, mich in den Diskurs der Schö-nen zu mengen, und mein französisches Sprachtalent glänzen zu lassen; aber sie schienen mir zu vornehm, und ich war zu blöde für Standespersonen des schö-nen Geschlechts. Sie fiengen endlich an von mir zu reden. Ich hörte die eine zu der andern sagen: »diesem Menschen würde das Kleid vollkom-men passen,» und das machte mich

aufmerksam, und nun mehr aus Neugierde als Blödigkeit zurückhaltender, um zu erfahren wo das hinaus wollte. Von ungefähr fand ich, ich weiß nicht welchen Anlaß, meinen Geldbeutel herauszuziehen, und ließ da, um meine werthe Person wichtig zu machen, einen Theil meiner Dublonen blinken, welches gute Wirkung that. Das eine Frauenzimmer fragte mich deutsch: ob ich französisch verstände? Antwort: Nein! — Das war nun ein besonderer Umstand! Hätte sie mich französisch gefragt, so würde ich ihr in der Sprache geantwortet haben; aber so fuhr mir das Nein heraus, und ich war genöthigt, meine Eigenliebe zu unterdrücken, und die Rolle des Idioten fortzusetzen, die mir wohl ganz natürlich anstand, weil sie meinem Nein auch nicht den mindesten Zweifel entgegensetzten, sondern das deutsche Gespräch mit unbedeutenden Fragen und Antworten fortsetzten, bis sich mir das Geheimniß von dem Kleide aufschloß.



Die eine Schöne sagte: »wir sind zwey  
 »Schwestern, mein Herr! und kommen  
 »von München, wo wir die Erbschaft  
 »eines Bruders abgeholt haben, der dort  
 »gestorben ist. Unter seinem Nachlasse  
 »ist auch ein schönes gesticktes Manns-  
 »kleid, das Ihnen gerecht seyn wird;  
 »wenn Sie Lust haben, es zu kaufen,  
 »so will ichs Ihnen zeigen.« — Das  
 Kleid wurde aus dem Wagen geholt,  
 anprobirt, passend befunden, behandelt  
 und gekauft. Wir kamen aber dadurch  
 noch in nähere Verbindung. Die Schö-  
 nen reiseten nach Nürnberg, — ich  
 auch. Sie hatten einen Kutscher bis  
 dahin gedungen, und es war noch Platz  
 in ihrem Wagen. Um mein erkaufte  
 Kleid gut fortzubringen, und den Da-  
 men einen Ehrenhüter abzugeben, wur-  
 den wir einig über meinen Beitrag zu  
 den Reisekosten, und ich setzte mich  
 zu ihnen. Welche Macht mir beystand,  
 daß ich nicht mit meinem Bisgen fran-  
 zösisch herausplatzte, das weiß ich  
 nicht; ich glaube, es war dießmal allein

die Neugierde, um so mehr, da ich schon auf der ersten Station aus der Weiber Zusammensprache vermerkte, daß ich eben nicht mit Vestalinnen reisete. Sie thaten sich auch keinen Zwang an in Bezug auf meine theure Person, sondern ließen ihren gallischen Witz auf meine Unkosten lebhaft spielen, und wollten, so wie ich merkte, auch ihres Leibes auf Kosten meines Beutels pflegen. Alles dieses bestärkte meinen Vorsatz, mich recht fest in den Mantel der Unkunde ihrer Sprache zu hüllen, und mein Herz vor Liebe zu bewahren; denn eines Eindrucks, den die ältere Schwester, Konstanze genannt, auf mich gemacht hatte, konnte ich mich nicht völlig erwehren. Nur die verächtlichen Ausdrücke, die sich die zwey Nymphen über mein gauches Benehmen und meine deutsche Michelschaft erlaubten, entschieden in meinem Herzen, sie zu überlisten, und keine Blöße zu geben.

Demungeachtet machte ich schon im ersten Nachtquartiere eine kleine Attacke



auf das Herz oder vielmehr die äußere Wand der Herzkammer der schönen Konstanze, und wurde zwar nicht mit eiserner Sprödigkeit, aber doch mit affectirter Zucht und Ehrbarkeit in die Gränzen des Wohlstands zurück gewiesen. Das geschah in einem Augenblicke da die andre Schwester Mimi nicht im Zimmer war. Als diese kam, wurde ihr die Eroberung in gutem Elsaßer-französisch kund gemacht, und darüber glossirt. Mimi meinte, die Zeit sey zu kurz um einen Roman zu spielen, es sey also nicht wohl gethan sich mit Formalitäten aufzuhalten, und den Hauptzweck darüber zu versäumen. Diesen Hauptzweck glaubte ich in einem guten Nachtessen auf meine Kosten zu entdecken, und wollte mich dagegen mit erzwungenem Geize versthlen, machte auch, da uns Mimi wieder allein liefs, den blöden Schäfer und blieb so in den Schranken der Ehrbarkeit, dafs sich Fräulein Konstanze genöthigt sah, mir ihrer Seits Muth zu machen und mich

endlich zu versichern, daß sie eben keine Abneigung für mich habe, sich aber wegen ihrer Schwester etwas behutsam aufführen müsse. Dagegen wendete ich nichts ein, ob ich gleich das Wahre der Sache besser wußte. Indessen, so wenig sie sich vor mir in Acht nahmen, konnte ich doch diesen Abend ihre eigentlichen Absichten nicht vollkommen entdecken; das merkte ich aber wohl, daß sie eine Haupt- und Staats- Aktion an mir ausführen wollten. Wir setzten uns zu Tische. Schwester Mimi öffnete ihren Flaschenkeller, worinn guter Malaga war. Man theilte mir gastfrey meine Portion zu; es war nichts von Prellerey zu merken, vielmehr bezahlten die Damen ihren Antheil; welches ich aus angebohrner Höflichkeit für das schöne Geschlecht gewiß nicht zugegeben hätte, wenn ich nicht durch ihre Diskurse mißtrauisch geworden wäre. Ich wollte schlechterdings nicht der dumme Teufel seyn, für den sie mich hielten, und war es auch nicht, Dank sey es meiner französischen



Sprachkenntniß! Indessen benutzte ich jede Minute, in der wir allein waren, mit der Dame Konstanze zu löffeln, und es blieb diesen Abend noch unentschieden, wie sich der Roman endigen würde. Den folgenden Tag wurde peinlich Halsgericht über mich gehalten, und viele Ausdrücke machten mir es gewiß, daß der Abend zu Vollziehung meines Urtheils bestimmt sey, nur die eigentliche Beschaffenheit dessen was mir zuge-dacht war, blieb mir ein Räthsel; denn ob sie mich gleich, so lange sie französisch sprachen, für so unbedeutend als ihren Flaschenkeller ansahen, so hüllten sie doch das Wesentliche ihres Plans in eine Bildersprache die ich nicht verstand. Erst da wir schon in das Nacht-quartier eingerückt waren, entdeckte ich den mehr als schelmischen Anschlag. — Die Schönen gingen nach löblicher Gewohnheit ihres Geschlechts in Gesellschaft auf den Abtritt. Ich schlich mich in die zweyte Abtheilung, und hörte da mit Entsetzen was mir bevorstand. Kon-

stanze sollte mir diesen Abend alle Hoffnung zu einer nächtlichen Zusammenkunft machen; dann wollte man mich am Ende der Mahlzeit in einem Glase Malaga mit schlafmachenden Tropfen auf vier und zwanzig Stunden meiner Sinnen berauben, mich bis aufs Hemde ausziehen und zurücklassen. Zweyerley war mir besonders auffallend bey dieser Entdeckung: erstlich die Titulatur, denn wo die Rede von mir war, hiefs es nur immer *le coquin*, oder *la bête*, und zweytens, daß meine eigentliche Schöne noch soviel Mitleiden hatte, mich nicht aller Kleider zu berauben; aber die andere bestand auf diesem Punkte um des allgemeinen Besten willen, weil mir dadurch die Gelegenheit zum schnellen Nachsetzen abgeschnitten würde. Die Nymphen wollten in der Nacht noch abreisen, auf der ersten Station wo Postpferde zu haben waren, den Kutscher zurückschicken und sich schnell und weit entfernen, damit sie ein armer nackender Teufel nicht einholen könnte.



Es war mancherley bey diesem Projekte, das auch ohne meine jetzt erworbene Kenntniß eben nicht einen so gar gewissen Ausgang versprach; aber ich liefs es nicht zum Äussersten kommen, denn meine Rachsucht ging nicht bis zum Verderben dieser weiblichen Sünder. Ich setzte meine Karessen fort, bekam abgeredetermahlen mein Rendezvous, wir speisten mit der heitersten Laune, und als alle Vorbereitungen ihren erwünschten Fortgang gehabt hatten, brachte mir Schwester Mimi ein großes Glas Malaga, das ich auf die ausgebrachte Gesundheit meiner Inklination ausleeren sollte. Ich ergriff es, stand auf, erhob meine Stimme und harangirte wie folgt: » *Mesdames! je suis*  
*» démoniaque et quelquefois mon dia-*  
*» ble me fait parler des langues étran-*  
*» gères, à présent il me fait dire en*  
*» bon françois, que cette bête et ce co-*  
*» quin que je suis, ne sera pas la dupe*  
*» de ces coquines que vous êtes! Ainsi*  
*» soit il!* » Da standen die Heldinnen

wie vom Donner gerührt, versteinert wie Bildsäulen, und machten sich Luft — durch Thränen. — So weiß sich auch das Laster der kostbaren Hülfsmittel empfindsamer Seelen zu bedienen — und es wirkte. — Ich war weder so zornig noch so grausam die Sache weiter zu treiben, sondern wir söhnten uns aus, wurden gute Freunde, und versiegelten unsere Versöhnung.

Wem diese Probe meines Muths mit meinem Charakter zu kontrastiren scheint, der muß bedenken, daß ich kein Buch wie Vetter Karl Pilger schreibe, und ihm also nicht die Entwicklung und das stufenweise Wachsthum meiner Geisteskräfte vom Kinde zum Jünglinge und von da zum Manne vormalen kann, sondern daß er sich diese Ab- und Zunahme physischen und moralischen Ursprungs aus den Thatfachen selbst zusammensetzen muß, und wenn der Leser Widersprüche findet, so soll er sich nur erst die Widersprüche in seinem eignen Leben erklären.



Nach unserer Versöhnung, die sich von der einen Seite auf vollkommene Amnestie und von der andern auf scheinbare Reue und Erkenntniß gründete, wurden wir so vertraut, uns wechselsweise unsere Begebenheiten *reservatis reservandis* zu erzählen. Da erfuhr ich, daß die zwey Schwestern Metz als ihr Vaterland angaben, und daß ihr Thun und Gewerbe Gesang und Schauspiel war. Sie waren die nähern Provinzen Frankreichs durchstrichen, hatten bey französischen und deutschen Gesellschaften debutirt und standen zuletzt in Straßburg bey einer deutschen Truppe, welche aus einander ging und sich anstatt der rückständigen Bezahlung in die Garderobe theilte; daher kam das Kleid. Zuletzt hatten sie sich in Manheim, München, und mehreren Orten theils in Gastrollen theils bey Konzerten hören lassen. Konstanze hatte eine gute Stimme und verstand Musik. Ich muß nur gestehen, daß ich Wohlbehagen in dem Umgange mit diesen Prinzessinnen fand, und mich nun,

da wir einander kannten, willig in ihr Interesse ziehen liefs. Wir näherten uns der Stadt Nürnberg, und gaben uns unter dem Thore folgendermassen an:  
 » *Monsieur Gautier* und *Signora Con-*  
 » *stanza* seine Gemahlinn, nebst ihrer  
 » Schwester, berühmte *Cantatricsen*, kom-  
 » men von Paris, logiren im rothen Hah-  
 » ne und werden sich einige Zeit hier  
 » aufhalten. »

Kaum hatten wir uns im Gasthofs umgekleidet, so stolperten schon ein paar junge Nürnberger Patrizier in unser Zimmer, die, wie sie sagten, erst kürzlich von ihren grossen Reisen zurückgekommen wären. Sie waren wirklich nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, nach ihren Sitten aber waren sie vollkommen so beschaffen, wie man die *Barons allemands* in Paris beschreibet. Sie redeten einen erbärmlichen Jargon und wollten die *Signora Constanza* oft in Paris haben singen hören; wogegen wir freylich nichts einzuwenden hatten. Diese zwey junge Herren und noch ein



paar andere, die Herren *von Sabot* und *von Mian*, ließen sich sehr angelegen seyn uns ein Konzert zu veranstalten. Dafür spielten nun die ersten zwey die Liebhaber mit den Damen, und die letzten begnügten sich an Freybilleten, und der Erlaubniß, das verzehren zu helfen was jene aufstischen ließen. Das Konzert kam zu Stande, und ernährte uns so lange wir in Nürnberg waren. Die Sängerinnen wurden im Konzerte beklatscht, und ausser demselben beliebt. So ging es hier und in Bamberg, Anspach und Bayreuth. Da kamen Domherren, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter, die mit solcher Großmuth für uns sorgten, davon ich vorher keinen Begriff gehabt hatte. Indessen nützte es mir doch, denn ich wurde von allen diesen Herren als vermeynter Gatte der Schönen die sie anbeteten, sehr säuberlich behandelt, zu ihren Tafeln und Gesellschaften gezogen und dadurch von der knabenhaften Blödigkeit geheilt, mit der ich immer noch behaftet war. Ich lernte Lebensart,

wurde freyer im Umgange mit Vornehmern, und geschliffener in Sitten und Gebehrden.

In Regensburg liessen sich meine Virtuosen am Taxisschen Hofe hören. Da wurde ich zufällig mit dem Herrn Hauptmann *Hase* von der dortigen Garnison bekannt, das war ein ehrlicher Mann, nach dem Schlage seines Kollegen von Kapernaum. Er hatte zwar auch besondere Grillen und Meinungen, aber er liess sie nicht drucken, wie Herr Jochen Jeremici, und war sonst ohne Falsch und Trug. In seinem Zimmer stand ein guter Flügel, worauf viele Noten lagen, von denen er keine einzige kannte; aber er hörte gern Musik, und liess sich alle Tage durch einen seiner Soldaten, einen verunglückten Organisten vorspielen. Und darum lud er uns oft zum Frühstücke ein, wo die Weiber singen mußten, und dafür mit seinem Liqueur und Konfeckt bedient wurden. — Sein treuherziger ungezierter Soldatenton gewann mein Herz. Ich besuchte



ihm oft, erzählte ihm einen Theil meiner Geschichte, und beichtete auch bey Gelegenheit mein Verhältniß mit den Theaternymphen. Darüber las er mir einen ganz artigen Text, der sich damit endigte: »Herr! laßt die Bestien  
 »sitzen, das sind Rabenäser die über  
 »kurz oder lang ein schlechtes Ende  
 »nehmen. Ihr seyd ein junger Kerl,  
 »der etwas weiß, und wollt in euern  
 »besten Jahren einen Landstreicher ab-  
 »geben. Noch kann was aus Euch wer-  
 »den. Ich rathe Euch nicht einmal  
 »wieder nach Frankfurt zu gehen, wo  
 »Euch das gröfste Glück nur etwa zu  
 »einem feisten Reichsbürger machen  
 »kann, der sich von einer Schlachtzeit  
 »zur andern auf seine Schwartenmägen  
 »freut. Wenn ihr mir folgen wollt, so  
 »geht nach Wien; dort steht einem jun-  
 »gen Manne, der was versteht und ar-  
 »beiten will, ein weites Feld zum künf-  
 »tigem Glücke offen.« — Seit Bruder  
 Dorius hatte mir niemand so ins Gewis-  
 sen geredet, und obgleich der Ton sehr  
 ver-

verschieden von jenem war, so beherzigte ich doch den guten Rath und befolgte ihn. Den Weibern machten wir weifs, ich ginge nach Frankfurt, aber ich schiffte mich in Stadt am Hoff ein, und schwamm in einer Barke des Bairischen Schiffmeisters Keller nach Wien, wohl versehen mit Lebensmitteln und Empfehlungsschreiben; alles durch die Güte des wackern Hauptmanns Hase, dessen Asche in Frieden ruhe!





## DAS FUNFZEHNTE KAPITEL.

*Waller lernt in Wien Etikette.*

Wir landeten in Wien an einem Uferplatze der Donau, das Schanzl genannt, und da die Mauthner (Zollbeamte) bey mir nicht viel zu visitiren hatten, so liefs ich mich sogleich durch das erste beste dienstbare Geschöpf das mir in Weg trat, hinführen wohin es wollte. Das war ein vierschrötiger Bengel, der mich in den weissen Wolf auf dem alten Fleischmarkté brachte, und da gleich, ohne mich zu fragen, eines der besten Zimmer für den gnädigen Herrn, der ich seyn sollte, begehrte. Er hatte einen kleinen Korb, der meine ganze Bagage fafste, etwa tausend Schritte getragen, und dafür begehrte er zwey Siebzehner, die ich ihm auch in der Angst meines Herzens zuwarf. Diese Angst entstand daher, weil mich der Kellner nun auch Ihro Gnaden titulirte, und ich

das ganz allein für eine Folge der Ankündigung des Trägers hielt. Ich fürchtete schwere Verantwortung und Poen, daß ich mich adlicher Titel und Vorrechte anmaßte, in der Residenz des deutschen Kaisers. Ich fühlte schon die zentnerschwere Hand des Reichsfiskals an meinem Nacken, und hatte doch weder Muth noch Zeit, diese aufgedrungene Ehrenbezeugung von mir abzulehnen, denn der Kellner liefs mich nicht zum Worte kommen, lief rechts und links um mich herum, fuhr alle Augenblicke mit dem messingenen Haarkamm durch sein gestutztes Haar, und schwatzte nur immer von dem grofsen Feuerwerke, das diesen Abend im Prater gegeben werden sollte. Ich liefs alles mit mir machen, und mich sogar in den Prater führen, ehe ich noch mein Zimmer gesehen hatte, denn der geschäftige Kellner versicherte mich, es sey hohe Zeit, und ich würde dergleichen vielleicht sobald nicht wieder so schön sehen.



Wer sich in Wien noch eines Feuerwerks zu erinnern weis, bey dem unversehends ein schreckliches Donnerwetter und starker Platzregen einfiel, der weis genau den Tag meiner Ankunft. Mein gesticktes Kleid das ich noch im Schiffe angezogen hatte, um in dem grossen Wien recht stattlich einzuziehen, wurde ganz verdorben, und um nicht in der Irre herum zu laufen, mußte ich froh seyn, das mich noch ein Fiaker gegen einen Speciesdukaten nebst andern einnahm und im weissen Wolfe absetzte. So war mein Eintritt in Wien eben nicht mit günstigen Ahndungen vergesellschaftet. Ich kam naß wie eine Katze, und hungrig wie ein Wolf in meinen Gasthof zurück. Da bot mir die geschwätzig Zunge des dienstfertigen Kellners allerley Speisen an, die ich nicht kannte: Panadl, Schöberl, Bruchfleisch, Pollackerl, ungrisch Rebhändl u. s. w. Nun wollte ich mir meine Unwissenheit nicht merken lassen; ich wählte also die einzige Speise die ich zu ken-

nen glaubte, *das ungrisch Rebhun, oder Rebhündl*, wie man es in Wien ausspricht. Ein Rebhun, dachte ich, ist immer ein Rebhun, obs in Ungarn oder Polen zu Hause ist, vielleicht sind sie in Ungarn fetter, so wie in Leipzig die Lerchen; aber der Kellner brachte mir — *einen Ochsenfufs*, und lachte mich ehrerbietig aus, als ich ihm sagte: Ich hätte ein Rebhun gefordert, und nicht einen Ochsenfufs. »Ihre Gnodn werden schon Wienerisch lernen, wir heißen hier halt Ochsenfüsse ungrisch Rebhündl.« — Also erfuhr ich, daß man in Wien Rebhüner fordern und Ochsenfüsse bekommen kann, aber nicht *vice versa*. Ich tröstete mich mit Sancho Pansa, der sich auf der Insel Barataria mitten unter den köstlichen Gerichten auch mit einem Ochsenfusse begnügte, und folgte seinem Beispiele. Aber nun fragte mich der Kellner um Namen und Charakter. — »Ich heiße Waller, bin Sekretar, und komme von Regensburg.« — »Also Herr von Waller, Se-



»kretar von Regenspurg.« — »Nein, ich  
 »bin kein Edelmann, und bitte mich  
 »mit dem Ihre Gnaden zu verschonen,  
 »ich gebe mich für nichts mehr aus,  
 »als was ich bin.« — »Haben Ihre Gnodh  
 »nicht gesagt, daß Sie Sekretar sind?«  
 »Ja — aber« — »Nun so sind Sie auch  
 »ein Herr von, und gnädig« und so  
 trollte er sich zur Thür hinaus.

Den andern Tag kam ich noch übler  
 an. Ich erkundigte mich fleißig, wie  
 man hier in Gasthöfen zu speisen pfle-  
 ge? da wurden mir zweyerley Arten  
 vorgeschlagen, entweder portionenweis  
 Speisen zu wählen, oder an der Wirths-  
 tafel zu essen, an welcher man damals im  
 weissen Wolfe für zwanzig Kreuzer sechs  
 Schüsseln bekam. Ich erwählte die letz-  
 tere. Als wir nun schon etliche Speisen  
 verzehrt hatten, sah ich meinen Nach-  
 bar einen gebratenen Vogel zerschnei-  
 den und den Teller vor sich hinstellen;  
 ich hielt es für gemeinschaftliches Gut  
 und griff zu, aber da kam Hanserl der  
 Kellner, wie ein anderer Doktor Peter

Rezio, und klopfte auf dem Teller. »Na, »Ihre Gnodn, das hat sich dieser gnädige Herr extra geben lassen.« Mich verdroß der Mißgriff, ich wollte ihn mit Anstand wieder gut machen: »Nun »so gebt mir auch extra!« — Gleich wurde ich bedient, — und da es zum Bezahlen kam, mußte ich zwanzig Kreuzer für die Tafel und zwey Gulden dreyßig Kreuzer fürs Extra zahlen, denn es war Fasan. — Man hüte sich in Wien nur vor allem Extra! Es hat so wie das Interim, verborgne Tücken hinter ihm. Was nur irgend ein wenig von dem Gewöhnlichen abweicht, ist extra, und alles Extra hat keinen festen Preis. Unter andern haben auch die großen Damen, nebst ihren Kammerjungfern, Stubenmädln und Garderobenmädln, noch Extramenscher, die buchstäblich so genannt werden; ich kann aber von ihrem Preise nichts sagen, weil mir nach dieser Lektion alles Extra verdächtig war.

Nach dem Essen sah ich in einer



Laube auf der Gallerie zwey artige Frauenzimmer sitzen, und erkundigte mich bey meinem Freunde Hanserl, dem einzigen Menschen der sich noch zur Zeit mit mir abgab: Wer die Schönen seyen? — »Bergschreibers Töchter von »Schemnitz, die mit ihrem Vater hier logiren.« — Bravo! dachte ich, das ist meines Gleichen. Ich näherte mich und wurde höflich genug aufgenommen; aber nach wenig Minuten verfinsterten sich die freundlichen Gesichter und würdigten mich keiner Antwort mehr. Freund Hanserl merkte gleich die Ursache: — »haben gewifs die schönen Fräulein »Jungfern geheissen?« — »Nun wie »denn sonst? es sind ja Schreiberstöchter.« — »S'wohr, aber schauens nit, dafs »sie Schöpf (gesteckte Hauben) tragen?« Das waren mir lauter böhmische Dörfer.

Hauptmann Hase hatte mir ein Empfehlungsschreiben an einen Reichshofrathsagenten mitgegeben, das wollte ich nun überreichen. Die grofse Idee die

Ich mir von einem solchen Manne machte, erlaubte nicht anders als mit dem geziemendsten Anstande vor ihm zu erscheinen. Nun war mein gesticktes Kleid durch die Wasserfluten des Feuerwerks verdorben, ich suchte also Rath bey dem Schneider; der verwarf alle Vorschläge zum Repariren oder Umwenden, ich mußte mich zu einem neuen bequemen. Ich wollte Tuch haben, der Schneider der sich par Excellence einen Kleidermacher nannte, bewies unwiderlegbar, daß kein gescheiter Mensch zu Wien im Sommer ein Tuchkleid trüge. Das liefs sich hören — aber als ich gelbe Knöpfe darauf wählte, da hätte man erst Meister Biegeleisens Grimassen sehn sollen; das war gegen alle Regeln des Wohlstands und seiner Kunst — »im Sommer darf man sich bey keiner honnetten Gesellschaft mit gelben Knöpfen sehen lassen, da werden nur weisse getragen.« — »Aber lieber Herr Meister und Freund! die Farbe thut ja nichts zur Jahreszeit, und die Knöp-



»fe helfen ja weder für Kälte noch  
 »Wärme; ich kann mir wohl erklären,  
 »warum man im Sommer Zeug und im  
 »Winter Tuch trägt, aber die Knöpfe?«  
 — »sind hier ein wesentliches Unter-  
 »scheidungszeichen der Jahreszeit, im  
 »Winter trägt man Gold, im Sommer  
 »Silber, und wenn sie nicht von aller  
 »Welt ausgelacht, und aus aller guten  
 »Gesellschaft verbannt seyn wollen, so  
 »müssen Sie silberne Knöpfe oder gleich-  
 »farbige mit dem Zeuge tragen.« Mir  
 schien das alles unerklärbar, aber ich  
 sah, daß es dem Kleidermacher Ernst  
 und daß er für meine Ehre besorgt  
 war, also unterwarf ich mich seinen er-  
 leuchteten Einsichten und fand in der  
 Folge, daß er recht hatte; denn die  
 meisten Einwohner Wiens dachten da-  
 mals wie dieser Schneider, und beur-  
 theilten nicht allein den Geschmack,  
 sondern auch Talente und Verstand  
 nach Rockfutter und Knöpfen.

## DAS SECHSZEHNTE KAPITEL.

*Waller wird Agent eines Agenten.*

Nachdem ich durch die Huld meines Schneiders etikettenmäsig ausstaffirt und fähig gemacht war, vor einem Reichsagenten zu erscheinen, wollte ich nun zum Werke schreiten, und ihm mein Kreditiv in Person überreichen. Das war aber nicht so leicht als ich vermeinte. Der Herr von Luchs pflegte im Sommer auf dem Lande zu wohnen, nicht etwa auf seinem Landgute, sondern nach Art gewisser Standespersonen die da gern wollen und nicht können — in einem gemietheten Bauerhause eines der nahe gelegenen Dörfer, wo manche Herren mittlerer Klasse mit ihren Weibern oder mit ihren Maitressen faulzen, spielen und sich von ihren Freunden, Klienten und Schmarotzern besuchen lassen; welches nun, so viel es Agenten betrifft, freylich der Idee, die



ein Fremder mit der Agentenfunktion verbindet, nicht sehr entsprechen mag. Doch das wird der Verfolg erklären.

Ich war genöthigt, meinen Brief den Leuten im Hause abzugeben, die ihn mit dem täglichen Küchen- und Kellertransport aufs Land sendeten, worauf mir in etlichen Tagen durch einen Kollegen in Livree die mündliche Resolution wurde: Ich möchte mich selbst vor dem gnädigen Herrn in Hütteldorf stellen; welches ich denn auch vermittelt eines wohlfeilen Fuhrwerks, Zeiselwagen genannt, bewerkstelligte.

Ich weifs nicht wie es kam, dafs der erste Anblick des edeln Herrn von Luchs und Bratzenklau auf einmal meine ganze grofse Idee von einem Agenten des weiten römischen Reichs deutscher Nation gewaltig herunterstimmte, ob er gleich seiner Seits nichts erman-geln liefs, sie kraftvoll in die Höhe zu spannen. Der Mann hatte den völligen Anstand meiner ehemaligen Mitschanzer an der Kreisdiktatur zu Frankfurt,

und bey allem Aufwande von Gnade und gnädig, die sein Hausgesinde rechts und links an ihn verschwendete, und bey allem Pompe von Gold und Seide der um ihn rauschte, sah ich doch aus jeder Miene und Bewegung nur den Schreiber hervorgucken, aber den Schreiber der *à son aise* ist. Nach kurzer Prüfung meiner Fähigkeiten, die mit dem pomphaften Attestate des gewesenen Residenten und mit Proben aus dem Stegreife belegt wurden, erklärte Herr von Luchs, dafs es schwer seyn und viel Zeit brauchen würde, in Wien als Haus - (Privat) Sekretar unterzukommen, dafs er aber selbst nicht abgeneigt sey, mich in Anbetracht der guten Empfehlung meines Gönners zu Regensburg in seine Kanzelley aufzunehmen, wo ich wenigstens eben so gut bezahlt, und eben so gut speisen würde, als nur irgend ein Haussekretar in Wien. Ich fragte, ob Seine Gnaden schon mit einem Sekretar versehen wären? »Nein« sagte er, »von meinen Leuten hat kei-



»ner diesen Titel, obgleich allezeit ei-  
 »ner die Dienste thut.« — Also meinte  
 ich, könnte er mir ja wohl meinen sauer  
 erworbenen Charakter lassen. — Er  
 wollte aber nicht daran, denn es sey  
 unter ihnen nicht Sitte — und das mag  
 wohl daher rühren, weil die gnädigen  
 Herren Reichshofräthe ihre Schreiber  
 Sekretare nennen, und es als ein Präro-  
 gativ ansehen mögen, welches den Agen-  
 ten nicht gebührt. Es sey wie ihm sey —  
 Herr von Luchs und Bratzenklau brauchte  
 damals gerade so ein Subjekt wie ich  
 war, und verwilligte mir unter andern  
 Akkordspunkten auch den, daß ich  
 mich außer seinem Hause könnte Se-  
 kretar nennen lassen, nur sollte ich nie-  
 mand sagen, daß ich's bey ihm sey. So  
 bekam einst D. Schurtmann den höch-  
 sten Grad der Arzneykunde, nachdem  
 er einen körperlichen Eyd abgelegt hat-  
 te, daß er nie einen Kranken in die  
 Kur nehmen wollte. — Der verzweifel-  
 te Sekretartitel blieb doch lange Zeit  
 mein Steckenpferd, aber er war auch

das *non plus ultra* meiner damaligen Aussichten; was konnte ich mehr zu werden hoffen? Höchstens dachte ich einmal in Wien ein fürstlicher Sekretar zu werden, und denn war es allemal Zeit, nach dem Rathstitel zu streben.

Wir wurden also einig, und ich wußte es geltend zu machen, daß der leonische Exsekretar eines leonischen Exministers, ohne Charakter in die Dienste eines Reichsagenten von leonischem Adel trat. So nennt man in Wien den neuen Adel, und es paßt nicht übel; denn so wie die leonischen Tressen zwar äußerlich die nemliche Farbe und den nemlichen Glanz wie die goldnen haben, so sind sie doch nicht ächt.

Ich machte mich gar bald mit den Geschäften meines Herrn bekannt, und war schon in Zeit von einem halben Jahre nicht mehr der erste Schreiber eines Reichsagenten, sondern im wahren Verstande der Herr Agent, denn er selbst that nichts als die Briefe erbrechen und zuerst lesen, und zwischen eilf bis zwey



Uhr zu einem oder dem andern Reichshofrath fahren, um da von weitem zu forschen, wie diese oder jene Sache entschieden werden möchte. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Aufsatzes den er selbst gemacht, oder eines einzigen Tages den er ganz den Geschäften gewidmet hätte, sondern er verschlemmte das Geld das ihm reiche und arme Klienten des heiligen Römischen Reichs in den Pelz warfen, das manchem sauer mochte geworden seyn, und das er ganz süß durchbrachte. Wir hatten Fürsten, Grafen und Stände, die jährliche Bestellungen bezahlten; diese wurden mit periodischen Briefen abgefertigt, ohne unserer Seits während dem Laufe ihrer Prozesse eine ausserordentliche Bewegung zu machen. Eben so bedienten wir andere, die keine fixe Bestallung gaben, deren Sachen aber schon lange anhängig waren und die nicht immer frisches Geld schickten. Wenn sich aber eine neue, mit dem Schlendrian noch ganz unbekannte Parthey meldete, die recht  
hiz-

hitzig auf ihr wirkliches oder vermeintes Recht war, die Geld zum Bestechen anbot, konvenable Arrha einschickte und von der Macht des Agenten recht hohe Begriffe hatte, — da versäumten wir nichts — versteht sich, ihren Eifer zu unterhalten. Wir machten Hoffnungen, daß mit einer Summe, die wir gar schön mit der Wichtigkeit des Gegenstandes in Verhältniß zu setzen wußten, unter der Hand sehr viel auszurichten wäre, und zogen — oder vielmehr der Patron zog viel Geld, und steckte das in seinen Sack was für andere bestimmt war und für andere verrechnet wurde. Wir hatten Leute, die uns die Referate und Conclusa in dem ersten Augenblicke vorläufig mündlich meldeten, damit wir so geschwind Gebrauch davon machen konnten, daß unsere Klienten, die sie erst vier Wochen darnach in extenso bekamen, glauben mußten, wir hätten sie erwirkt. Unser ganzes Handwerk lief auf das hinaus, daß wir allen Partheyen, die gut zahlten oder im Falle eines guten Aus-



gangs viel versprochen, mit uns erspriesslichen Bedingungen immer Hoffnung machten, und wenn die Sache ein gutes Ende gewann, den Erfolg unsern Bemühungen und Auslagen zuschrieben. Ging sie übel aus, so war irgend ein Zufall daran Schuld, der alle unsere viele Mühe und Kosten vereitelt hatte. Oft verstanden wir uns mit dem Agenten der Gegenparthey und zogen einen Theil von dem, was er durch den guten Ausgang zum Nachtheile unsers Patrons erobert hatte; und so dienten wir eigentlich niemand mit dem Eifer und der Treue, die man bey uns voraussetzte, sondern wir liefsen fast alles auf den Zufall ankommen und wußten davon auf eine oder die andere Art Nutzen zu ziehen. Es ist wahr, daß mein Herr bey einigen wenigen Reichshofräthen vertrauten Zutritt hatte, aber unsere Geschäfte kamen nicht alle in ihr Referat, und so viel ich merkte, waren sie uns eigentlich nur das, was der inwendige Richtzeiger in der Uhr ist. Wir

brauchten sie allenfalls bloß so wie es uns nöthig war, zum retardiren oder avanciren; im Grunde aber war unsere Macht etwas auszurichten von gar keinem Belange, und ich mußte oft lachen, wenn ich die Briefe der guten Leute aus dem Reiche las, die von ganzem Herzen glaubten, ihr ganzes Glück hinge nur von uns ab, und von unserm guten Willen ihnen zu dienen. Wir machten selten jemand Schwierigkeiten als da, wo wir Geiz oder Armuth verspürten; besonders haßten wir die letzte vorzüglich und wußten sie meisterlich von uns abzuschrecken. Doch gab es auch Fälle, wo wir den Aufträgen reicher Leute zu unserm Vortheile Schwierigkeiten in den Weg legten; z. B. wenn wir Adelsbriefe bewirken sollten. Da wußten wir jämmerlich zu beklagen, wie schwierig Seine Kaiserliche Majestät, (die sich darum gar nicht bekümmerten) seit einiger Zeit über diesen Punkt sey, Allerhöchstdieselben verlangten diese oder jene Eigenschaften, von denen wir wuß-



ten, daß sie der Adelsüchtige nicht be-  
saß, man müsse vorher viele Personen  
zu sondiren und zu stimmen suchen, da-  
mit man sich nicht der Schande einer  
abschlägigen Resolution aussetze. Das  
that nun bisweilen gute Wirkung. Wir  
bekamen Geld, und ersparten uns die  
Mühe es unter die Personen quaestionis  
zu vertheilen. Unsere tägliche Beschäf-  
tigung war ein Gewerbe von Briefen,  
von laufenden Abschreibereyen der Pro-  
tokollextrakte, Konklusen, Sentenzen,  
und einer Art politischer Zeitung, in der  
wir den hohen Reichsgliedern erstlich  
*in publicis* erzählten, wenn die Kaise-  
rinn in der Messe gewesen war, oder  
armen Leuten die Füße gewaschen hat-  
te, und *in privatis*, was in unsern Kram  
taugte. Die meisten großen Exhibita  
schickten uns die Herren aus dem Rei-  
che durch ihre Rechtsgelehrten verfer-  
tigt ein, und wenn wir ja juristische  
Ausarbeitungen nöthig hatten, so waren  
genug geschickte Leute in Wien zu ha-  
ben, die uns um ein geringes Geld gan-

ze Deduktionen schrieben, so gelehrt, daß wir selbst nichts davon verstanden. Man glaubt nicht, wie viel solcher Männer in Wien schmachten und gegen geringen Lohn für Leute arbeiten, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Gemeiniglich sind es Publicisten, die ohne Weltkenntniß und Begriffe von dem Zusammenhange des Systems und der Lokalverhältnisse nach Wien gehen, mit nicht geringerer Hoffnung, als da Reichshofrätthe zu werden, und die am Ende Gott danken, wenn ihnen nur ein Reichshofrathsagent etwas zu verdienen giebt. Es bedient sich auch zuweilen ein Reichshofrath solcher Männer, und sie werden meistens schlecht bezahlt, wovon ich ein Beyspiel erzählen will: Es hatte sich ein ehrlicher Mann nach Wien geflüchtet, der Konsulent einer Reichsstadt gewesen und deswegen entlassen war, weil er etwas gethan hatte, das seinem Magistrate pflichtwidrig, und andern ehrlichen Leuten pflichtmäßig schien. Er kam



mit Weib und Kind nach Wien, schnappte lange Zeit vergebens nach Unterhalt, und nagte am Hungertuche. Sobald die Hochgebohrnen Herren seine Geschicklichkeit gewahr wurden, überschwemmten sie ihn mit Arbeit und brachten bey der Bezahlung, statt baaren Geldes, die schönsten Aussichten zu baldiger Versorgung in Anschlag. Unter andern übergab ihm einst einer der Herren R. H. R., der im besondern guten Ruf der Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit stand, seine gesammten *Restanzen* in zwey ungeheuern Stößen Akten, und versprach gute Belohnung, wenn er ihm von dieser Last helfen wollte. Der Rechtsgelehrte der in Schulden steckte, dachte sich durch den Verdienst, den er nach der Wichtigkeit der Arbeit abwog, aus der dringendsten Verlegenheit zu ziehen und arbeitete unablässig. Ich besuchte ihn bisweilen, hörte oft wie Frau und Kinder auf die Vollendung dieser Arbeit hofften, selbst ihre äußersten Bedürfnisse bis dahin noch ein-

schränkten, ihre Bedürfnisse an neuen Schuhen und Hauben nach diesem erwünschten Zeitpunkte zu befriedigen dachten, und die überlästigen Manichäer darauf vertrösteten. Nach zwey Monathen, die er fast schlaflos mit aller Anstrengung durchgearbeitet hatte, wurde er endlich fertig, nahm einen Fiaker und belud ihn mit den Papieren so, daß er kaum Platz hatte dazwischen zu sitzen. Ich war eben damals bey ihm, und vergesse nie, mit welcher Sehnsucht die Familie auf seine Rückkunft harrete. — Er kam — aber anstatt seinen Lohn mit fröhlichem Gesichte aufzuzählen, gab er seiner Frau stillschweigend mit todtengesessenen Gesichte ein Papier worinn zwey Souverains waren, und warf sich trostlos aufs Bette. Mich ergriff Zorn und Unmuth. Ich nahm die Feder, setzte ein Billet auf, worinn ich dem großen Herrn nebst andern Pillen mit Bekanntmachung der ganzen Geschichte drohte, zwang meinen Freund es abzuschreiben und es an die Behör-



de zu schicken. Nun kam bald darauf der Kammerdiener, um den Mann zu seinem Herrn zu holen; ich fertigte ihn aber ab, schützte plötzliche Krankheit vor, warum jener nicht mitgehen könnte — Siehe da! Der Patron, da er endlich sah, daß es Ernst war, schickte durch den nemlichen Kammerdiener hundert Gulden, womit die dringendsten Schulden abgestossen wurden. Und doch gab der grofse Mann bald darauf wieder frische Akten in die Arbeit. — Wird er einst Georg Wallers Geschichte lesen, so wird er sich vermuthlich schämen. — In Wien ist er nicht mehr.

Aber ich muß zurückkehren und den Leser mit meiner damaligen glücklichen Lage bekannt machen, welche sich darauf gründete, daß ich mich in meines Herrn Schwindeleyen gut zu schicken wufste, die Gewissensbisse, wenn er dazu fähig war, ihm allein überliefs, und endlich meine Freude und Wohlgefallen daran hatte, der Chef einer ganzen Kanzley zu seyn, von je-

dermann als ein geschickter Mensch gepriesen zu werden, und mich selbst meinem Herrn weit überlegen zu fühlen. Bey allen diesen Vorzügen, und dem Genusse alles Wohlbehagens der darauf folgte, vergaß ich niemals was ich gewesen war; ich dachte nicht, daß mir das alles von Rechtswegen gehörte, sondern fühlte ernstlich, daß mein Schicksal glücklicher war, als es hätte seyn können, und dachte oft zurück an meinen vorigen Zustand. Ich wurde endlich gar der Philosoph, der höhere Titel und Ehrenbezeugungen gleichgültiger ansah, als es von einem Menschen zu vermuthen war, der mit so vieler Sehnsucht nach dem Sekretartitel gestrebt hatte. Die Sache läßt sich erklären für den, der die Verschiedenheit der Lebensart kleiner und großer deutscher Welt, kleiner und großer deutscher Städte kennt. Ein Mensch, der z. B. zu Frankfurt am Mayn gar keinen Titel hat, steht ganz dichte an der Livrée, denn dort nennt man den Lohnlakeyen ebenso Herr Johann



wie man jeden Erdensohn *Herr* nennt, wenn er sich nicht für sein Geld einen Charakter dazu kauft, der ihn zu einer Klassificirung fähig macht. Daher kommen die vielen läppischen Raths- und Kommissarstitel, die aber auch, wie die Scheidemünze, nirgends gelten als wo sie geschlagen sind. In Wien, London und allen den Hauptstädten wo Höfe sind, und wirklich hoher Adel existirt, ist das Ding ganz anders. In Wien z. B. merkt man nicht einmal das Titelverhältniß der höhern und geringern Beamten eines Kollegiums, sondern am dritten Orte ist alles gleich; nur allein die K. K. Hofräthe werden bisweilen mit dem Ausdrücke ihres Charakters distinguirt. Was darunter ist, bis zum geringen Handwerker exclusive, ist alles *Herr von*, oder wer ein Freyherr ist, den nennt man den Baron Turteltaube oder wie er sonst heißt. Ein subalterner oder mittler Charakter ist also von gar keinem Nutzen, denn im gemeinen Leben wird seiner niemals erwähnt. Mein

Herr war Geheimerrath verschiedener Fürsten und Stände des heiligen Römischen Reichs, deren Agent er war. Das half ihm aber zu Wien in Bezug auf persönliche Ehrenbezeugung nicht das geringste, sondern er wurde im Verkehr mit andern Menschen der Herr von Luchs genannt, so wie ich der Herr von Waller; und von dem Schuster der mir meine Schuhe machte, und dem Kellner der mir mein Glas Wein brachte, wurde ich so gut Euer Gnaden titulirt als wie mein Herr der Reichsagent. Diese Wiener Sitte war die ganze Philosophie die mich von der Titelsucht heilte. Ich war ein Gentleman so gut als mein Herr, und wurde ausser unserm Hause von jedermann als ein solcher behandelt; und wenn ich auch den Titel als Reichserbsäckelmeister oder Thürhüter gehabt hätte, so wäre es immer das nemliche gewesen. Ausserdem besaß ich aber auch noch andere Vorzüge, auf die ich mehr stolz seyn konnte. Ich war Despot über drey Unterschrei-



ber. Ich schaffte mir nach und alles an, was einen Wiener Stutzer ziert, als da sind Uhr, Dose, Degen und feine Kleider, die die strengste Censur der Eitelkeit passiren konnten, ich lernte als ein galanter Herr, reiten, tanzen und fechten, nahm mir einen Jungen zum Leibpagen an, und war der begünstigte Geliebte einer reizenden Blondine, des Stubenmädels im Hause, welche, um mich mein Glück recht fühlen zu lassen, selbst die Liebkosungen und Offerten meines alten Herrn mir zu Liebe verschmähte. Dabey nahm ich auch zu an Weisheit, Kenntnifs der Geschäfte, Künsten und Wissenschaften. Ich hatte Bekanntschaft mit den schönen Geistern Wiens, dünkete mich selbst nicht der geringsten einer zu seyn, und machte einen zierlichen Vers. Meine Einkünfte per fas und nefas waren erklecklich genug den grossen Herrn zu *kopiren*, ich hatte immer eine gute Börse, besuchte Komödien Bälle und Opera, Feuerwerk und Hezze, fuhr Sonn- und Feyertags nach

Schönbrunn und an mehrere Orte wo gut schlampamt wurde, und führte im Winter meine Schöne in prächtigen Masken auf die Redute, war aber bey aller dieser Schwelgerey nicht faul, sondern fand Vergnügen an der Arbeit, und das bewog meinen Herrn, der sich ganz auf mich verließ, alles was ich that, geneigt aufzunehmen und mir von seiner Beute manchen Brocken zuzuwerfen.

Ich speiste gewöhnlich mit an seiner Tafel, und obgleich sonst Leute meiner Art an der Agententafel nur stumme Akteurs vorstellen und vor dem letzten Akte abtreten, so wurde ich doch bald eine Ausnahme von der Regel; man nöthigte mich zu bleiben, weil Einheimische und Fremde an meinem muntern Wesen Behagen fanden, und mich selbst anfrischten, meinem Witze den Lauf zu lassen und mit Einfällen zu glänzen.

Unter diesem Getümmel der grossen Welt, in der ich mich damals zu seyn dünkte, hätte ich beynahe meine erste Liebe, meine Freundinn im Reiche vergessen, wenn ich nicht in mei-



nen Dienstgeschäften einen besondern Anlaß an sie zu denken gefunden hätte. Der nemliche Kavalier, der die Wohlthäterinn meiner Freundinn geheirathet hatte, führte einen wichtigen Prozeß beym R. H. R.; wir dienten seiner Gegenparthey und wendeten alles mögliche an, um die Sache in die Länge zu ziehen, weil wir uns durch eine Finalsentenz nicht viel versprechen konnten. Da mir nun der Name dieses Mannes in unsern Hausprotokollen, Tagsatzungskalendern, und den R. H. R. Diarien oft in die Augen fiel, und ich durch die Verbindung der Idee allemal zugleich an meine Freundinn erinnert wurde, so schrieb ich ihr endlich und bekam richtig Antwort. Sie war nebst dem Kinde noch bey ihrer Wohlthäterinn, und gedachte auch da ihr Leben zu beschließen. Herr und Frau liebten das Kind ausserordentlich, und Madame Ziegelstein konnte nicht genug beschreiben, wie schön das Mädchen sey und wie vollkommen es alle Hoffnungen erfülle die man sich von ihr gemacht. Sie

selbst hatte über nichts zu klagen als über ihre Gesundheit, sie befürchtete die Schwindsucht, äufserte den Wunsch mich noch einmal zu sehen, und wollte mir, wenn meine Umstände die Reise erlaubten, die Kosten dazu schicken. Für diese bedankte ich mich und prahlte mit meinem eignen Überflusse, ich gab ihr aber an die Hand, dem Baron einen Wink zu geben, daß seine Anwesenheit in Wien vieles zum baldigen guten Ausgange jenes Prozesses beitragen könnte; da sollte sie denn trachten, mit ihrer Wohlthäterinn und der schönen Kordula mit zu reisen. Dabey unterliefs ich nicht, ihr überhaupt eine herrliche Beschreibung von Wien, insbesondere aber von der glänzenden Figur, die ich darinn machte, vorzumalen.

In der Folge unsers Briefwechsels, der nun ununterbrochen fortging, machte sie mir bisweilen mehr, bisweilen weniger Hoffnung zu der vorgeschlagenen Reise, aber allezeit klagte sie über Abnahme ihrer Kräfte.



## DAS SIEBENZEHNTE KAPITEL.

*Waller zeigt sich als ein stolzer Liebhaber.*

Das ging denn also alles ganz gut, und am besten für meinen Herrn, der sich nun schon gar nicht mehr um die Geschäfte bekümmerte, sondern bloß seinem Vergnügen nachging, sich völlig auf mich verließ und an mir einen *Secrétaire perpetuel*, wie die Akademien zu Paris und Berlin, zu haben glaubte. Da kam der böse Feind und säete Unkraut zwischen uns. Das heißt, die Störer menschlicher Zufriedenheit mischten sich in unser Wesen und bewirkten eine Trennung, an die wir beyde nicht dachten, am wenigsten mein Herr. Nicht Zank, Zwietracht, Neid oder Eifersucht, sondern Liebe und Stolz spielten ihm den Streich, ohne daß er selbst eine dieser Leidenschaften empfand. — Um das zu erzählen, muß ich etwas weit ausholen.

In

In Wien gab es damals vierley Agenten: Reichsagenten, Hofagenten von der böhmischen Kanzley, Hofagenten von der ungarischen Kanzley, und Winkelagenten. Die letztern haben keinen Rang, und wenn ich die ersten nicht nach ihrer gebührenden Ordnung auftreten lasse, so sey es ohne Präjudiz, denn ich weiß wohl, dafs sich ein Reichshofrath und K. K. Hofrath, ein böhmischer und ungarischer Hofagent und Reichsagent vice versa immer ein jeder mehr dünkt als der andere, aber im Grunde *Jean danse comme Pierre, ils dansent bien tous les deux.*

Als ich zu meinem Herrn in Dienst trat, wohnten wir in dem ersten Stockwerke eines Hauses, dessen zweyten Stock ein ungarischer Hofagent, der Herr von Bucefalowicz bewohnte, ein Mann der was ihn selbst anbelangt, das völlige Ansehen eines groben Bauern hatte, dessen Weiblein aber unter die schönsten in Wien gezählt wurde. Diese Frau hatte viel Anbeter beider Na-

*Walters Leben.*

O



tionen. Das sah ich, und hörte bisweilen von ihrer Galanterie erzählen; es war aber auch alles was ich von ihr wußte, denn die Leute bezogen in der Folge ein anderes Quartier, und ob ich gleich der Dame vielmal begegnet war, wenn sie von ein paar Lakeyen begleitet die Treppe hinunter ging und in den Wagen stieg, und ich zu der Zeit auch oft ihre Schönheit und Freundlichkeit bewundert hatte, so war ich doch nie in den Fall gekommen, mit ihr zu sprechen oder mich ihr zu nähern, und es verliefen ein paar Jahre, ohne daß ich sie wieder sah, oder Acht darauf gab, wenn von ihr gesprochen wurde. Nach Verlauf dieser Zeit ging das beliebte und belobte Stubenmädcl, von der ich oben ein paar Worte gesagt habe, aus dem Dienste und verlief Wien, um bey ihrer Mutter in Presburg zu leben oder zu heurathen. Am Tage vor ihrer Abreise, da wir eben den zärtlichsten Abschied feyerten, rückte die Dirne mit einem Geheimnisse heraus, das

sie mir, wie sie sagte, aus blofser Liebe so lange verborgen hätte, und erzählte mir da Dinge über die ich erstaunte.

Das Stubenmäd, *Everl* genannt, war ehemdem selbst bey der Frau von Bucefalowicz in Diensten gewesen, und hatte ihr bey ihren Liebeshändeln treulich Beistand geleistet, so dafs die Dame kein Geheimnifs für sie haben konnte; vielmehr bediente sie sich ihrer noch zu galanten Geschäften wo sie sie gebrauchen konnte, weil es der Zufall wollte, dafs sie in dem nemlichen Hause diente. Und da hatte sie denn diesen weiblichen Merkur gelegentlich auch über meine Person ausgeforscht und gestanden, dafs ich ihren Augen wohlgefiel, dafs sie nicht abgeneigt sey, ihren vornehmen Liebhabern zum Trotze ein geheimes Liebesverständnifs mit mir einzugehen, und ihr bestimmten Auftrag gegeben, mit mir darüber in Unterhandlung zu treten. Everl hatte aber, aus Eifersucht und Furcht mich zu verlie-



ren, nicht für gut gefunden, von ihrer Vollmacht Gebrauch zu machen, sondern der Frau sogar allerley schnöde Antworten ausgerichtet, und endlich mit vielem Vergnügen gesehen, daß sie sich einen andern Liebhaber wählte. Diese ganze Erzählung hielt ich für Fabel und Erfindung, denn ich hatte in dem Falle wirklich eine zu geringe Meinung von mir selbst, und eine zu gute von der Frau, um sie eines solchen Schrittes fähig zu glauben; allein das Stubenmädchel sagte mir nicht nur, daß die Dame gewohnt sey, stets einen Liebhaber von meinem Schrot und Korne zu unterhalten, sondern sie holte auch *Corpora delicti* aus ihrem Koffer, die mich gar nicht mehr zweifeln ließen; nemlich eine Uhr und einen Brief, welches beides sie mir schon vor zwey Jahren an meinem Namenstage hatte zustellen sollen. Der Brief lautete ungefähr so:

»Eine gute Freundinn bittet Sie,  
 »die gegenwärtige Uhr als ein Ge-  
 »schenk zum heil. Georgstage anzu-

»nehmen. Wollen sie heute Abends,  
 »nach dem Theater, der Überbringe-  
 »rinn dieses folgen, so können Sie  
 »die gute Freundinn kennen lernen.«  
 Wie mir das durch alle Glieder fuhr,  
 als ich der Sache gewifs war, und be-  
 dachte was ich für eine schlechte Figur  
 in den Augen der Dame machen muß-  
 te! wie herzlich ich auf einmal das tük-  
 kische Rabenaas hafte, das mir mein  
 vermeintes Glück so lange verborgen  
 hatte! Indessen behielt doch die Klug-  
 heit über alles, was in mir tobte, die  
 Oberhand. Ich schmeichelte dem Mäd-  
 chen, stellte mich an, als ob ich einen  
 besondern Wohlgefallen an diesem Be-  
 weise ihrer Liebe hätte, lockte nach und  
 nach mit Manier heraus, wer vorjetzt  
 die Vertraute im Hause der Frau von  
 Bucsfalowicz in Liebessachen sey, und  
 machte darnach meinen Plan. Evgen  
 liefs mir Uhr und Brief, und versicherte  
 mich, dafs sie froh sey, ihr Gewissen von  
 diesem unrechten Gute entledigt zu se-  
 hen, welches sie mir längst gern mit



guter Gelegenheit in die Hände gespielt hätte; aber die wahre Beschaffenheit würde sie ohne die bevorstehende Trennung nie entdeckt haben. Dagegen schenkte ich ihr ein kleines Andenken und schritt nach ihrer Abreise gleich zu Ausführung meines Anschlags.

Ich schrieb einen zierlichen Brief an die Dame, worinn ich die Schandthat des Stubenmädchens der Länge nach erzählte, mich ihr in zärtlichster Demuth zu Füßen legte und um Verzeihung für ein Verbrechen bat, das ich nicht begangen hatte; dabey wehklagte ich über mein Schicksal, verwünschte die untreue Zofe, die mich um das höchste Glück der Welt betrogen hatte, und beschloß meine Chrie mit einem augenscheinlichen Beweise meiner Ehrlichkeit, indem ich das Geschenk zurückschickte, das an einen unschuldigen Undankbaren verschwendet war. Ich gab Brief und Uhr der Vertrauten, die, gewohnt an solche Bothschaften, beides annahm, und mir die Antwort brachte, mich zu

einer gewissen Stunde zu St. Veit, unweit Schönbrunn, auf ein *tête à tête* einzufinden. Hier wurde meine Rechtfertigung geneigt angehört, gültig befunden, alles verglichen und das System einer dauerhaften Verbindung für die Zukunft festgesetzt.

Diese Scene vollendete das große Werk, aus mir einen von seinem eignen Verdienste ganz eingenommenen Stutzer zu machen. Von einem der schönsten Weiber in Wien geliebt zu seyn, ohne daß die Eroberung viel kostete, und mich in einen geheimen Liebeshandel verwickelt zu wissen, wo ich mein Talent zur Intrigue in Handlung setzen konnte, das war mehr als mein Ehrgeiz jemals gehofft hatte; aber das war zu bewundern, daß ich mich dabey gescheit und verschwiegen betrug. Die Ursache mochte wohl die seyn: Ich fühlte nicht das Ding, wahre Liebe genannt; denn so sehr ich auch an dem Weibè hieng, so war doch das, was mich an ihr fest hielt, genau geprüft, mehr



befriedigter Stolz als Liebe. — Aber auch das ist zuweilen um so zuträglicher für den Liebhaber, weil er sich bey dem verliebten Umgange in gewissen Schranken der Klugheit erhalten kann, die ihn vor kindischen Thorheiten bewahrt, welche bey dem anderen Theile verächtlich machen, und ihm Macht und Freyheit läßt, auf den Saiten der Zärtlichkeit nach Gutbefinden *piano, crescendo* oder *forte* zu spielen. Bey meiner Schönen war das ganz anders. Sie fiel nach etlichen Zusammenkünften so tief in das Meer der Liebe, daß ihre Portion Vernunft, womit sie die Natur ohnehin eben nicht gar reichlich begabt hatte, in einen gewissen Zustand kam, den man sonst nur bey Febricitanten gewahr wird; welches die Folge erzeugte, daß sich meine anfängliche Ehrfurcht nach und nach in Übermuth, und meine Zärtlichkeit in eine Art Tyranney verwandelte, die dem Despoten eigen ist, der seine Macht kennt. Die Liebekranke unterwarf sich zwar meinen Launen

und litt viel, aber es zeigten sich bey ihr noch andere Symptomen, womit meiner Bequemlichkeit in die Länge nicht gedient war; z. B. die Eifersucht mit der sie mich bafs quälte, und es endlich dahin brachte, dafs ich, weil ich den Handel schlechterdings nicht aufgeben wollte, mich bereden liefs, meinen Prinzipal zu verlassen, und die deutschen Dienste des Herrn von Luchs mit den ungarischen des Herrn von Bucefalowicz zu verwechseln.

Dafs ich mich von dem ersten loszureißen Mühe hatte, das läfst sich leicht denken; aber man wird vielleicht glauben, dafs es auch Mühe gekostet hat, in die Dienste eines Mannes zu kommen, der mich nicht kannte und gegen den ich so eine gefährliche Rolle spielte. — Nichts weniger. — Sobald die Dame mein Wort hatte, bestellte sie mich zu einer gewissen Stunde in ihr Haus und präsentirte mich ihrem Manne als den sehr geschickten Menschen, der ihr, ich weiß selbst nicht mehr von wem? em-



pfohlen sey, und der künftig das Haupt der Schreiber im Hause seyn würde. Auf dieses Kompliment liefs der haimbuchene Herr Hofagent einige brummen- de Töne hören, die aber nicht übel gemeint zu seyn schienen. — Ich wurde aufgenommen, sehr gut logirt, und er introducirte mich selbst zu den Geschäften, welche aber von meinen vorigen sehr unterschieden waren. Doch ich fand mich bald darein; nur mit der lateinischen Sprache wollte es anfänglich nicht fort, und das war doch die Hauptsache, denn ein Ungar korrespondirt nicht leicht in einer andern Sprache, und durch das ganze Königreich ist in den Gerichtshöfen keine andere üblich; folglich mußte ich mich mit allem Eifer darauf legen und lernte nun auch den lateinischen Kanzleystil, der bey aller Barbarey und Antipriscianität doch, nach meiner unzielsetzlichen Masgabe, wegen seiner Kürze immer mehr werth ist als der deutsche Kanzleystil, den ich vormals abschreiben mußte.

Hier fand ich nun nicht nur eine ganz andere äußerliche Manipulation, sondern auch einen gewaltigen Unterschied in der innerlichen Behandlung und Betreibung der Geschäfte. Es galten zwar auch die nemlichen Schwindeleyen wie bey dem Reichspatrone, aber es konnte hier viel sicherer zu Werke gegangen werden, weil sich die Referenten und Agenten ganz und gar mit einander verstanden. Mein Herr hätte um vieles Geld nicht gewagt, eine Bituschrift oder anderes Exhibitum bey Hofe oder der Kanzley einzureichen, wenn er es nicht vorher dem betreffenden Referenten gewiesen und von ihm vernommen hätte, ob er es so einreichen dürfe, oder ob etwas *ad mentem Domini Referendarii* zu verändern sey, und wie? oder ob die Sache noch aufgehalten werden sollte? u. s. w. Gewiß ist es, daß wir große Stöße Akten bloß aus Privatabsichten zurückhielten, vieler Leute Aufsätze nach unserm oder der Referenten Sinne umänderten und die Partheyen



darnach behandeln ließen; ohne daß sie die wahre Beschaffenheit jemals erfuhren. So ist es jetzt vermuthlich nicht mehr. Aber damals hätte ich dem Trotz geboten, der vermessen genug gewesen wäre, die gerechteste Sache durchsetzen zu wollen, wenn sie dem allgemeinen oder Privatinteresse der Referenten zuwider war. Es war eine Verkettung der Räthe, Subalternen und Agenten, durch die das Schicksal des ganzen Königreichs und der einzelnen Individuen bloß von den Absichten und Launen dieser Leute abhing, welche alles, was sie ergriffen, wie ein Stück Wachs in die ihnen beliebige Form kneteten. Daß sie sich selbst und ihre Kreaturen dabey nicht vergaßen, und dem Agenten in ihrer Sphäre das Nämliche nicht verwehren konnten, versteht sich von selbst. — Und doch waren die Chefs ehrliche, gutgesinnte Männer, und besonders der zweyte einer der edelsten Menschen; allein diese Herren ritten das Steckpferd der Nationalfreyheit, und wurden

von dieser Seite gemißbraucht. Bey jedem kritischen Falle, wo zu vermuthen war, daß die Häupter nach der Natur der Sache billig und gerecht handeln und ihrer Denkungsart folgen würden, wußte man ihnen Eingriffe in die Nationalrechte, gefährliche Aussichten oder Folgen vorzuspiegeln und die Leute verdächtig zu machen, denen man die Gerechtigkeit versagen, oder die man entfernen wollte. Nirgends ist wohl der hohepriesterliche Spruch: Es ist besser, daß Einer sterbe, als das ganze Volk verderbe, mehr durch Beyspiele ohne wirkliche Gefahr geltend gemacht, oder durch kleineres wirkliches Unrecht größeres eingebildetes Uebel verhütet worden, als hier.

Es war ein Geist der Zusammenstimmung bey diesen Leuten, der weder ein allgemeines politisches, noch ein feines Privatsystem zum Grunde hatte, der aber nur unter einer gütigen Monarchie wirken konnte, die Vorliebe für die Nation hatte, und von dem,



der sich zu benehmen wußte, geleitet werden konnte. Die Herren haßten sich unter einander wie die bösen Engel, und wurden wieder einzeln und zusammen von dem ganzen Königreiche gehaßt. Sie waren mißtrauisch und eifersüchtig einer auf den andern, und mußten sich doch einander nähern, wenn sie ihre besonderen Absichten durchsetzen wollten. Daher kam es, daß sich selten ein einzelnes Mitglied für sich allein Vortheile, Beförderung oder Geschenke erwirken konnte, wenn nicht vorher schon mit einem Jeden verglichen war, was ihm für sein Votum oder Stillschweigen werden würde. Die guten Ungarn thaten willig alles das, was ihre Monarchinn von ihnen verlangte; aber es waren Leute in Wien, welche der Frau alles schwer machten, und Chimären ersannen, die sie athletisch zu bekämpfen vorgaben, wofür sie Belohnungen, Ordenskreuze und mancherley Vortheile eianrndteten, ohne etwas anders zu thun, als Schwierig-

keiten aufzuwerfen, an die die Nation gar nicht dachte. So war es damals; itzt wirds wohl anders seyn. — Die Agenten, wichtige Werkzeuge, konnten, wenn sie sich gehörig gebrauchen ließen, bald ihr Glück machen; und so einer war auch mein Principal, ob er gleich, außer diesen Griffen, in denen er eine große Routine besaß, nichts als ein unwissender Klotz war, der in der *Padvarie*, d. i. Beamtenkanzley, geduldig Nasenstüber und Fußstritte gelitten, und auf diesen Stufen zur Ehre sein Glück gemacht hatte. Seiner Frau war er unterthan, wie es einem solchen Klotze gebührte. Wenn sie sagte: Gehe hin, so gieng er, u. s. w. Er war einer von den Hahnreyen, die nicht nur ihrem Interesse und ihren Weibern zu Liebe, den Hauptschmuck mit Vergnügen tragen, sondern auch bey der Koef-  
firung selbst Hand anlegen, wenn sie Nutzen davon erwarten, oder wenn es die Frau ausdrücklich so haben will.

Da dauerte also meine Herrlichkeit



eine ziemlich Zeit ganz ungestört, und so lange die Dame in den Fesseln der Liebe schmachtete, betrug ich mich wie ein stattlicher Ritter, der da weiß, was er werth ist. Es kamen aber Stunden und Zeiten, oder vielmehr es kamen andere junge Herren, die es dahin brachten, daß mich auch die Reihe traf eifersüchtig zu werden, und da wurde ich ein unerträglicher Mensch, von dem man wünschte los zu seyn. Warum soll ich den Leser mit Erzählung der einzelnen Perioden des Übergangs von der Liebe zur Gleichgültigkeit ermüden! Es ging alles den gewöhnlichen Weg und kam mir gar nicht unerwartet, als mir mein Herr den Antrag machte: Ob ich nicht mein Glück weiter versuchen, und bey einem ungarischen Bischofe Sekretar werden wollte? Die Bedingungen waren annehmlich. Ich war des Lärms in der Hauptstadt müde, und dachte, willst's einmal auf dem Lande probiren; nur zweifelte ich, ob der ungarische

sche Bischof einen Ketzer dulden würde. Davon, sagte mein Herr, würde gar keine Frage seyn. Wer bey einem Bischofe Dienste suche, bey dem sey keine andere als die römische Religion zu vermuthen, und um diese Vermuthung zu bekräftigen, brauchte ich nichts, als nur mit dem Bischofe sein fleißig in die Messe zu gehn. *Dum fueris Romae, romano vivito more.*



## DAS ACHTZEHNTE KAPITEL.

*Waller ist Sekretar, Archivar, Uebersetzer  
und Dichter.*

Der Bischof war damals in Wien, und da mich mein Herr zu ihm führte, gewann er mein Herz, noch ehe ich ihn reden hörte. Sein ehrwürdiges graues Haar predigte patriarchalische Salbung, und sein Gesicht Frömmigkeit. Dieser erste Eindruck hat sich auch in der Folge immer bestätigt. Es war einer der besten Menschen, und wenn er als ein solcher auch seine Schwachheiten hatte, die oft schlimme Wirkungen gebahren, so waren sie nicht Folgen böser Absichten, sondern der Leitung einiger Schwarzröcke, denen er sein Vertrauen schenkte. Er redete mich mit unbeschreiblicher Sanftmuth an: »*Aman-*  
»*tissime!* können sie recht schön Frak-  
»*tur* schreiben?» — Auf alle mögliche Fragen war ich vorbereitet, auch diese hätte ich nach der Wahrheit mit Ja!

beantworten können — aber an mich? — einen Sekretar, der auf die wichtigsten Ausarbeitungen hoffte, eine solche Frage? — Ich wurde roth, er merkte meine Verwirrung und wollte mich beruhigen. Sie müssen nicht glauben, fuhr er fort, daß ich etwa alle meine Briefe mit Frakturschrift schreiben lasse, es ist mir nur dermalen zu einem gewissen Geschäfte ein Mensch nöthig, der gut Fraktur schreibt. Ich will das Kapitulararchiv in Ordnung bringen, und wünschte sowohl auf die Fächer und Deckel der Akten und Dokumente die Titel und Rubriken mit schöner großer Schrift, als auch das Inventarium selbst sauber geschrieben zu haben. Da mir nun Herr von Bucefalowicz Ihre Handschrift und übrige Geschicklichkeit gerühmt hat, so kommt es nur darauf an, mir eine Probe Ihrer Fraktur und Kanzley sehen zu lassen. Vor der Hand haben Sie bey mir nichts zu thun, als das Archiv zu rubriciren, das Ihnen Beschäftigung genug machen wird.



Meine deutsche und französische Korrespondenz, die Sie auch besorgen, ist nicht sehr ausgebreitet, und zu den lateinischen Geschäften habe ich Sekretare unter der Geistlichkeit. Nach dieser Explikation schritt ich also zum Werke, und zeigte was mich Meister Stäps gelehrt hatte, welches denn, wie billig, allen Beyfall erhielt. Ich packte meine Habseligkeiten, die itzt mehr als Einen Koffer füllten, zusammen, und reisete nach einem kalten Lebewohl von meiner Ungetreuen, mit Seiner Excellenz dem Bischofe nach Ungarn.

Wir kamen, nachdem wir uns zu Presburg an dem Hofe des Herzogs Albert einige Tage verweilt hatten, glücklich in der bischöflichen Residenz an, wo ich meine Frakturfeder sogleich in Bewegung setzte. Der Bischof führte mich selbst ins Archiv. Ich sollte unter der Anleitung eines Domherrn arbeiten, und zwey Kapläne zu Gehülffen haben, sah aber gleich, daß weder der Bischof, noch der Domherr, noch die Kapläne

die Handgriffe dieses Geschäfts verstanden, und bewies augenscheinlich, daß ihre Methode, ein Archiv zu inventiren und in Ordnung zu bringen, sehr langweilig, unbequem und zum künftigen Nachschlagen unzuverlässig sey. Die Herren fanden meine Äußerungen vermessen, aber der Bischof prüfte sie etwas unpartheyischer, begehrte einen schriftlichen Plan, genehmigte ihn, und überließ mir ganz die Direktion zur Ausführung. Ich nahm anstatt der Kapläne ein paar weltliche Gehülfen, mit denen ich so fleißig zu Werke ging, daß ich zum Erstaunen des ganzen Domkapitels in drey Monaten eine Arbeit vollendete, zu welcher den Herren eben so viel Jahre erforderlich geschienen hatten, die sie aus dieser Ursache aufs genaueste prüften, und nur darum nicht tadelten, weil sie nichts davon verstanden. — Der Bischof, der auch nichts davon verstand, war damit zufrieden, nur weil das Äußerliche schön und zierlich anzuschauen war.



Nun hatte ich die schönste Gelegenheit, eben so einen Müßiggänger abzugeben, wie die sämtlichen hochwürdigen Domherren unsers Kapitels, wenn nicht Se. Excellenz zufälliger Weise ein Talent in mir entdeckt hätten, das mich dafür bewahrte und ihm so werth machte, daß sich der giftige Neid darob empören mußte.

Der Bischof war ein Poet, machte ganz feine lateinische Verse und ließ einige drucken, wovon er mir die Korrektur auftrug. Da wollte ich denn auch zeigen, was ich vermochte. Ich übersetzte ein paar Stanzen in deutsche Verse, und spielte sie ihm mit der Korrektur zugleich in die Hände. Das war ein Gaudium! Nun sah der Herr erst, was er an mir hatte. Der kleine Versuch hatte seinen ganzen Beifall, und von Stunde an erhob er mich aus dem Staube des Archivs in den Lorbeerhain der Dichtkunst. Ich wurde nun der getreue Gefährte seiner poetischen Wanderungen, und kam ihm täg-

lich von früh sieben Uhr bis nach der Mittagstafel nicht von der Seite. Da war nichts zu hören als wechselseitiges Lob. Ich pries seinen Grundtext, er meine Übersetzung, und warlich! ich kann es nicht läugnen, es schmeckte ihm die süße Kost des Beifalls, womit ich ihn fütterte. So war ich auch nichts weniger als unempfindlich bey den Lobsprüchen, womit er mich ganz treuherzig beehrte. Wir durchwanderten mit einander zuerst die schroffen Anhöhen der Ode und das stille Thal der Elegie, spazierten unter den stachlichten Rosen der Epigrammen, und wagten uns endlich auf die steilen Klippen der Epopee, denn es gefiel Sr. Excellenz, ein Heldengedicht, eine Theresiade zu skiziren, die wir auch wirklich in Arbeit nahmen, und wovon wir uns beide nicht wenig versprachen, ich aber insbesondere, weil doch die Kaiserinn, dachte ich, die deutsche Übersetzung lieber gelesen hätte, als das lateinische Original.

Durch diesen täglichen Umgang mit



meinem Herrn, und die poetische Verbindung, die uns gewissermaßen egalisirte, wurde ich der völlige Vertraute Seiner Excellenz, zu nicht geringem Mißbehagen des gesammten hohen und niedern Klerus, der einen solchen Eingriff in seine Rechte noch nicht erlebt hatte; denn es war wirklich ohne Beispiel, daß ein deutscher Laye bey einem ungarischen Bischofe in so vorzüglicher Gunst stand. Zudem wußten auch die Herren nicht recht, was wir täglich bey verschlossenen Thüren mit einander machten, und zerbrachen sich die Köpfe mit bösen Ahndungen. Unsere Versifexerey, besonders das Heldengedicht, wurde sehr geheim gehalten, und die vorzügliche Achtung, die mir der Bischof bey der Tafel und jeder öffentlichen Gelegenheit erwies, schien solchen Leuten, die selbst kein Dichtergefühl hatten, nicht bloß auf die leichte Seifenblase der Poesie gegründet zu seyn. Sie versuchten also ihr Heil auf allerley Art, mich aus diesem usur-

pirten Besitze der Herrengunst zu verdrängen; es schlug ihnen aber allezeit fehl. Sie wählten, weil sie unsere Geheimnisse nicht wußten, unrechte Mittel, und was sie gegen mich anbrachten, widerlegte die eigene Überzeugung des Bischofs, der mein Thun und Lassen besser als sie beobachten konnte, und der mich um so mehr liebte, weil er gar wohl sah, daß ich mich nicht bloß um ihm zu schmeicheln mit ihm einspernte, sondern selbst meine Lust und Freude an den dichterischen Feldzügen hatte. Dazu kam in der Folge noch ein besonderer Umstand, der das Mißtrauen und die Neugierde meiner Mißgönner auf das höchste spannte, und sie auf die Vermuthung wichtiger Unterhandlungen brachte. Der Bischof gerieth auf den Einfall, seine Epopee zugleich in drey Sprachen drucken zu lassen, nemlich lateinisch, deutsch und ungarisch. Zum Übersetzer in die ungarische Sprache wählte er den in der gelehrten Welt nicht ganz unbekannten



Herrn Georg Kalmar, der die Grammatik einer philosophischen Universalsprache geschrieben hat. Dieser Mann wohnte etwa zehen Meilen von der bischöflichen Residenz. Wenn ein Gesang fertig war, mußte ich Post nehmen und damit zu ihm fahren. Da konnten denn die hochwürdigen Herren nicht errathen, wohin ich reisete, und in was für Geschäften? —

*Kalmar uram* (auf deutsch: *mein Herr Kalmar*) war gar ein besonderes Original, ein Mann der Sprachtalente besaß, aber sonst ein wahrer cynischer Philosoph in Kleidung, Sitten und Geberden; ein stolzer Pedant und aufser seiner Sprachkenntniß ein unwissender Prahler. Eine Anekdote, die er mir selbst erzählt hat, kann ich nicht unterdrücken. Er hatte bey Gelegenheit seiner Grammatik einen Briefwechsel mit dem berühmten Lambert in Berlin angefangen, und weil ihm dieser Gelehrte immer sehr höflich antwortete, den Einfall bekommen, selbst einen

Ritterzug nach Berlin zu machen, um dort einen Namen und Bekanntschaft unter den Akademikern und Gelehrten des Landes zu bekommen.

Lambert saß im späten Herbstabend, da es schon fast finster war, in seinem Zimmer, als auf einmal ein Fremder eintrat, ihn umarmte und sich selbst also anmeldete: »*Ego sum Calmar, iste Philosophus hungaricus, amicus tuus, cum quo commercium litterarium habes*» — Lambert nahm ihn ganz gut auf, und die beiden Philosophen fingen sogleich an, über die philosophische Sprache zu wortwechseln. Lamberts Bedienter brachte Licht und Wein, die Meister vertieften sich in ihrem Gespräche, bis Lambert merkte daß es spät war, und seinen Freund fragte: Wo er eingekehrt sey? — »Nirgends, ich weiß sonst keinen Freund oder Bekannten in Berlin, habe mich gleich nach ihrer Wohnung erkundigt und will bey Ihnen herbergen» — Das war nun freylich für einen einzelnen Mann wie Lam-



bert, der nicht mehr Zimmer und Geräthe hatte als er selbst brauchte, eine beschwersame Zunöthigung. Er erschrak. Indessen, es war zu spät ein anderes Quartier zu suchen, darum ließ er Anstalt zum Lager für den ungarischen Gast machen. Aber Kalmar forderte noch vorher eine Laterne, und da er gefragt wurde, wozu? sagte er ohne das mindeste Kennzeichen von Verlegenheit: »Ich will nur nach meinem Pferde sehen, das vor der Thür angebunden ist.« — Ein Pferd um Mitternacht, vor der Thür eines Philosophen, der vielleicht in seinem Leben auf keinem solchen Thiere gesessen hatte, man stelle sich die Angst des ehrlichen Mannes vor! — Aber Held Kalmar lachte nur dazu, er bot allen Schwierigkeiten Trotz, nahm die Laterne, fand in der Nachbarschaft ein unausgebautes Haus und darin etwas Stroh, das ihm für diese Nacht zu dem Bedürfnisse seines Rosses hinlänglich schien, installirte es da nach hunnischer Art und Sitte, und

begehrte keinen bessern Stall, sondern reichte in den ganzen vier Wochen seines berliner Aufenthalts dem Thiere selbst täglich sein bescheiden Theil an Haber, Heu und Wasser. Gestriegelt wird er's nicht haben, denn er selbst war nicht gewohnt, sich zu waschen oder seine Perücke zu kämmen.

Das war also der dritte Mitarbeiter an unserm Heldengedichte. Er bediente uns aber nur von Hause aus, und ob er gleich viele Begierde äußerte, sich unserm Musentempel zu nähern, so wurde er doch, um das Geheimniß der Welt zu verbergen, und wegen seines schmutzigen Aufzugs, in steter Entfernung gehalten.



## DAS NEUNZEHNTE KAPITEL.

*Waller ertappt einen Dieb der nicht stehlen will.*

Mitten unter diesen Begebenheiten ging mein Briefwechsel mit Madame Ziegelstein immer ununterbrochen fort, und ich ermangelte nicht, alle Briefe mit weitläufigen Schilderungen meines Glücks anzufüllen, den Umgang mit dem Bischofe und andern Großen etwas hyperbolisch auszumalen und viel von großen Aussichten zu schwatzen. Daran nahm die gute Frau herzlichen Antheil, ermahnte mich aber auch die Realisirung dieser Aussichten nicht zu vernachlässigen, meine großen Bekantschaften zu benutzen und mich um einen festen Platz zu bewerben. Sie fuhr fort über die Abnahme ihrer Gesundheit und Kräfte zu klagen, äußerte in jedem Briefe den Wunsch mich noch einmal zu sehen, und rückte endlich, da ich ihren Einladungen nicht folgen konnte oder wollte, mit dem Pla-

ne schriftlich heraus, den sie vermuthlich schon lange auf unsere persönliche Zusammenkunft gespart hatte. Sie wollte mich ganz glücklich machen und hatte mir ihre reizende und nun mehr als ausgebildete Pflgetochter die schöne Kordula zur Frau bestimmt. Sie meldete mir, daß sie bey Gelegenheit anderer Freyer, gegen die allerley einzuwenden war, mit der Baroninn schon von mir gesprochen habe und daß diese, die dem Mädchen nur einen rechtschaffnen Mann wünsche, damit zufrieden sey, aber ohne ihrer Neigung Zwang anzuthun. Diese Neigung, meinte meine Freundinn, müßte ich mir zu erwerben suchen und deswegen persönlich erscheinen. Sie berechnete, daß das Vermögen des Kindes durch Ersparung und Geschenke bis 20000 Gulden angewachsen war, und rieth mir, ein konvenables Amt zu suchen, und zu eilen ehe ein anderer diesen Schatz hinwegschnappte. Das waren nun freylich Entwürfe, die ernsthafte Überlegung und



thätige Anstalten erforderten, aber — sie kamen, da ich gerade in der heftigsten Wuth meines poetischen Paroxismus war, und nichts anders lieben konnte als die göttliche Kalliope. — Ich hoffe nicht die Asche des rechtschaffenen Bischofs zu beschimpfen, wenn ich sage, daß ein paar grössere — nicht Dichter — aber Thoren schwerlich zu finden waren, als ich und mein Herr in dem Feuer unserer Begeisterung, aus welchem Feuer aber leider! nur Ströme wässerigter Hexameter flossen.

Die gesammte Geistlichkeit vom Domprobste bis zum Seminaristen konnte ihren Unmuth über meinen Favoritenstand nicht länger bergen, dergestalt, daß allezeit, so oft der Bischof etwas zu meinem Lobe erwähnte, ein tiefes Stillschweigen erfolgte, obgleich sonst alle seine Worte als goldne Äpfel in silbernen Schalen aufgefangen und laut gepriesen wurden. Indessen gelang ihnen doch nichts von allem dem was sie gegen mich unternahmen.

Ich

Ich war, wie schon gesagt, alle Vormittage bis Ein Uhr mit meinem Herrn eingeschlossen. Von zwey bis vier Uhr wurde gespeiset. Abends kam Gesellschaft oder einige Domherren, mit denen der Herr spielte; also konnte ich nur diese Abendstunden für mich verwenden. Wenn ich nun da bisweilen zu einem Mädchen schlich, so war das alles, was etwa an meinen Sitten tadelhaftes gefunden werden konnte. Der Bischof war, als ein Dichter, über diesen Punkt tolerant, und von den Herren Schwarzröcken hatte eben keiner Ursache, über eine solche Sünde den ersten Stein auf mich zu werfen. Also war meinen Feinden fast alle Gelegenheit mich zu verschwärzen abgeschnitten, und das Vertrauen meines Herrn wuchs täglich und beschränkte sich nicht mehr in dem Gebiete des Helikons, sondern es erstreckte sich auch über alle seine Angelegenheiten. Ich konnte den Schlüssel zu mancher öffentlichen Begebenheit, die damals vorfiel, geben, wenn ich

*Waller's Leben.*

Q



mehr schreiben wollte als einen Roman, und die Verschwiegenheit abgelegt hätte, die schon damals meinen Wandel zierte. Ich betrug mich vorsichtig, wagte in Sachen, die des Bischofs Hirtenamt betrafen, kein vorzeitiges Urtheil, weil er diese Dinge besser verstand als ich, und diente ihm nur in seinen Privatgeschäften mit gutem Rathe; nach Maasgabe meines Verstandes, 38 N. 2. 115

In gewissen Dingen hatte der Mann ganz besondere Begriffe und Neigungen. Er war fromm nach den Grundsätzen seiner Kirche, hatte eine große Vorliebe für die Priesterschaft und suchte die Fehler einzelner Personen dieses Standes ämsig vor der Welt zu verbergen. Er war kein großer Geist, hatte aber seinen Verstand durch vieljährige Erfahrung geläutert; er war eben so wenig ein großer Gelehrter, hatte aber fast alle alten Klassiker und Kirchenväter gelesen. Das Latein, das er im gemeinen Leben sprach, war besser als der gewöhnliche lateinisch - ungarische

Jargon, und seine Schreibart in dieser Sprache rein, elegant und körnigt. Dabey dachte er edel, zwar rechtschaffen, großmüthig, sogar freygebig — und doch geizig — das ist, er war im eigentlichen Verstande geldgeizig, und liebte die Species so wie ein Konchiliensammler seine Muscheln. Z. B. wenn er jemand einen Dukaten geben sollte, so gieng das sehr hart, und kostete ihm viel Überwindung damit herauszurücken; wenn er sich aber mit einer Anweisung von 100 Gulden an die Kasse, von der Ausgabe eines baaren Dukaten aus seinem Beutel loskaufen konnte, so that er's mit Freuden. Ich lernte ihm diese Schwachheit ab, und hütete mich baars Geld zu nehmen, wenn er mir ein Geschenk machen wollte, denn sicher bekam ich durch eine Order an die Kasse an 50 Dukaten, wo ich nur etwa sechs aus seiner Hand bekommen hätte. Alles baare Geld, das er aus seinen Einkünften zum eignen Gebrauche zog, liefs er sich in Dukaten geben und



hatte eben so viel Freude daran, diese modernen Münzen oft zu zählen und zu sortiren, als der Antiquitätensammler bey Rangirung seiner Nummern. Diese Liebhaberey trieb er aber niemals in Gesellschaft anderer Leute, und es war ein ausserordentliches Zeichen seiner Gewogenheit, daß er mich auch dabey zum Vertrauten machte und täglich an seiner Augenweide Theil nehmen liefs. Seine Schatulle von schwarzem Ebenholze stand unterm Bette in dem nemlichen Zimmer wo wir poetisirten. Ich mußte sie hervorziehen, wenn er sich an seinen Schätzen laben wollte, mußte bisweilen seinen Vorrath in Golde nach Gulden und Kreuzern berechnen, und alsdenn ward das Kästchen wieder an seinen Ort gesetzt. An einem Vormittage da er sich damit beschäftigt hatte, die Dukaten die ihm zu leicht schienen oder nicht genug glänzten, auszurangiren, gab er mir etwa funfzig Stück, um sie in der *Cassa Domestica* gegen bessere umzuwechseln.

sehn. Ich selbst setzte die Schatulle wieder an ihren Ort und ging um Ein Uhr zur Kasse, um mich dieses Auftrags noch vor der Tafel zu entledigen. Nach dem Essen begleitete ich den Bischof in sein Schlafgemach, brachte ihm die schönern Dukaten, griff unter das Bette nach der Schatulle um sie hervorzuziehen, und verwunderte mich nicht wenig, anstatt der schweren Schatulle etwas ganz leichtes zu ergreifen. Ich zog es hervor und siehe da! es war ein leerer, schwarz angestrichener Kasten von weichem Holze, von der nemlichen Gröfse und Figur wie die Schatulle, der ausdrücklich dazu gemacht schien um den leeren Platz auszufüllen, damit man nicht sogleich gewahr werden konnte, dafs die Schatulle selbst nicht mehr da war. Ich erschrak. Der Bischof, der neben mir stand, wurde blaß; wir erstaunten, visitirten mit Stöcken und Röhren den leeren Raum unterm Bette. Umsonst; der Schatz war weg, und was wir in Händen hatten war eine leere Hülse.



Der Diebstahl mußte schlechterdings in der Zeit geschehen seyn da wir an der Tafel saßen, denn der Bischof war aus seinem Zimmer gerade in das Tafelzimmer gegangen, wo er mich schon antraf. Der Dieb konnte also den Raub noch nicht weit geschleppt haben, daher wollte der Herr augenblicklich das ganze Hausgesinde zusammenrufen lassen, sehen ob jemand fehlte und weitere Untersuchung anstellen. Das war schon ganz recht. Ich hatte aber noch einen andern Gedanken, der sich auf das gegenwärtige *Corpus delicti* bezog. Der leere Kasten *pro forma* war neu und ohne Zweifel vom Tischler gemacht; ich hielt also für rathsam, in der bischöflichen Residenz auch bey dieser Zunft Untersuchungen anzustellen. Der Bischof liefs also den Haushofmeister rufen, und ich wollte inzwischen einen Gang in die Tischlerwerkstätte machen. Als ich nih eilfertig in mein Zimmer trat, Hut und Stock zu holen, hörte ich ein Geräusch in meinem Ofen, das ich in der dama-

ligen Jahreszeit nicht gewohnt war; und da mir in diesem Augenblicke alles verdächtig vorkam, eilte ich zu meinem Ofenloche, in eine kleine finstere Küche, die nicht gebraucht wurde, und fand da einen gewissen Herrn der sich eben retiriren wollte; ich nöthigte ihn aber mit beiden Händen ganz höflich zurück zu gehen, und wider seinen Willen so lange zu warten bis Licht gebracht wurde. Da fanden wir denn die Schatulle unverseht in meinem Ofen, die ich sogleich durch den Bedienten, der das Licht gebracht hatte, zu dem Bischöfe tragen liefs, und ihm Relation erstattete. So weit hatte ich meines Amts gepflegt; das Übrige überliefs ich Sr. Excellenz.

Der Bischof liefs mich Abends vor dem Schlafengehen rufen und sagte, als wir allein waren: »Mein lieber Waller! »das war auf Dich gemünzt. Die Diebe haben nicht mich bestehlen, aber »Dich stürzen wollen; sie haben nicht »geglaubt, dafs wir den Abgang der »Schatulle sobald merken würden.



»Während der Tafel konnten sie sie  
 »nicht in deinen Ofen bringen, weil  
 »die Bedienten dort mit den Speisen  
 »auf und abgehen, und es war ein  
 »Glück, daß der Zufall die Sache zeit-  
 »lich entdeckt hat, sonst hätten wir  
 »wenigstens noch eine Zeitlang zwi-  
 »schen Furcht und Hoffnung schweben  
 »müssen. Die Meinung war, daß die  
 »Schatulle bey der Haussuchung in  
 »deinem Ofen gefunden und aller Ver-  
 »dacht auf Dich fallen sollte. Das wäre  
 »nun zwar nicht geschehen, sowohl weil  
 »ich Dich kenne und auf blolsen äus-  
 »serlichen Anschein keiner solchen That  
 »fähig halten kann, als auch weil hier  
 »ein offenbares *Alibi* für Dich spricht;  
 »allein deine Feinde würden doch  
 »nichts versäumt haben um deinen Ruf  
 »zu beflecken. Die Elenden stören auf  
 »eine Zeitlang unser großes poetisches  
 »Geschäft, denn die Sache ist zu wich-  
 »tig als daß ich sie ununtersucht und  
 »unbestraft könnte hingehen lassen. Ich  
 »will alle Mitschuldigen wissen und

»ein Exempel statuiren. Dem darfst  
 »Du aber nicht beywohnen, damit es  
 »nicht das Ansehen hat, als ob ich so  
 »handelte um nur Dich zu rächen. Du  
 »mußt Dich ganz unwissend anstellen,  
 »niemand sagen, wer die That voll-  
 »bracht hat? oder warum? und keine  
 »Rachsucht in deinem Herzen dulden.  
 »Das ist Christenpflicht; und damit ich  
 »den Vorwurf vermeide, dir die Ver-  
 »brecher bloßgestellt zu haben, so  
 »mußt Du während der Inquisition ab-  
 »wesend seyn. Ich werde dir morgen  
 »öffentlich auftragen, in meinen Ge-  
 »schäften nach Wien zu reisen, ob ich  
 »gleich dort nichts zu thun habe, Du  
 »kannst Dich aber da ein paar Mona-  
 »the aufhalten bis ich Dich zurück ru-  
 »fe; inzwischen sende ich Dir posttäg-  
 »lich die lateinischen Verse, die ich an  
 »unserm Gedichte mache, zum Über-  
 »setzen. »

Er ließ mir tausend Gulden auszah-  
 len, mich mit seinen Pferden etliche  
 Stationen führen, schickte mir noch



zwey oder drey Ladungen Verse nach  
Wien, starb aber wenig Wochen nach  
meiner Abreise. Die Asche dieses gu-  
ten mir unvergeßlichen Mannes ruhe  
im Frieden!

## DAS ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller wird Freymaurer in einer Winkelloge  
und hält eine Rede.*

Auf den Tod des Bischofs erfolgte meine Trennung von den Musen. Der poetische Furor verließ mich, mein Puls kam wieder in sein natürliches Tempo. Ich fing nun an mich zu einer andern Krankheit vorzubereiten, die das Blut nicht minder in Bewegung setzt; damals war sie aber nur noch in den äußern Theilen. Ich zog den Vorschlag meiner Freundin in reifere Überlegung und empfand wirklich schon etwas Herzklopfen, wenn ich an die schöne Kordula gedachte, und etwas Schwindel im Haupte, wenn mir ihre zwanzig tausend Gulden einfielen. Ich skizzirte ein Schauspiel in drey Akten. In dem ersten wurde ich Hofrath und reiseté ins Reich; im zweyten gewann ich die Liebe einer Schönen, und im dritten



heurathete ich sie. Beym zweyten und dritten Akte kamen mir nur allerley Bedenklichkeiten in Sinn, denn ich war nicht Narciss genug um zu glauben, daß ich dem Mädchen schlechterdings gefallen müsse. Meine Meinung war, mir durch meinen alten Patron, den Reichsagenten, den Hofrathstitel von einem Reichsfürsten auszuwirken, um mit diesem gestempelt, zu Madame Ziegelstein und meiner Schönen zu reisen, dort um ihre Gunst zu buhlen, und endlich zu freyen und mich freyen zu lassen. Wenn sich denn nichts besseres im Reiche für mich finden würde, so wollte ich mit meiner Gattinn zurück nach Wien gehen und so lange einen Winkelagenten abgeben, bis ich durch mancherley Mittel und Wege dahin gelangen könnte, ein wirklicher Reichshofrathsagent zu werden. Von diesem Vorhaben gab ich meiner Freundinn Nachricht und bekam Antwort, die ich zu seiner Zeit mittheilen werde. Indessen war mein erstes Geschäft, mit meinem alten Prinzipal

wegen des Hofrathstitels in Unterhandlung zu treten. Ich fand den Mann ganz verändert, tiefsinnig, geheimnißvoll und zurückhaltend, aber doch nicht abgeneigt meinen Wunsch zu befriedigen. Er schrieb deshalb einem Fürsten, der an Land und Leuten eine Stadt, fünf Dörfer und einen Meyerhof besaß. Derselbe ließ der Empfehlung seines Agenten und meinen Verdiensten soviel Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nach einigen Wochen, gegen Erlegung der Taxen, nicht nur das Patent als fürstlicher Hofrath bekam, sondern zur Zugabe auch ein Diplom als Mitglied einer Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste, die der Herr in seinem Staate errichtet hatte.

Ich habe schon gesagt, daß ich meinen ehemaligen Herrn ganz verändert gefunden hatte; ich fand ihn aber auch in ganz anderer Gesellschaft als ehemals. Ich sah täglich Leute aus allen Ständen bey ihm aus und eingehen, meistens Einwohner Wiens, von denen



nicht zu vermuthen war, daß sie Berufsgeschäfte mit ihm abhandelten. Es kam mir auch seltsam vor, wenn ich eintrat und er mit vier oder fünf dieser Herren im Diskurs begriffen war, daß sogleich abgebrochen und mir dadurch nicht undeutlich zu verstehen gegeben wurde, daß ich überflüssig sey. Alles das war mir nun zwar auffallend, es reizte aber so wenig meine Neugierde, daß ich gar nicht einmal darüber nachfragte; ich war zu sehr mit meinen frohen Aussichten beschäftigt als mich um fremde Dinge zu bekümmern.

Die Antwort von Madame Ziegelstein blieb lange aus, und ich erwartete sie mit doppelter Sehnsucht, weil mich sehr gelüstete, von meinem Hofrathstitel Gebrauch zu machen. In Wien ging das nicht an, denn da haben fremde Hofräthe gar keinen Cours, sondern es gelten nur K. K. Hofräthe. Ein solcher Hofrath ist wirklich ein mächtiger Mann und wird von seinen Klienten so orientalisch beräuchert und mit Sala-

maleks Verehrt, dafs ein Fremder, der diesen Titel hat, den Abstand gar bald gewahr wird und seinen Hofrath, so lange er in Wien ist, in seinem Koffer ruhig eingepackt läßt, wenn er sich nicht will auslachen lassen.

Die sehnlich gehoffte Antwort von meiner Freundin kam endlich und brachte mir die Nachricht, dafs der Baron, der Gemahl ihrer Wohlthäterinn, selbst nach Wien kommen und sich da in seinem Prozesse meiner Hülfe bedienen würde. Ich sollte ihn also erwarten, treulich helfen, dafs er seine Sache bald und glücklich zu Ende bringe, und ihn sodann auf der Rückreise begleiten; welches alles ich ganz wohl zufrieden war.

In dieser Zwischenzeit, da ich also der Ankunft des Barons entgegen sah, lud mich mein alter Herr, der Herr von Luchs, einst zu einem Gastmahle in Schönbrunn, bey dem Traktör Xaver Jann, wo mehrere, mit unter auch ganz angesehene Männer, aber auch viel lustige



Brüder mit uns speisten und wo weidlich gezecht wurde. Da erfreute der Wein mein Herz; ich liefs mich mit allerley lustigen Schwänken hören und erwarb mir dadurch die Gunst der Gesellschaft, welche, um auch ihren Witz zu zeigen, die Gläser mit taktmässigen Grimassen leerte, die mir für bärtige Männer etwas kindisch vorkamen.

Nach dem Essen traten die Herren zusammen, und berathschlagten sich insgeheim über etwas. Ich entfernte mich; aber sie suchten mich auf, stürmten *in Corpore* auf mich los und riefen mir einstimmig zu: »Wir wollen Sie aufnehmen, Sie verdienen unser Bruder zu seyn, wir wollen Sie eines Vorzugs theilhaftig machen, um den sich oft Fürsten vergebens bemühen. Sie werden Dinge erfahren über die Sie erstaunen, und es wird nur auf Sie und Ihren Eifer ankommen, das höchste Glück zu erlangen und die wichtigsten Geheimnisse zu erfahren.« Mit einem Worte, sie entdeckten mir, daß sie

sie Freymaurer wären und daß sie mich wegen meiner an der Tafel wahrgenommenen guten Eigenschaften des nemlichen Glücks theilhaftig machen wollten, das sie genössen. *Eh bien!* dachte ich, der Vorschlag läßt sich hören. Die Herren, die dir so viele Vortheile versprechen, sind zwar lustige Kunden, aber es sind doch einige darunter die Verstand haben; hilfts nichts, so wird's nicht schaden. Willst Freymaurer werden!

Man führte mich Tages darauf, an einem Sonntage, Mittags um zwölf Uhr zum Obermeister Pontius, der mir, umgeben mit Großen und Kleinen, von seinem Sofa Beifall zulächelte, weil ich sein Herr Bruder werden wollte.

Es wurde Zeit und Stunde im größten Geheimnisse bestimmt, denn damals, unter Maria Theresia, durfte sich die Freymaurerey in Wien nicht öffentlich zeigen. Es ward viel Feyerlichkeit verschwendet, um mir den Schritt recht wichtig zu machen. Einige Jahre vorher wäre dieser Endzweck leicht zu er-

*Waller's Leben.*

R



reichen gewesen. Einige Leute in gestickten Kleidern die ich vor Bruder Pontius die Knie beugen sah, und die Aussicht mit diesen Herren in Gemeinschaft zu kommen, hätte damals leicht große Ideen bey mir erwecken können, aber jetzt machte es keinen sonderlichen Eindruck. Ich hatte Erfahrung genug, zu wissen, daß die Herren in gestickten Kleidern Menschenkinder sind in Worten und Werken, wie unser einer, und hatte nun auch schon meinen Dünkel auf meinen Hofraths- und Akademistentitel, ohngeachtet ich jenen in Wien nicht brauchen konnte, und dieser in Wien nichts galt. Also verhielt ich mich ganz leidend. Man nahm mich auf mit vielen Ceremonien, in die ich mich alle so ziemlich zu schicken wußte. Der Spas kostete mir zwanzig Dukaten, nebst ein paar Dukaten, die ich für die Armen gab, und nun wurde ein monatlicher Beytrag festgesetzt. Ich bin sonst eben nicht geizig, aber hier liefs ich mir unglücklicherweise in den Kopf kommen, daß ich für mein aus-

gegebenes Geld auch etwas haben wollte. Aber siehe da, es ging ausser den Ceremonien nichts weiter vor, als daß wir weidlich aßen und dabey aus Flaschen tranken die dreyeckigt waren, so wie sonst viereckigt. Nächst dem wurden oft lange Reden gehalten, die mir noch länger dünkten, als sie an sich seyn mochten. Das machte mich nun durchaus nicht glücklich, ob man mir gleich, als man mich zur Aufnahme beredete, das höchste Glück der Erde versprochen hatte. Ich wäre mit weniger zufrieden gewesen; aber *etwas* mußte es doch, meiner Meinung nach, seyn, was ich erhalten sollte. Ich wollte also schon im ersten Monate mehr wissen, bildete mir sogar ein, daß man mir geflissentlich die Geheimnisse verheelte, wovon Bruder Redner schon in einer Rede, die er Erklärung der Sinnbilder nannte, gesprochen hatte, ob es mir gleich schien, er hätte nichts erklärt. Ich ward in diesem Gedanken bestärkt, da ich merkte, daß man oft Zusammenkünfte hielt, zu de-



nen ich nicht zugelassen wurde, weil ich, wie der sehr ehrwürdige Bruder Pontius sagte, noch nicht würdig genug wäre. Ich war doch Hofrath und Akademist, und also dachte ich, müßte ich so würdig seyn wie ein anderer. Ich liefs mein Mißvergnügen einigen Brüdern merken, und bekam von ihnen gar verschiedene Antwort. Endlich gerieth ich an einen Bruder, welcher mich versicherte, er und einige andere hätten entdeckt, daß wir alle hintergangen wären, und nichts wissen könnten. Er versicherte, es sey ausgemacht, daß unsere Loge, obgleich zahlreich, nichts als eine Winkelloge wäre, und daß wir alle uns keiner Loge von ächten Freymaurern nahen dürften. Er versicherte, eine Winkelloge wäre ein noch viel betrübteres Ding als ein Winkelagent in Wien, denn sie helfe zu gar nichts. Er bewies mir, ein Freymaurer aus einer Winkelloge hänge an nichts, und sey so einzeln wie Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel. Er hatte sich genau er-

kündigt, und hatte erfahren, daß unsere Loge zu gar keinem Systeme gehöre, weder zum Orient von England noch von Frankreich, noch von Schweden noch von Rußland, weder zu den vereinigten Logen noch zur großen Landesloge von Deutschland, noch zu den Brüdern aus Asien, noch zu dem ägyptischen, nubischen oder samaritanischen Systeme. Er versicherte mich, genau zu wissen, daß der sehr ehrwürdige Pontius unsere Loge nur zu seinem eigenen Vortheile errichtet habe, daß gar keine unbekannte Obern vorhanden wären, von welchen er oft so viel rühme; sondern er selbst sey sein einziger Oberer. Er gebe vor, mit allen obigen Systemen in Verbindung zu seyn, aber stehe bloß mit sich selbst in Verbindung, und bilde uns ein, daß er uns zu ächten Freymauern mache, da wir doch gewiß unächt wären. Ich konnte mir noch kaum vorstellen, daß es so wäre, bis der Bruder ein schon vor vielen Jahren gedrucktes Buch hervorzog, worinn eben die Sym-



bolden und Ceremonien, welche kennen zu lernen ich zwanzig Dukaten gezahlt hatte, abgebildet und angezeigt waren. Nun schien es mir ganz unnatürlich, daß ein Geheimniß ein wirklich Geheimniß seyn könnte, wenn es schon so lange öffentlich gedruckt war. Ich schloß also, die uns mitgetheilte Freymaurerey müsse nicht die rechte seyn, und fand nichts natürlicher, als daß Bruder Pontius mir meine zwanzig Dukaten wiedergeben müsse.

Die andern mißvergnügten Brüder waren eben der Meinung, und wir gingen also in Deputation mit dem gedruckten Buche in der Hand zum sehr ehrwürdigen Bruder Pontius, ihm zu sagen, daß wir das nicht seyn könnten wozu er uns versicherte gemacht zu haben, und daß er uns unser Geld wiedergeben müsse. Aber dazu hatte unser Meister vom Stuhle keine Ohren. Er versicherte uns unsere eigene Ächtheit mit vielen dunkeln Worten, und sprach viel von dem Wohlwollen der unbekannten Obern, dieser heiligen wohl-

thätigen Väter, die in ungestörter Ruhe lebten, und uns alle, wenn wir nur ihnen gehorsam wären, noch überschwenglich glücklich machen würden. Er sprach erst sehr sanft, da wir aber unsere Stimme erhoben, so erhob er sie noch mehr, und wir kamen ziemlich mit Worten zusammen. Ich sah nun sehr deutlich, daß ich meine Dukaten nicht *ad locum unde* zurückbringen würde. Ich kam auf den Gedanken, mich wegen dieses Verlusts zu rächen und mich von der Loge auf eine Art zu trennen die Aufsehen machen sollte. Ganz will ich nicht läugnen, daß mehr Eitelkeit als eigentliche Rache dabey die Ursache meines Entschlusses war, denn es schmeichelte mir, daß ich dadurch als ein beherzter und wichtiger Mann erscheinen würde. Ich theilte meinen Entschluß den andern Mißvergnügten mit, welche ihn billigten, und einige baumstarke Brüder versprachen mir, mich mit ihren Degen zu vertheidigen, wenn man mich angreifen sollte.

In einer Versammlung vor einer Tafelloge, in welcher sich der Bruder



Pontius sehr geschmeidig gegen uns Mißvergnügte bezeugt hatte, erbat ich mir das Wort, und hielt unvermuthet meine Abschiedsrede. Da ich noch das Konzept davon besitze, so will ich sie nicht unterm Scheffel vergraben, sondern mein Licht leuchten lassen. Sie lautete folgendergestalt:

» Sehr ehrwürdiger Meister vom Stuhle! »

» Meine verehrungswürdigen Brüder! »

» Drey mal neun Tage sind nun verflossen, seit-  
 » dem ich die Ehre habe, ein Mitglied des uralten  
 » Königlichen Ordens der Maurerey zu seyn. Ich  
 » weiß, wem ich dieß Glück zu verdanken habe.  
 » Sie waren es, verehrungswürdige Brüder! die  
 » mich in der festlichen Stunde meiner Aufnahme  
 » auf die wichtigsten Dinge vorbereiteten. Sie  
 » waren es, die mir bey dem Schrecken der Fin-  
 » sterniß liebeich zur Seite standen, mich groß-  
 » müthig das Licht sehen ließen, meine Erwar-  
 » tung mit Hieroglyphen sättigten, und mich mit  
 » Ernst und Würde zu den Geheimnissen einwey-  
 » heten — die ewig Geheimnisse bleiben. — Sie  
 » waren es, mit einem Worte, die mit mir mach-  
 » ten, was Sie wollten, die das was ich nicht wuste  
 » meinem eignen Nachdenken überließen, und mir  
 » ernsthafte Prüfung dessen was Sie mir nicht sag-  
 » ten, anempfohlen, um dadurch höherer Erkennt-  
 » nisse empfänglich zu werden.

» Ich habe Ihren weisen Lehren gefolgt, nach-  
 » gedacht und geprüft, und bin so weit gekom-  
 » men, daß ich mir sogar schmeichle, diejenigen  
 » Erkenntnisse in der Maurerey erworben zu ha-  
 » ben, die nur immer einer von Ihnen besitzen  
 » oder noch erlangen mag. Nur einige Steine des  
 » Anstosses, die den tiefsinnigen Gang meiner Prü-  
 » fung hemmten, muß ich Ihnen zur Wegräumung  
 » vorlegen. Vielleicht sind diese Steine zu dem  
 » großen Baue, an dem Sie so ämsig arbeiten,  
 » nützlich zu verwenden. Erlauben Sie, erleuchte-  
 » te Meister und Gesellen! daß ich Sie nun mei-  
 » ner Seits zur Aufmerksamkeit vermahne. —  
 » Hören Sie mir zu! — und erstaunen, daß Ihnen  
 » der jüngste Lehrling Fragen vorlegt, die Sie  
 » sich schon längst selbst hätten vorlegen sollen:

1. » Warum lassen Sie Stillschweigen angeloben  
 » und beschwören, über Geheimnisse die man in  
 » allen Sprachen gedruckt lesen, und in allen  
 » Buchläden um wenig Geld haben kann?

2. » Warum versengen Sie sich den Bart mit  
 » Geigenharz und beschmieren die Haut mit ro-  
 » ther Dinte, zu der Zeit da Sie sich die Miene  
 » der größten Wichtigkeit geben?

3. » Warum drohen Sie, Leuten das Herz aus  
 » dem Leibe zu reißen, denen Sie ohne ihren  
 » Willen keinen Zahn ausreißen dürfen?

4. » Warum tragen Sie Schurzfelle und andere  
 » Masken ausser der Karnevalszeit?

5. » Warum spielen Sie mit blossen Degen,



» da, wo hölzerne Säbel die nemlichen Dienste  
» thun?

6. » Warum nennen Sie sich *Maurer*, da doch  
» keiner von Ihnen einen Taubenschlag bauen  
» kann?

7. » Warum nennen Sie sich *Frey*, und sind  
» doch wie andere Menschenkinder nicht nur der  
» Obrigkeit, sondern auch Ihren Weibern unter-  
» than?

8. » Warum heißen Sie das arbeiten, was auf  
» gut deutsch Possen treiben oder schwelgen  
» heißt?

9. » Warum nennen Sie sich Brüder, da Sie es  
» doch so wenig sind als die Barmherzigen Brü-  
» der oder andere Bettelmönche?

10. » Warum nennen Sie andere ehrliche Leu-  
» te Profanen?

11. » Worinn sind Sie heiliger als jene, die Sie  
» Profanen nennen?

12. » Warum trinken Sie nach Tempo und  
» verschütten Ihren Wein?

13. » Warum nennen Sie Wein — Pulver, und  
» Gläser — Kanonen, da Sie doch nicht zusammen-  
» kommen, Soldaten zu spielen?

14. » Warum klatschen Sie in die Hände, da  
» Sie doch selbst die Akteurs sind?

15. » Warum geben Sie zu, dafs sich ein gro-  
» fser Theil ihrer Mitglieder um ibretwillen sei-  
» nen Geschäften, und des Abends seiner Familie

»entzieht, die das mit ihm theilen sollte, was er  
»bey Ihnen verzehrt?

»Es scheint verehrungswerthe Brüder durch  
»drey mal drey, daß diese drey mal fünf Fragen  
»aus dem Munde eines maurerischen Säuglings  
»einigen Eindruck machen. Ich sehe verschie-  
»dene Bewegungen auf Ihren Gesichtern. — Bey  
»einigen Zorn und Unwillen — der zum Theil  
»daher rühren mag, weil ich Sie so lange von  
»der Tafelloge abhalte — bey andern Lust zum  
»Lachen, denn der Freygeister giebt es überall —  
»— aber noch bey andern Erstaunen und Furcht.

»Ich selbst fürchte nichts, als daß meine Fra-  
»gen unbeantwortet bleiben, und in diesem Falle  
»verspricht mir die edle Kunst der Maurerey  
»viel zu wenig, um meine Zeit ferner damit zu  
»verderben, ob es gleich wohl seyn kann, daß  
»sie einem grofsen Theile der hier versammel-  
»ten Brüder Nutzen und Vergnügen gewährt.

»Unserm sehr ehrwürdigen Meister vom Stuh-  
»le riecht der Weyrauch lieblich, den ihm vor-  
»nehme und geringe Brüder streuen, und es be-  
»hagt ihm wohl, daß er in dem Rufe steht, gro-  
»fse Arcana zu besitzen. Aber dieß alles kann  
»mich nicht rühren. Ich strebe nicht nach der  
»zeitlichen Ehre eines Logenamts. Ich suche  
»keine unbekannten Obern wie der Brüder Ste-  
»wart. Ich will nicht Gold machen wie der  
»Bruder erster Aufseher, noch Geister citiren



»wie der Bruder Sekretär — will keine Tempel-  
 »herrenkommanderie erhalten wie der Bruder  
 »zweyter Aufseher, noch den Prätendenten auf  
 »den Thron helfen wie der Bruder Schatz-  
 »meister. Ich bin kein Mahler wie der Bru-  
 »der Lukas, der unter den Brüdern Geld ver-  
 »dient, noch Kanzellist, wie der Bruder Markus,  
 »der durch den Hofrath Bruder Mathäus sein  
 »Glück machen will. Ich bin kein Betrüger, der  
 »große Geheimnisse oder verborgene Künste vor-  
 »giebt; ich bin aber auch kein Geck, der sie bey  
 »Ihnen sucht. Ich bin endlich kein Bettler, der  
 »die Loge brandschatzt — und brauche keinen  
 »Almosenpfleger — weil ich mein Scherflein selbst  
 »austheilen kann.

»Bey so bewandten Umständen bleibt mir nichts  
 »übrig, als die zwanzig Dukaten geduldig zu ver-  
 »schmerzen, die Ihnen, verehrungswerthe Herren,  
 »das Recht geben mich auszulachen, und Sie  
 »über einen gewesenen Bruder trösten der so  
 »profan denkt, nichts finden zu wollen, wo  
 »nichts ist, der aber auch feyerlich verspricht,  
 »nichts zu verrathen was jedermann in allen  
 »Buchläden ohnehin gedruckt finden und lesen  
 »kann. *Dixi!*»

Als ich nach Endigung dieser Rede  
 um mich sah, erblickte ich in der er-  
 sten Minute Erstaunen auf den meisten  
 Gesichtern der Versammlung:

*Obstupuit, steterunt comae, vox faucibus  
haesit.*

Aber in der zweyten entstand ein großes Gemurmel, und auf den Mienen zeigte sich theils Unwillen, theils Schandfreude.

Ich gestehe, daß eine solche Rede aus dem Munde eines Menschen, dem der Kanzleystaub noch auf dem Ermelsaß, vor einer so großen Versammlung, der Wahrscheinlichkeit, auf die sich sonst der Verfasser etwas zu gute thut, zuwider scheinen könnte, und daß hin und wieder ein Leser dabey denken möchte wie Melsun, der Dolmetscher der Königin Elisabeth: »Hat er's nicht gesagt, so hätt' er's sagen sollen.« Ich will diesen Herren nicht widersprechen, aber ich war auch wirklich eine übermüthige Kreatur geworden, die in ihren zwey letzten Stationen durch den Umgang mit ächtem und leonischem Adel eine gute Portion Dreistigkeit angenommen, und die in der Zwischenzeit manches Buch gelesen hatte des Tones,



der in dieser Rede hervorsteht. Und denn war ich auch durch die Gunst des Bischofs reich. Ich besaß etliche tausend Gulden baares Geld, und verließ mich auf die glücklichen Aussichten die mir in kurzem eine gänzliche Unabhängigkeit versprochen. Man muß mich also nicht geradezu der Aufschneiderey beschuldigen, wenn auch gleich einige Herren, die damals zugegen waren, die Sache etwas anders erzählen sollten. Das müssen sie mir doch zugeben, daß ich, ungeachtet alles Lärms, mich mit vieler Überlegenheit über meine Gegner aus dem Handel zog, und so wenig es anfänglich den Anschein hatte, in Frieden abtrat. Dieß gelang mir nun vielleicht um so viel eher, weil viele der vornehmsten Glieder, eben so wie ich, erfahren hatten, daß wir angeführt und in keiner ächten Freymaurerloge waren. Daher gingen die vorzüglichsten Mitglieder ab, und suchten die ächte Freymaurerey. Ich hoffe, sie werden sie gefunden haben, und stelle mir vor, sie

werde ganz anders beschaffen seyn, als diejenige die ich in meiner Winkelloge sah.

Es haben mich zwar einige der Suchenden überreden wollen, es sey überhaupt nicht sicher zu bestimmen, ob eine Freymaurerey die ächte sey, und ob eine Loge mit einem ächten Systeme zusammenhänge, denn die Konstitutionspatente von großen Logen könnten es nicht ausmachen, weil in den Akten, die mit solchen Patenten mitgetheilt würden, nur Rituale u. d. gl. enthalten wären, und es wisse niemand gewiss, woher denn alle die großen Logen, die englische gar nicht ausgenommen, selbst das Recht erhalten hätten, andere zu konstituiren, und welche Obern sie denn eigentlich zu Landeslogen gemacht hätten. Ich habe das alles angehört, aber habe weiter nicht darnach forschen können oder mögen, am wenigsten damals. Denn ich hatte den Kopf viel zu voll von meinem eignen Projekte, dessen Ausführung ich gern äufferst beschleunigen wollte. Daher vergafs ich alles andere darüber.



**DAS EIN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.**

*Waller schildert einen Reichsbaron.*

Endlich kam nun der längst erwartete Baron, und mit ihm Beschäftigungen und Sorgen die meinem Muthwillen Gränzen setzten. Die Sorgen, die mir dieser Mann machte, waren von besonderer Art. Es lag mir alles daran, seine Gunst zu gewinnen, weil sie meine Freundinn für unsere Heyrathsabsichten nothwendig erachtete; aber das kostete Kunst. Er war äusserst mißtrauisch, und so wenig mit der Welt bekannt, daß es meiner Dienstfertigkeit fast nie gelang, ihm da, wo er falsche Begriffe hatte, auf den rechten Weg zu bringen. Er war auf seinen Gütern unumschränkter Herr, galt in seiner Gegend für ein großes Genie, dem niemand widersprach, und meinte, hier in Wien sey das alles eben so. Im Reiche war er zwey Meilen um seine Güter ein Mann von

von Bedeutung, und in Wien machten selbst die äußerlichen Zeichen der Grösse, die ihm dort Ansehen gaben, nicht den mindesten Eindruck. Er hatte den Orden eines Reichsfürsten und trug daher einen grossen gestickten Stern auf seinen Kleidern; aber die Kleider selbst hatten einen eben so altvaterschen Schnitt wie die Livree seiner Bedienten. Wenn er nun so mit drey oder vier Lakeyen über die Gasse ging und die Leute blieben stehen und lachten; so suchte er die Ursache nicht in seinem Aufzuge, sondern in der schlechten Polizey und der Zügellosigkeit des Pöbels in Wien. Ich war vom Anfange nicht blöde, ihm nach meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit mit gutem Rathe zu dienen, ich kam aber übel an, und mußte mich in meine Schranken zurückweisen lassen. »Er wisse selbst »was hofmälsig, anständig und seiner »Würde angemessen wäre.« — Er gehörte zu der unmittelbaren Reichsritterschaft und hatte den Charakter als Ge-



heimerrath von einem Hofe im Reiche, wußte also nicht anders, als daß ihm der Titel Excellenz von Rechtswegen gebühre. Aber in Wien fand er das Ding ganz anders, denn so freygebig der gemeine Mann mit der *Gnade*, und so unbestimmt es da ist, wem es eigentlich gebührt, *Euer Gnaden* genannt zu werden; so genau ist die *Excellenz* nur dem zugemessen der ein Diplom als wirklicher K. K. Geheimerrath hat, und wenn Reichshofrätthe Geheimerathstitel aus dem Reiche mitbringen, und R. H. Agenten sich dergleichen von da her verschreiben, oder erstere auch die *Excellenz* von ihren Klienten in Briefen annehmen; so hüten sie sich doch sehr in Wien auf diese Ehre Anspruch zu machen. Dergleichen Explikationen wollten meinem Baron nicht in den Kopf, er fand in allen diesen Dingen nur persönliche Beleidigungen, und wollte gar nichts auf den Wiener Gebrauch rechnen, sondern glaubte, sein Verdienst und Ehre müßten in der ganzen Welt,

nicht nur in gleichem Verhältnisse stehen, und er müßte in Wien auf gleiche Art behandelt und verehrt werden, als in seinem reichsritterschaftlichen Kanton. Der gute Mann führte seinen Schlosstompeter mit sich, und es kostete mir Mühe, ihn zurückzuhalten, daß er sich nicht alle Mittage im weissen Ochsen, wo er herbergte, zur Tafel blasen ließe, wie er es auf seinem Schlosse gewohnt war.

Ob es mir nun gleich wehe that, daß er sich lächerlich machte, weil er ausser diesen kleinen Fehlern ein gutes Herz hatte; so hütete ich mich doch nun gar sehr, seine empfindlichen Saiten weiter zu berühren; ich überließ ihn seinem Eigensinne und rieth ihm nur wenn er meinen Rath begehrte, und das war meistens blos in seiner Prozeßangelegenheit. Er merkte aber endlich selbst, daß ihn nicht der Pöbel allein auslachte, und fand unter seines Gleichen gute Freunde, die ihn darauf brachten, daß mein guter Rath nicht so spröde hätte abgewiesen werden sollen. Das



that die Wirkung, daß er sich mir auf herablassenderm Fulse näherte, mich über mehr Dinge als seinen Prozeß um Rath fragte, und am Ende merkte daß er nicht übel dabey fuhr. Da ich also ausgeharrt und er sich nicht nur von meinem Eifer ihm zu dienen, sondern auch von meiner Fähigkeit es thun zu können, genug überzeugt hatte, da gelang es mir, durch Zuthätigkeit, die mir überhaupt gegen vornehmere Leute eigen ist, bey denen ich ein gutes Herz merke, seine Hoheit und sein Mißtrauen zu überwinden. Dazu kam noch ein Umstand, der mich ihm wichtiger machte als alles das, ob ich's gleich damit in der That weniger verdiente. Es blieb ihm Geld aus, welches mit dem Postwagen kommen sollte, weil er sich aus Mangel gehöriger Reisekenntnisse weder mit Wechseln noch Kreditbriefen versehen hatte. Da konnte ich ihm denn gleich mit ein paar hundert Dukaten dienen, die ihm von meiner Person wichtigere Begriffe einflößten.


Von diesem Tage an wuchs sein Vertrauen, und er gewöhnte sich, offenerziger und sogar bisweilen freundschaftlich mit mir umzugehen.

Sein Prozeß war nun der Entscheidung nahe. Er betraf jährliche Einkünfte von 6000 Gulden, die der Gegner sechszehn Jahre unrechtmäßig gezogen hatte. Wir wollten ihn nicht nur aus deren Besitz gerichtlich treiben, sondern auch die entbehrten Summen ersetzt haben. Je mehr sich die Sache dem Ende näherte, desto mehr fürchtete mein Herr Baron einen übeln Ausgang, und so gerecht sie war, so wenig hoffte er ein gutes Ende, weil es nach seiner Meinung nicht Mode sey, gerechte Prozesse zu gewinnen. Ich kannte zwar diese Mode auch, wußte aber gewiß, daß dieser Prozeß nicht verlohren gehen konnte, hatte als ein bewandeter Praktikus alle nöthige Verkehrungen getroffen, und vertröstete den Zweifler aufs beste. Der Gegentheil merkte, wie kritisch es mit ihm





stand, suchte sich zu vergleichen und mich zu dem Ende in sein Interesse zu ziehen. Er liefs mir tausend Dukaten anbieten, wenn ich den Baron unter gewissen Bedingungen zum Vergleiche bewegen könnte, und ich liefs mir, ob ich gleich nichts weniger im Sinne hatte, eine schriftliche Versicherung darüber geben, um bey dem Baron nach geendigtem Prozesse ein Verdienst damit zu gewinnen; oder auch auf den Fall, wenn er sich selbst schlechterdings vergleichen wollte, noch diese tausend Dukaten zu retten. Es trat aber ein dritter Fall ein, der für mich noch besser ausfiel. Etwa acht Tage vor der Entscheidung wurde der Mann so kleinemüthig, dafs er sich erklärte, den Vergleich und gerade alle die Bedingungen einzugehen, die mein Dokument enthielt. Da rückte ich damit heraus, und zeigte ihm was ich dabey gewinnen könnte, wenn ich ihm gegen Pflicht und Überzeugung zu etwas rathen wollte, das er schon beschlossen hatte. Die-



ser Beweis meiner Ehrlichkeit vollendete das Werk, ihn im eigentlichen Verstande zu meinem Freunde zu machen, und zu bewegen, daß er sich mehr meiner Leitung überließe.

Nun fing er auch von selbst an meiner Heurath zu erwähnen, und gestand mir nun erst, daß er von den Absichten der Dame Ziegelstein unterrichtet sey. Er lobte die Schönheit und alle übrigen Eigenschaften meiner Kordula, und glaubte mich nun genug geprüft und so eines Schatzes werth gefunden zu haben, versprach mir also seinen Beystand und that noch mehr. »Gewinne ich,« sagte er, »meinen Prozeß, dem ich nun seinen Lauf lasse, so gebe ich Ihnen von dem Gelde, das mir der Usurpator zurück zahlen muß, die nemlichen tausend Dukaten die er Ihnen versprochen hat, und wenn Sie auf andere Absichten Verzicht thun, und auf den Fuß, wie zeither ihre künftige Frau und Schwiegermutter, bey mir bleiben wollen, so gebe ich Ihnen eine rechts-



»beständige Versicherung auf jährliche  
 »tausend Gulden, wofür Sie der Gene-  
 »ralintendant meiner Güter werden und  
 »mir in meinen übrigen Angelegenhei-  
 »ten an die Hand gehen sollen.«

Dieser Vorschlag und die Gutherzig-  
 keit, mit der er mir gemacht wurde,  
 rührte mich, aber ich weiß nicht warum  
 ich mich noch immer mit Zweifeln und  
 Ahndungen quälte solange ich die  
 Schöne noch nicht gesehen, und ihr  
 Herz noch nicht erobert hatte. Indes-  
 sen wurde der Prozeß gewonnen, der  
 Baron in die entbehrte Possession ge-  
 setzt, und der Gegner zu Erstattung  
 der unrechtmäfsig gezogenen Einkünfte  
 nebst Interessen und Ersatz der Unkos-  
 ten verurtheilt. Dieses Geld sollte in  
 gewissen Terminen bezahlt werden; wir  
 verglichen uns aber über eine baare  
 Summe, wovon ich meine tausend Du-  
 katen annehmen mußte; und da wir  
 nun nichts mehr in Wien zu thun hat-  
 ten, so reisten wir ab, nach dem Sitze  
 meines Freyherrlichen Patrons.

Unser Weg ging über Regensburg. Da nahm ich mir einen Bedienten an, und stolzirte nun nach Herzenslust mit meinem Hofrathstitel, der hier zu gelten anfang, wurde auch *qua talis* überall, wo ich nicht mit Excellenzen in Collision kam, als ein beträchtlicher Mann behandelt und verehrt, wie es der Zeit im römischen Reiche Sitte und Gebrauch war, vielleicht auch noch so ist. Indessen war doch das seltsam, daß ich wieder anfang an der Titelsucht krank zu werden, sobald ich über die östreichische Gränze kam, und daß mein gnädiger Reichsfreyherr sich in Wien völlig davon geheilt hatte. Er sagte: »Unsere »aufgeblasenen Thoren, die es übel »nehmen, wenn man mit ihnen redet »und ihren Charakter nicht alle Augen»blicke im Munde führt, sollte man wenigstens auf ein Jahr nach Wien schicken, damit sie sich wieder an ihre »Geschlechtsnamen gewöhnen, denn wer »dort nicht eine wirkliche Excellenz ist, »den nennt man bey seinem Namen,



»und wenn er Graf oder Baron ist, so  
 »heißt er der Graf Sadrach, oder der  
 »Baron Mesach, oder der Freyherr Abed-  
 »nego, nach seinem Familiennamen,  
 »und niemand fragt, ob er Rath, Se-  
 »kretar, Oberförster oder Kanzellist ist;  
 »wenn er nur ein ordentliches Kleid  
 »anhat. Sonst heißt's: Was will der  
 »Herr hier? pack sich der Herr fort;  
 »Schlankel geht's aus'm Wege u. s.  
 w. —»

Ich unterliefs nicht, meinen würdigen  
 Freund, den Hauptmann Hase, in Re-  
 genspurg zu besuchen, und ihm für sei-  
 nen ehemaligen guten Rath zu danken,  
 dem ich allein meine jetzigen glänzen-  
 den Umstände zuzuschreiben hatte. Ich  
 fand den ehrlichen Mann, sitzend mit  
 seiner langen Pfeife, an der Seite sei-  
 nes Flügels, auf dem er sich noch von  
 dem nemlichen Musketier vorspielen liefs.  
 Er freuete sich, mich glücklich zu sehn,  
 und kam nicht von uns solange wir in  
 Regenspurg waren. Von hier gingen  
 wir über Nürnberg, Frankfurt und Mainz,

ohne daß uns etwas besonderes aufgestossen wäre. Nur mit einem einzigen wichtigen Abentheuer, das unsern Aufenthalt in Mainz etwas verlängerte, will ich sogleich dem Leser aufwarten, wenn ich vorher gemeldet habe, daß in Frankfurt fast alle meine guten Freunde noch lebten, ausgenommen mein gewesener Herr, der Resident, und alle Welt verwunderte sich da, über den Herrn Hofrath Waller, über sein gutes Aussehen und das Glück das er gemacht hatte. Auch ward ich überall reichlich mit acht und vierziger traktirt, der damals noch öfter ächt zu haben war, als im Jahre 1791, — und mit Schwarmen u. s. w. — 'S sind doch gute Leute — die Frankfurter!

Trinken und Essen

Wird da nicht vergessen.

Das Trinken geht in Frankfurt am Main vor dem Essen, so wie in Wien das Essen vor dem Trinken geht.

---



## DAS ZWEY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller findet seinen Freund im Schlafrocke.*

In Mainz kehrten wir unweit der Domkirche im Könige von England ein und wollten da Rasttag machen, bloß um in die Komödie zu gehen, wovon der Baron ein großer Liebhaber war. Das Zimmer, das man mir anwies, hatte Kästen und Schränke, worinn Papiere, zerrissene Briefe und dergleichen lagen. Nun ist mir unter manchen andern menschlichen Schwachheiten, davon ich dem geneigten Leser Bericht gegeben habe, auch noch eine zu Theil geworden, davon ich nichts habe erwähnen können, weil es noch keine Gelegenheit dazu gab. Ich besitze eine große Portion Neugierde, Kraft welcher ich unter andern nicht leicht ein beschriebenes Papier ungelesen lasse, wenn mir's der Zufall in die Hände spielt. Ich sah in den herumgestreuten Papieren be-

kannte Schriftzüge, und wunderte mich zuletzt nicht wenig, einen zerrissenen Brief zu finden der *an mich selbst* gerichtet war, errieth auch gleich den Schriftsteller, konnte aber aus dem Inhalte nicht klug werden und rief unsern Wirth, der mir folgende Auskunft gab.

»Ja, Ihre Gnaden, das ist gar a ku-  
 »riöser Spafs, und ob er mir gleich was  
 »kostet, so habe ich doch noch jetzt  
 »meine Freud' dran. Der Herr, der die-  
 »ses Papier geschrieben und zerrissen  
 »hat, kann wohl ein großer Herr seyn,  
 »aber ietzt ist er der ärmste Teufel von  
 »der Welt. Es ist etwa zwey Monathe,  
 »da kam ein Schiffmann den Main her-  
 »unter und fragte mich, ob ich nicht  
 »einen Herrn logiren wollte, den er  
 »eben mit einem Nachen gebracht ha-  
 »be? Er sey aber unpafs. Auf den  
 »Fall dafs er bey mir einkehren könn-  
 »te, möchte ich vier Träger ans Was-  
 »ser schicken, um seine Koffer holen  
 »zu lassen, und einen Tragsessel für



»den kranken Herrn. Hören Sie, Ihr  
 »Gnaden! Gäste, die schwere Koffer mit  
 »sich bringen, sind mir allezeit ange-  
 »nehm, denn man hat da im Nothfal-  
 »le etwas woran man sich halten kann.  
 »Ich war also bey der Hand. Der gnä-  
 »dige Herr stieg aus der Sänfte im  
 »Schlafrocke und einer grossen Nacht-  
 »mütze, und eilte was er konnte in  
 »sein Zimmer, weil er Anfall vom Schwin-  
 »del verspürte. Er befahl mir, die  
 »Träger zu bezahlen, welches ich wil-  
 »lig that. Die Koffer wurden in sein  
 »Zimmer getragen und alles war ganz  
 »in Ordnung, nur wunderte ich mich,  
 »dafs der Herr keine Bedienten bey sich  
 »hatte. Aber diesen Zweifel hob er,  
 »als ich ihm des andern Tages meine  
 »Aufwartung machte, denn er erzählte,  
 »nachdem ich ihn mit guter Manier um  
 »seine Umstände gefragt hatte, dafs er  
 »tief in der Schweiz, ich denk' da am  
 »St. Gotthardt zu Hause, auf der Rei-  
 »se nach Leipzig krank worden sey,  
 »und für besser befunden hätte, von Ha-

»nau aus auf dem Main wieder umzu-  
 »kehren, weil er bey dieser Krankheit,  
 »die er schon mehr gehabt hätte, das  
 »Fahren im Wagen nicht ertragen kön-  
 »ne. Da nun seine Wechselbriefe alle  
 »auf Leipzig lauteten, so habe er sei-  
 »nen Bedienten dahin geschickt, um  
 »Geld einzukassiren, und wollte ihn  
 »hier in Mainz erwarten. Ich gab mir  
 »alle Mühe, meinen Gast gut zu bedie-  
 »nen, und er ließ sich bey seiner Krank-  
 »heit, die in Hauptschwäche und  
 »Schwindel bestehen sollte, so gut  
 »traktiren, als nur immer ein Gesunder.  
 »Nach vierzehn Tagen überreichte ich  
 »ihm meine Rechnung. Er vertröstete  
 »mich auf die baldige Ankunft des Be-  
 »dienten, allein es verliefen noch drey  
 »bis vier Wochen, ohne daß der an-  
 »kam. Ich wurde mißtrauisch, und fing  
 »endlich an etwas ernsthafter zu reden,  
 »wurde aber immer vertröstet, bis ich  
 »endlich darauf bestand, die Koffer zu  
 »öffnen, um meine Sicherheit nach dem  
 »Inhalte derselben zu berechnen. So un-



»gern der Herr daran wollte, so gut  
 »wufste ich ihm alle Ausflüchte zu ver-  
 »eiteln, und endlich, da er dazu gezwun-  
 »gen war, fand ich in den Koffern, aus-  
 »ser ein wenig Wäsche, nichts als gan-  
 »ze Riese Makulatur, das für mich kei-  
 »nen Werth hatte, ob er gleich viel  
 »Wesens davon machte. Ich sah, daß  
 »ich betrogen war, und daß mein Gast  
 »ausser seinem Schlafrocke weder Kleid  
 »noch Weste anzuziehen hatte, ent-  
 »schloß mich also kurz, und ergriff ein  
 »Mittel, um dieses beschwerlichen Gas-  
 »tes los zu werden, das mir zugleich  
 »zur Rache dienen sollte. Der Gastwirth  
 »zum silbernen Schwerdte ist mein  
 »Feind, dem ich unter allen Sterblichen  
 »einen Gast wie diesen, am liebsten  
 »gönnte. Ich unterrichtete den Herrn  
 »was er zu thun hatte, mit der schärf-  
 »sten Drohung, ihn bey Wasser und  
 »Brod einsperren zu lassen, wenn er  
 »nicht meiner Vorschrift buchstäblich  
 »folgen würde, und ich muß ihm rühm-  
 »lich nachsagen, daß er seine Rolle  
 mei-

»meisterlich gespielt hat. Er liefs zufol-  
 »ge meiner Anleitung den Gastwirth aus  
 »dem Schwerte rufen und sagte zu ihm:  
 »» Herr! ich bin ein kranker Mann, der  
 »» hier nun schon fünf Wochen logirt und  
 »» seine Leute erwartet, ich brauche we-  
 »» nig Bedienung und bezahle raisonna-  
 »» ble, allein weil ich krank bin, so ver-  
 »» nachlässigt man mich, ich möchte also  
 »» gern ausziehen und bey Ihnen logiren,  
 »» wenn Sie mir ordentliche Bedienung  
 »» versprechen? »» — »Hier trat ich ins  
 »Zimmer und griff erst den Herrn Mit-  
 »bruder heftig an, daßs er mir meine  
 »Gäste entführen wollte, darauf ent-  
 »schuldigte ich mich bey dem fremden  
 »Herrn, bat um Verzeihung, wenn Feh-  
 »ler vorgegangen wären, und versprach,  
 »mich zu bessern. Seine Gnaden möch-  
 »ten nur meinem Hause nicht den  
 »Schimpf anthun es zu verlassen» —  
 »aber er war unerbitlich, warf mir et-  
 »liche derbe Brocken zu, die mich bald  
 »selbst aus meiner Rolle geworfen hät-  
 »ten und fragte trotzig, ob er mir et-



»was schuldig sey, daß ich mich unter-  
 »stehen wollte ihn aufzuhalten? Worauf  
 »ich nach unserer Abrede äußerst pro-  
 »testirte, für gute Zahlung dankte und  
 »nochmals bat, sichs noch ferner bey  
 »mir gefallen zu lassen; allein er blieb  
 »standhaft. Mein Gegner Gastwirth  
 »siegte zu meinem unaussprechlichen  
 »Vergnügen und entführte mir den  
 »Schlafrocksherrn im Triumphe, nicht  
 »ohne Wortwechsel von beiden Seiten.  
 »Er liefs den Herrn in einem Tragsessel  
 »holen und die Koffer in sein Haus  
 »bringen. Nun sind schon wieder vier-  
 »zehn Tage verflossen, in denen er den  
 »feinen Herrn stattlich traktirt hat, und  
 »ich warte nur, was er endlich anfan-  
 »gen wird, wenn er den Handel merkt.  
 »Alsdenn will ich den Schwank bekannt  
 »machen, damit ihm die ganze Stadt  
 »äuslacht. »

Ich bezeugte dem Wirthe meinen Bei-  
 fall über seine gute Erfindung, begab  
 mich aber in der Stille zum Schwerte  
 und liefs mich zu dem kranken Frem-

den führen, welches niemand anders als mein alter Freund Perez war. Ich fand ihn in einem schmutzigen Schlafrocke, dick und fett, ohne den mindesten Anschein von Krankheit, und zwar mit der Miene eines reichen Wechslers dem nichts abgeht. —

»Aber um Gotteswillen, Freund Perez! wie kommst Du in den Zustand, in dem ich Dich hier finde?«

»Davon wäre viel zu erzählen, aber  
 »wo kommst Du hierher? Ich habe Dich  
 »zwar schon lange erwartet, denn ob  
 »ich gleich nicht eigentlich wufste, daß  
 »Du selbst kommen würdest, mich aus  
 »meiner Verlegenheit zu ziehen, so  
 »wufste ich doch, daß das Ding bald  
 »ein Ende nehmen müßte; ich fing an  
 »es herzlich müde zu werden.«

»Ist's möglich, daß Du so sorgenlos  
 »bey diesen Umständen auf den bloßen  
 »Zufall warten konntest?« —

»Freund! wenn ich, da ich noch stü-  
 »dirte, in Schuldenlast verfallen war,  
 »und meiner Mutter recht ängstlich um



»Geld schrieb, antwortete sie mir sehr  
 »weiläufig auf alles andere, entledig-  
 »te sich aller Grüsse von Schwägern  
 »und Gevattern und berichtete mir alle  
 »Neuigkeiten von Hause, diesen Punkt  
 »fertigte sie aber allezeit nur mit der  
 »kurzen Sentenz ab: Da wird Dich  
 »schon irgend ein guter Zufall heraus-  
 »ziehen; und das traf immer zu. Nun  
 »hab ich's auch darauf ankommen las-  
 »sen, mich im Schlafrocke hingesezt  
 »und darauf gewartet. Jetzt kommst  
 »Du, ich hoffe Du wirst mich kleiden  
 »und meinen Wirth bezahlen, damit  
 »ich mich wieder zurück in die Resi-  
 »denz verfügen kann, denn weiter brau-  
 »che ich nichts. »

Die ganze Geschichte meines Freun-  
 des war diese: Er hatte bey einem Ge-  
 sandten als Sekretar gestanden, welcher  
 zurückgerufen wurde. Perez kam mit  
 ihm, in die Hauptstadt, da gab man  
 ihm, weil er nicht sogleich unterzubrin-  
 gen war, einstweilen ein pädagogisches  
 Amt, welches dem Freunde Perez nicht

gefiel. Er dünkete sich wie ein spanischer Hengst am Pfluge, und machte als ein solcher mächtige Seitensprünge. Der Minister, der ihm geneigt war, suchte ihn zu beruhigen, und versprach, ihn wieder zum *Corps diplomatique* zurück zu bringen, sobald nur etwas vakant seyn würde; aber Perez wollte das nicht abwarten, er gedachte sich selbst zu helfen, zu zeigen was er vermöge, und sich durch ein großes Werk auf einmal in die Höhe zu schwingen. Er schrieb ein *Opus*, welches er dem berühmten *Esprit de loix* an die Seite setzte, und brachte dem Minister das Manuskript, der es durchlas und ihn väterlich vermahnnte, diese unreife Geburt noch neun Jahre maturiren zu lassen und täglich daran zu feilen, alsdenn möchte doch wohl vielleicht etwas leidliches daraus werden. Eine so unbillige Recension, die dem Minister meiner Meinung nach nur der Neid eingeben konnte, wirkte auf den Autor wie Belladonna; er verlor ganz die *Tramontane*, verließ seinen



Posten, wendete seinen ganzen geringen Geldvorrath dazu an, das Buch auf seine Kosten drucken zu lassen, ging damit auf die Leipziger Messe um es für baares Geld abzusetzen — und fand nicht einen einzigen Käufer weder zu einzelnen noch zu allen Exemplaren! Es ging ihm, wie nachmals der berühmten gelehrten Buchhandlung und Verlagskasse aus Dessau. Äußerst aufgebracht und unzufrieden mit der geschmacklosen, undankbaren Welt, verließ Perez Leipzig und wendete sich nach dem Reiche, so wie Pastor Reich, der berühmte Unternehmer der gelehrten Buchhandlung, nach Amerika. Da er aber in eine Art von Stumpfsinn verfallen war, der ihm alles gleichgültig machte, so blieb er unterwegs überall lange liegen und verstieg sich so mit seinen Zehrungskosten, daß ein Stück seiner Habschaft nach dem andern dahinging. Nun glaubte er sich ein Ansehn geben zu müssen. Da er weder Rock noch Weste mehr hatte, machte er be-

kannt, daß er *en bonnet de nuit et en robe de chambre* zu reisen entschlossen sey, so wie ehemals der berühmte Diderot, — dem er sich, zwar eben nicht an Athelismus, aber doch an Witze gleich zu seyn dünkte, — nach Rußland. Zu Hanau kehrte er im Gasthose zum Riesen ein, und da der Herr Lieutenant Riegelmann, der damals Besitzer dieses Gasthofs war, die Umstände des ehrlichen Perez geschwinder witterte, als in der Folge sein Wirth zu Mainz; so wollte er ihn gratis auf seinem eignen Phaeton nach Frankfurt führen. Aber Perez trug billiges Bedenken, in seinem dermaligen Kostume in einem Wagen einen öffentlichen Einzug in diese berühmte Kaiserl. freye Reichs- und Wahlstadt zu halten, sondern entzog sich noch eine Zeitlang seinen dortigen Freunden, und ging auf Kosten des Herrn Riegelmann zu Wasser nach Mainz, ohne sich einmal am Wasserzolle zu Frankfurt dem Zöllner, der sein guter Freund war, zu erkennen zu geben. Der



Schwank mit dem Wirth im Könige von England, der seinen in ihm versteckten und so lange brach gelegenen Gilblasischen Talenten so analog war, weckte endlich des Helden schlummernde Thatkraft wieder auf. Er wendete sich schriftlich an den Minister, wurde zu Gnaden aufgenommen und durfte zurückkommen. Auch hatte er verschiedene Briefe an mich nach Wien geschrieben, die ich nicht empfangen hatte, aber nun persönlich beantwortete.

Ich brachte gleich sein Kreditwesen im Schwerte in Ordnung und wollte auch den Wirth zum Könige in England befriedigen. Freund Perez protestirte aber dagegen, weil ihm der Mann unhold begegnet sey, in den letzten Tagen an der Atzung Abbruch gethan und auch sogar — welches er unchristlich fand — in Mainz, dem Sitze des besten Weins, nur Bier zum Tischtrunke gereicht habe. Gegen so gute Gründe konnte ich nichts einwenden. Ich setzte indessen Schneider und Schuster in Bewe-

gung, und beredete den Baron, so lange in Mainz zu bleiben, bis ich meinen Freund fähig gemacht hatte, wieder unter Menschen zu erscheinen. Er reisete des Abends ab, und wir den Morgen darnach. Der Minister, der ihn gnädig aufnahm, beförderte ihn nach einiger Zeit, und da er ohne Zweifel dieß Buch lesen wird; so bitte ich ihn hiermit öffentlich, der lieben Wahrheit die Ehre anzuthun und mir nicht etwa den Schlafrock abzuläugnen.



## DAS DREY UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller's Freundinn stirbt.*

Etliche Tage nach dieser Begebenheit kamen wir glücklich auf der Burg meines Reichsfreyherrn an. Dame Ziegelstein war mir ganz unkenntlich geworden, denn ihr ganz ausgetrockneter Körper zeigte Merkmale einer schon weit fortgerückten Auszehrung. Aber Verstand und Herz waren noch in der alten Verfassung. Das gute Weib emfieng mich mit Thränen der Freundschaft und Liebe, wiewohl dermalen nur einer mütterlichen. Sie stellte mich der Baroninn vor und der schönen Kordula, die meine sehr gespannte Erwartung noch weit übertraf. Wie ich alles etwas geschwind zu thun pflege; so verliebte ich mich auch geschwind. Aber die Schöne, die Vorkenntniß von den Absichten hatte, die mit uns ausgeführt werden sollten, zeigte nichts das meiner Hoffnung schmeicheln konnte, auch

nicht einmal jungfräuliche Verlegenheit. Sie empfing mich munter und freundschaftlich, erinnerte sich sehr lebhaft mancher Begebenheit ihrer Kinderjahre in Hanau, wobey ich zugegen gewesen war, und war gern in meiner Gesellschaft; aber sie dämpfte durch eine gewisse naïve Höflichkeit, die mir Kälte schien, so ziemlich meine brausende Liebe. Diese Art mit mir umzugehen, die mir gar nicht anstand, dauerte lange Zeit, und ob ich mir gleich alle Mühe um das Herz der Schönen gab, auch von dem ganzen Hause kräftig unterstützt wurde und mich sogar, gegen meine Gewohnheit, durch den Anstand von Würde, den fein's Liebchen bey allen Zeichen der Freundschaft geltend zu machen wufte, in das Bockshorn der Ehrerbietung jagen liefs; so konnte ich ihr doch kein Zeichen der Liebe abgewinnen oder mich des geringsten Eindrucks auf ihr Herz rühmen.

Nachdem ich etliche Tage ganz meiner Freundinn gewidmet hatte, nach-



dem wir wechselseitig alles abgesprochen hatten was uns auf dem Herzen lag, und sie mich von den Verhältnissen der Familie im Hause unterrichtet, auch, was meine Liebe anbetraf, ihres Beystands versichert hatte, wollte ich nun dem Baron nützlich werden, und sehen wie ich ihm seine Großmuth durch Dienste vergelten, und mich überhaupt im Hause beliebt machen könnte. Der alte Herr hatte einen soliden Charakter, er war, wie man wird gemerkt haben, nicht leicht zur Freundschaft zu bewegen, wenn er sich aber einmal dazu verstand, so war auf ihn zu bauen, und ich erinnere mich nicht, ihn auch nur ein einzigesmal, in Bezug auf mich, diesem Grundsätze untreu erfunden zu haben. Die Baroninn war im strengen Verstande ein gutes Weib, die an aller Menschen Glück und Unglück von Herzen freudigen oder traurigen Antheil nahm, auch wenn es auf Unterstützung der Armuth ankam, ihren Beutel nicht schonte, die also im Grunde ein gutes Herz, dabey

aber einige menschliche Fehler hatte, welche viele Behutsamkeit bey ihrem Umgange nothwendig machten. Sie liebte die Schneicheley, liefs sich nicht gern widersprechen, mochte immer gern Fehler an ihrem Gemahle finden, und setzte bisweilen den Dritten in Verlegenheit, wenn sie ihn bey ihren häuslichen Zwisten zum Richter aufforderte. Sie hörte es gern, wenn man ihre Reste der Schönheit lobte, und konnte es nicht wohl vertragen, dafs man von alten Weibern sprach, wenn auch die Rede gar nicht von ihr seyn konnte. Adelstolz besafs sie gar nicht und hielt weit weniger auf das Ceremoniel als ihr Herr, aber ihre persönlichen Verdienste wollte sie nicht verkannt wissen. Man kann leicht denken, dafs es kein Geringes war, in meiner Lage und bey meiner Laune die Gunst dieser Frau zu gewinnen und zu erhalten, ohne ihrem Manne zu nahe zu treten; und doch erforderten meine Absichten ihren Schutz und Beistand. Ich würde gewifs tausendmal angesto-



fsen haben, wenn mich nicht meine Freundin im Voraus mit dem originellen Charakter dieser Frau bekannt gemacht und nicht bey jedem besondern Anlasse mit Worten oder Winken gewarnt hätte. Durch solche Unterstützung war ich aber so glücklich, bald ihre ganze Gewogenheit zu erhalten, ohne daß ich bey dem Baron etwas verlor. Sie war es die meiner Liebe den meisten Vorschub that, sie war aber auch der Meinung, dem Mädchen freyen Willen zu lassen und nicht eher zur priesterlichen Verbindung zu schreiten, bis man von ihrer Gegenliebe überzeugt wäre; und davon fanden sich bis jetzt leider! wenig Spuren.

Indessen machte ich mich über des alten Herrn Papiere. Ich brachte etwas in sein Kabinett das noch nie darinn gewesen war, nemlich Ordnung. Ich sonderte seine Prozeßschriften von den andern ab, das heist, die wichtigen von den weniger wichtigen. Denn Prozeßschriften gehören wohl, die Stammbäu-

me und Familiennachrichten ausgenommen, zu den wichtigsten Papieren der meisten Reichsritter; und fast immer greifen Stammbäume und Familienpakte mit den Prozefsakten in einander. Bisher hatte hier vieles in der allgemeinen Unordnung der Papiere geschlummert. Ich schrieb nun nach Wetzlar und an andere Orte, wo in Herzöglichen und Fürstlichen Gerichtshöfen die eingeschlummerte Justiz und ihre Diener und Gehülfen geweckt werden mußten. Kurz, ich wußte mich so nützlich und nothwendig zu machen, daß ich in den Augen meines Barons einen Werth bekam, der nach seiner öftern Äußerung mit der Summe, die er mir jährlich versprochen hatte und richtig bezahlte, keinen Vergleich litte. Dieses Lob griff mich auf einer schwachen Seite an, die der geneigte Leser schon an mir wird bemerkt haben. Ich dünkte mich etwas. Ich wollte mich nun auch der Landwirthschaft annehmen und machte dumme Streiche, die ein weises Ansehen hat-



ten. Ich las ökonomische Bücher, machte daraus Versuche die mir mißlangen und den Wirthschaftsbeamten und Bauern reichlichen Stoff zum Spott und Gelächter gaben. Das einzige, was mir Ehre und meine ökonomischen Censores eine Zeitlang zum Schweigen brachte, waren Ziegelhütten, die ich an verschiedenen Orten in des Barons Gebiete, wo viel Holzung war, anlegen liefs, und zwar nach dem Modelle der Altenburgischen, das noch in meiner Idee schwebte, und Vorthelle vor den hier gewöhnlichen hatte. Auf diese Art lebte ich Jahr und Tag und ward im ganzen Hause geschätzt und geehrt, nur von der schönen Kordula nicht so geliebt wie ich wünschte. Ihre vermeinte Mutter gab sich alle Mühe, sie über mich auszuforschen. Sie sagte mir oft: »Ich weiß genau, daß das Mädchen keiner Verstellung fähig ist, und daß sie mir nichts verbirgt was in ihrem Herzen vorgeht. Sie sagt immer, daß sie alle mögliche Freundschaft für Sie spüre, aber

von

» von eigentlicher Liebe will sie nichts  
 » wissen, und die Baroninn, die sie flei-  
 » sig beobachtet, findet auch nicht die  
 » Kennzeichen, aus der sich mehr als  
 » Freundschaft schliessen liesse; allein  
 » das Mädchen gesteht, daß sie keine  
 » Abneigung habe, und bereit sey, Ih-  
 » nen ihre Hand zu geben, wenn ich  
 » als ihre Mutter, und die Baroninn es  
 » schlechterdings haben wollten. » Damit  
 war mir nicht gedient, eben weil ich  
 glaubte Liebe zu verdienen. Ich woll-  
 te eine Frau die mich liebte, und war  
 mit mir selbst unzufrieden, daß ich es  
 nicht dahin bringen konnte, ihr wenig-  
 stens einige Vertraulichkeit abzugewin-  
 nen; vielmehr wußte sie mich sehr ge-  
 schickt in Respekt zu erhalten, und sie  
 war auch schon in den Jahren, daß man  
 sie nicht mehr als ein Kind behandeln  
 konnte. Leider! musten einige trauri-  
 ge Begebenheiten vorhergehen, ehe sich  
 die Sache näher aufklärte. Madame Zie-  
 gelstein wurde bettlägerig und die Ärz-  
 te berechneten ihre noch übrige Lebens-

*Walters Leben.*

U



zeit sehr kurz. Ich und ihre Tochter wichen nicht von ihrem Bette, und sie sagte oft genug, daß sie vergnügter sterben würde, wenn sie uns verbunden sähe. Die Schöne willigte auch ein, aber ich merkte Zwang und wollte mich nicht der Augenblicke ihres Schmerzes zu meinem Vorthelle bedienen. Ich beruhigte meine sterbende Freundin, mit der Versicherung, daß wir in dieser traurigen Verfassung an keine Verbindung denken könnten, und nachdem ich ihr noch in Geheim versprochen hatte, der Kordula niemals zu entdecken, daß sie nicht ihre Mutter sey, verschied sie unter dem gewöhnlichen Zuspruche des Pastoris loci, der alsdenn auch bey der Beerdigung ihrem tugendsamen Lebenswandel nach Gebühr und für die Gebühr Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Nun wufste von dem Geheimnisse weder Kordula selbst noch ein anderer, ausser ich und die Baroninn, der aber auch nicht bekannt war, daß ich davon wufste. Ich rückte zwar nach diesem

Todesfalle tiefer in das Vertrauen des armen Kindes, sie schüttete ihre Klagen in meinen Busen und schloß sich fester an mich, aber ich spürte immer nur Zeichen der Freundschaft und keines der Liebe. Auch das war mir indessen tröstlich genug und stärkte meine fast verloschne Hoffnung. Das kleine Gellertsche Verslein war mir noch aus meinen Jugendjahren im Kopfe:

Was heute Freundschaft war,

Kann morgen Liebe werden.

und ich suchte wie ein kluger General nach und nach Terrain zu gewinnen, als sich die Scene auf einmal veränderte und ein neuer Trauerfall eintrat, der die wichtigsten Folgen für meine Liebe und zeitliche Glückseligkeit hatte.

Etwa drey Monate nach dem Tode meiner Freundin fing sich die Baroninn an zu klagen und wurde von Tage zu Tage schwächer, ohne daß die Ärzte ihrer Krankheit einen Namen zu geben wußten. Der Arzt, der auf den Gütern



des Barons das Physikat versah, war ein grundgelehrter Mann. Er hatte in Wien und Straßburg studirt und vortrefliche Zeugnisse von da mitgebracht, schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, auf eine oder die andere dieser hohen Schulen noch einmal als Professor berufen zu werden. Er wußte, was da in der Arzneykunde zu lehren wäre, an Fingern her zu erzählen. In seinem Kopfe war alles in der schönsten Ordnung aufgestellt, alles nach Systemen und Tabellen, so daß er alle Augenblicke fertig war ein *Examen rigorosum* auszuhalten. Was aber ausser diesem systematisirten Vorrathe noch in der Welt vorging, davon wußte er nichts. Die menschlichen Krankheiten und physischen Gebrechen waren bey ihm klasifizirt wie etwa die Kräuter bey Linnaeus. Wenn ihm nun eine Krankheit vorkam, die von den in seinem Systeme spezifizirten abzuweichen schien, so brachte er sie gleich unter dem Titel der nächsten Rubrik, kurirte sie darnach systematisch, und wenn der Kran-

ke noch andere Symptomen angab als die, welche sein Lehrgebäude voraussetzte; so lächelte er, und sagte leise mit aufgehobnem Zeigefinger: das Gefühl des Patienten irre sich. Mit einem Worte, er kurte nicht auf die Krankheit des Patienten, sondern auf die, die im Buche stand, und wenn er in der Behandlung fehlte, so war nicht er, sondern der Kranke daran Schuld; der sich unterstand eine Krankheit zu haben, der sein System keinen Namen gegeben hatte. So ging es auch mit der Krankheit der Baroninn. Nach des Doktors Meinung hatte sie nicht viel zu bedeuten, es war ein verlarvtes kaltes Fieber; die Kranke wurde darnach behandelt und spürte dem Systeme unsers Doktors zum Trozze keine Besserung, die sie doch nach dessen Regeln hätte spüren sollen. Indessen da sie auch nicht so merklich schlimmer wurde, daß der Äskulp die Krankheit unter einer andern Rubrik hätte suchen können; so klagte er nur über die Hartnäckigkeit des Übels und vertröstete



uns auf bessere Witterung, die bey seinen Arzneyen mitwirken sollte. Die Kranke mußte schon glauben, daß der Doktor besser als sie selbst wissen müsse was ihr fehle, und unterwarf sich willig seiner Verordnung; sie glaubte aber doch zu fühlen daß ihre Krankheit etwas mehr zu bedeuten hätte, und fiel der Hoffnung, mit der man ihr schmeichelte, nicht sehr zuversichtlich bey. Man sah deutlich, daß sie bey allem Troste gleichgültig blieb, und Kordula, die sie Tag und Nacht nicht verließ, klagte mir in Geheim mit Thränen, wie wenig Gutes sie aus der Melancholie und stillen Schwermuth der Baroninn prophezeye. Der Baron war sehr gerührt, ich selbst litt, und niemand war ruhig als der einzige Doktor, der uns versicherte, daß er in dem bekannten Beckenhäusel, einem Spital zu Wien, viel hundert Kranke von dieser Krankheit habe gesund machen helfen, und daß ganz andere Zeichen erscheinen müßten, wenn Gefahr vorhanden seyn sollte.

## DAS VIER UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller läßt sich einen Roman erzählen und  
heuratet.*

Kordula wich keinen Augenblick von der Kranken, und schwächte ihre Gesundheit durch vieles Wachen. Die Baroninn, gerührt über diese zärtliche Sorgfalt, wollte sie nicht in so strengem Verstande zur Krankenwärterinn haben, und nöthigte ihr an einem Abende, da wir alle um das Krankenbette saßen, das Versprechen ab, die künftige Nacht auszurufen, in ihrem Bette zu schlafen und sie der Wartung einer alten Kammerfrau zu überlassen, die auch Kordula hieß. Es kostete uns alle Mühe sie zu überreden, aber doch versprach sie's endlich und ging mit kennbarem Zwange aus Gehorsam auf ihr Zimmer. Als ich nun kurz darauf der Patientinn gute Nacht wünschte, drückte sie mir die Hand und bat mich leise, nicht zeitig



schlafen zu gehen, weil sie noch nach mir schicken würde. Wirklich erschien auch um Mitternacht die alte Zofe, mich zu holen, und die Baroninn entdeckte sich mir mit folgenden Worten:

»Lieber Waller! ich will Ihnen die  
 »Geheimnisse meines Herzens aufschlie-  
 »ßen, denn ich habe Sie zu meinem  
 »Rathgeber erwählt in der großen Ver-  
 »legenheit worinn ich mich befinde.  
 »Meine Tage gehen zu Ende, das fühle  
 »ich, aber ich bin, wenn ich auch ge-  
 »nesen sollte, an der Periode meines  
 »Lebens, wo ich Schritte thun muß, die  
 »ich ohne den Beistand eines klugen  
 »und redlichen Freundes nicht wagen  
 »darf, und dafür halte ich Sie. Ich  
 »muß Ihnen meine Lebensgeschichte  
 »erzählen, und mich Ihnen ganz anver-  
 »trauen, damit Sie in den Stand kom-  
 »men, mir so zu rathen wie es die  
 »Wichtigkeit der Sache erfordert.»

»Ich war die einzige Tochter sehr  
 »reicher Eltern, die mich als ein Kind  
 »von zehn Jahren elternlos hinterließen.

»Mit meinem Vater starb die männli-  
 »che Linie unsers Hauses ab, und die  
 »Güter fielen dem Lehnsherrn anheim,  
 »aber mein Vater hatte gesorgt, und  
 »für mich nicht nur ein ansehnliches  
 »Vermögen in Kapitalien angelegt, son-  
 »dern auch Allodialgüter angekauft;  
 »so, daß alles zusammen mich zu einer  
 »der reichsten Partien in unserer Ge-  
 »gend machte. Dieses war der Anlaß,  
 »daß mein Vormund, ein Reichsritter von  
 »dem nemlichen Kanton, zu dem mein  
 »Vater gehörte, mich erzog, um seinen  
 »Sohn zu heurathen, der damals aus-  
 »wärts studirte. Man unterrichtete mich  
 »zeitlich davon. Es war eine ausge-  
 »machte Sache, von der ich glaubte  
 »daß sie gar nicht anders seyn könnte;  
 »auch war es auf unserm Schlosse kei-  
 »nem weiblichen Geschöpfe unbekannt,  
 »und alle schwatzten nur von dem jun-  
 »gen Baron, seinen herrlichen Eigen-  
 »schaften und meinem künftigen Glük-  
 »ke. Indessen, ob ich gleich das alles  
 »glaubte und mir die Aussichten, die



»man mir vormalte, ganz wohl gefal-  
 »len liefs, so gefiel mir doch auch ein  
 »junger Mensch meines Alters, der  
 »Sohn eines Wollhändlers aus dem Städt-  
 »chen, bey dem wir wohnten, den man  
 »unter den jungen Leuten des Orts aus-  
 »gewählt hatte, mit mir tanzen zu ler-  
 »nen. Der junge Mensch schlich sich  
 »in meine Gunst, ich war auch über-  
 »zeugt von seiner Liebe, und obgleich  
 »unser kindisches Alter und der Ab-  
 »stand zwischen meinem und seinem  
 »Stande keinen förmlichen Liebeshan-  
 »del zuliefs, so liebte ich ihn doch sehr,  
 »sah aber meine entworfenne Heurath für  
 »so unvermeidlich, und eine Verbindung  
 »mit diesem jungen Menschen als so un-  
 »möglich an, dafs es dabey blieb.  
 »Da nun unsere Tanzperiode vorüber  
 »war, wir uns wenig sahen, mein Vor-  
 »mund kurz darauf starb, und sein Sohn  
 »nach Hause kam; so gab ich diesem  
 »ohne den geringsten Widerstand mei-  
 »ne Hand und lebte mit ihm so glück-  
 »lich, als man mit einem Manne lebt,

» den man zwar nicht liebt, aber leiden  
 » kann, der seine Frau gut behandelt,  
 » und ohne ein großer Geist zu seyn,  
 » kein Dummkopf ist. Er liebte mich,  
 » soviel ich merken konnte, nicht mehr  
 » als ich ihn; weil er aber höflich und  
 » so wenig von sich selbst eingenommen  
 » war, daß er seine Einsichten den mei-  
 » nigen nachsetzte, so lebten wir so  
 » ziemlich vergnügt. Doch nur drey  
 » Jahre, denn er stürzte mit dem Pfer-  
 » de, starb und hinterließ keinen Erben.  
 » Seine Familie wollte mich wieder an  
 » einen aus ihrem Mittel verheurathen.  
 » Ich war aber nun klüger geworden,  
 » bedankte mich der Ehre, zog auf eines  
 » meiner Allodialgüter, und genoß da  
 » die Herrlichkeit des Standes einer jün-  
 » gen unabhängigen reichen Wittwe, die  
 » jedermann verehrt, der jedermann  
 » Schmeicheleyen vorsagt, und die alles  
 » hat, thun und befehlen kann was sie  
 » will. In diesem Zustande wollte ich  
 » bleiben, aber ich fühlte bald und hat-  
 » te es schon bey Lebzeiten meines Ge-



»mahls gefühlt und unterdrückt, daß  
 »mein Herz sich nach etwas sehnte, ob  
 »es gleich nicht so völlig in meinem  
 »Kopfe entwickelt war, daß das Liebe  
 »sey, was in mir unentwickelt lag.

»Zu der Zeit fuhr ich einst in der  
 »Herbstmesse nach Frankfurt, da traf  
 »sich's, daß ich in einen Kaufladen  
 »trat um mir einige Stoffe zu kaufen.  
 »Einer von den Kaufdienern kam mir  
 »entgegen, küßte mir ehrerbietig die  
 »Hand, und dieser war nach näherer  
 »Explikation kein anderer als mein ehe-  
 »maliger Tanzschulkamerad, jetzt ein  
 »schöner junger Mensch. Ich will Ih-  
 »nen nicht erst erzählen, was ich bey die-  
 »sem Handkusse empfand, und was bey  
 »einigen Zusammenkünften vorfiel, die  
 »wir mit einander hatten; genug ich  
 »versah meinen Liebhaber, denn das  
 »wurde er förmlich, mit Gelde, und da  
 »ihn auf dem Gute, wo ich nun wohn-  
 »te, niemand kannte, so ließ ich ihn  
 »kurz darauf zu mir kommen, nachdem  
 »ich inzwischen alle meine Bedienten,

»die ihn in Frankfurt bey mir sahen,  
 »abgedankt hatte. Er kam unter dem  
 »Namen eines jungen Rechtsgelehrten,  
 »der meine Papiere in Ordnung brin-  
 »gen sollte, und wohnte auf meinem  
 »Schlosse. Dieser junge Mensch hiefs  
 »Ziegelstein — soll ich alles sagen! —  
 »er war der Vater der Kordula, — und  
 »ich — bin ihre Mutter!« — — —

Bey diesem Worte hörten wir hin-  
 ter der spanischen Wand einen lauten  
 Schrey, und da ich geschwinde zulief,  
 fand ich da unsere Kordula ganz kraft-  
 los. Das gute Kind hatte entfernt von  
 der Baroninn nicht schlafen können, und  
 war aufgestanden um zu sehen ob ihr  
 nichts fehlte? hatte die Leute im Vor-  
 zimmer schlafend gefunden, und war  
 durch die Garderobe, von der die Thür  
 offen stand, bis zu der spanischen Wand  
 geschlichen, wo sie über meine Gegen-  
 wart stutzte, und eben zu rechter Zeit  
 ankam, um die gemeldeten Worte der  
 Baroninn zu hören — Mein Pinsel ist  
 nicht gewöhnt, empfindsame Scenen zu



schildern. Leser, die Gefühl haben, können sich das denken, was hierauf erfolgte; mir aber war gar nicht wohl dabey, weil ich für beide Frauenzimmer alles befürchtete, was so eine heftige Erschütterung der Lebensgeister bey einer kranken und einer empfindsamen Person nach sich ziehen muß. Doch weidete sich meine Seele an ihren wechselseitigen Liebkosungen, und ich brachte es nach und nach dahin, daß beide ruhiger wurden. Aber nun folgte eine andere Scene: Ich bat die schöne Kordula, vorläufig verschwiegen zu seyn, und sich jetzt auf ihr Zimmer zu begeben, damit ich die Erzählung völlig aus hören und meinen Rath darnach einrichten könnte. Zu beiden war sie willig, kehrte aber, indem sie nach der Thüre gehen wollte, kurz um und sagte unvermuthet: »Gnädige Frau! Sie haben mich zu der Zeit, da ich von dem »Glücke ihre Tochter zu seyn noch »nichts wufste, sehr eifrig angelegen, »dem Herrn Waller mein Herz und

»meine Hand zu geben, ich hatte da-  
 »mals Ursachen ihm beides zu verwei-  
 »gern, aber nun, wenn sie noch so den-  
 »ken, wie ehemals, verspreche ich ihm  
 »beides feyerlich und gestehe, daß er  
 »mir niemals gleichgültig war, erlauben  
 »Sie aber, daß ich nur allein ihm die  
 »Ursachen meiner zeitherigen Weige-  
 »rung offenbaren darf.« Diese Ursa-  
 chen soll auch der Leser zu seiner Zeit  
 erfahren, genug, wenn ich jetzt sage,  
 daß die Baroninn eine herzliche Freu-  
 de über dieses Geständniß hatte, ihre  
 Tochter küßte und ihr befahl, auch mir  
 den ersten Kufs zu geben, den ich mit  
 Entzückung annahm, und nach verlieb-  
 ter Männer Sitte und Brauch mit Wu-  
 cher zurückgab.

»Nun, fuhr die Baroninn fort: Wie  
 »sollich die Folgen beschreiben! — Ver-  
 »stohlene Liebe ist unbedachtsam! Ich  
 »war ausser mir, als ich die Folgen  
 »meines Umgangs mit dem jungen Zie-  
 »gelstein spürte, denn meine Ehre und  
 »mein guter Namen stand auf dem Spiele.



Doch es mußte ein Entschluß gefaßt  
 »werden. Mein Geliebter ging auf ei-  
 »nige Zeit von mir, um Verdacht zu  
 »vermeiden. Ich gebahr Ihre Braut  
 »auf meinem Schlosse, unter dem Bei-  
 »stande der alten Kordula, der Frau mei-  
 »nes Kutschers, die noch bey mir ist,  
 »und kein Mensch wurde etwas ge-  
 »wahr, denn es war alles schon zur  
 »Bewahrung des Geheimnisses vorberei-  
 »tet. In der Nacht darauf als ich nie-  
 »dergekommen war, führte der alten  
 »Kordel Mann seine Frau mit dem  
 »Kinde in ein Dorf auf dem Vogels-  
 »berge, dessen Pfarrer es ohne Nach-  
 »frage gegen gute Bezahlung taufte,  
 »und darauf wurde es in ein anderes  
 »Dorf gebracht, wo schon lange vor-  
 »her ein säugendes Bauerweib bedun-  
 »gen war, die es in ihre Pflege nahm.  
 »Kordula hat meine Tochter aus der  
 »Taufe gehoben, und ihr ihren eignen  
 »Namen geben lassen. Unter der Zeit  
 »ward vorgegeben, dafs ich an einer  
 »Krankheit bettlägerig sey, ich ward  
 aber

» aber bald wieder gesund, mein Lieb-  
 » haber kam zurück, und wir machten  
 » einen festen Plan künftiger Vereini-  
 » gung. Er hatte auf Schulen so viel  
 » gelernt, daß er nur ein paar Jahre ei-  
 » ne Universität zu besuchen brauchte,  
 » um wirklich ein Rechtsgelehrter zu  
 » werden, für den er sich jetzt nur aus-  
 » gab, und sollte alsdenn bey mir förm-  
 » lich als Amtmann oder Gerichtshalter in  
 » Dienste treten, und auf meinem Schlos-  
 » se wohnen. Wir wollten unsern Lie-  
 » beshandel immer so in Geheim fort-  
 » setzen, unsere Kinder, wenn wir meh-  
 » rere erhielten, so wie dieses, entfernt  
 » erziehen lassen, und über sie, wenn sie  
 » älter würden, fernere Veranstaltung  
 » mit meinem Vermögen für ihr künf-  
 » tiges Schicksal treffen.

» Mein Geliebter ging erst nach Gie-  
 » lsen, von wo er nicht weit zu mir hat-  
 » te und mich alle Wochen besuchte, ver-  
 » säumte aber dadurch nicht wenig in  
 » seinem Studiren, an dem er viel Ge-  
 » schmack gewann. Er legte sich neben



»dem Hauptstudium auch auf Sprachen  
 »und allerley andere Wissenschaften, so  
 »daß er einige Jahre in Gießen zubrach-  
 »te, ohne mit seinen da erlangten Kennt-  
 »nissen zufrieden zu seyn, und endlich  
 »für nöthig fand nach Leipzig zu gehen,  
 »wohin ich ihn zwar sehr ungern rei-  
 »sen liefs, aber doch selbst mein Ver-  
 »gnügen an der Hoffnung hatte, ihn der-  
 »einst als einen großen Gelehrten zu se-  
 »hen, wozu er, wie ich meinte, Anla-  
 »ge hatte. Da die kleine Kordula zwey  
 »Jahre alt geworden war, liefs ich sie  
 »in eine französische Pension unter dem  
 »Namen Ziegelstein bringen und vorge-  
 »ben, ihre Mutter, die Wittwe eines  
 »Rechtsgelehrten, sey mit einer Dame auf  
 »Reisen. Ziegelstein, nachdem er zwey  
 »Jahre in Leipzig gewesen war, wollte  
 »Doktor werden und zurückgehen. Da  
 »ward er gefährlich krank. Ich nahm  
 »Post, eilte zu ihm so sehr ich konnte  
 »und traf ihn noch kaum am Leben.—  
 »Er starb in meinen Armen. — — —  
 »Lassen Sie mich, so wenig ich mir

»selbst vergebe, doch seinem Anden-  
 »ken diese Thräne weihen. — Die  
 »Reue, die er in seinen letzten Stun-  
 »den über unsern geheimen Umgang  
 »bezeugte, das Versprechen, das er mir  
 »abnöthigte, mich nach meinem Stande  
 »zu verheurathen und ein regelmässiges  
 »Leben zu führen, vermehrten meine  
 »Hochachtung gegen den Mann den  
 »ich liebte, und machten mir seinen  
 »Todesfall noch bitterer. Die entschie-  
 »dene Mißbilligung unserer Lebensart,  
 »die mein Mitschuldiger auf dem Tod-  
 »bette äußerte, beunruhigte mein Ge-  
 »wissen. Ich verließ Leipzig sobald ich  
 »nur konnte, und fuhr bis an die erste  
 »Stadt, die mir auf einige Zeit zum Auf-  
 »enthalte bequem schien, um die ersten  
 »Bewegungen meines Kammers an ei-  
 »nem Orte, wo ich unbekannt war, in  
 »der Stille vorübergehen zu lassen. Nie-  
 »mand war bey mir als die alte Kor-  
 »dula, der alle meine Geheimnisse be-  
 »kannt sind. Ich blieb also einige Wo-  
 »chen in Naumburg, wo ich das Glück



»hatte, Ihre verstorbene Freundin ken-  
 »nen zu lernen, und sie von da mit mir  
 »hinwegzuführen. Ich bewog sie, den  
 »mir werthen Namen Ziegelstein anzu-  
 »nehmen. In welchen Stürmen war  
 »damals mein Gemüth! Ich entwarf,  
 »um mich zu beruhigen, den Plan, den  
 »ersten Freyer, gegen den ich nichts er-  
 »hebliches einzuwenden hätte, zu heu-  
 »rathen, meiner Kordula ein Vermögen  
 »auszusetzen, mit dem sie einmal eine  
 »gute bürgerliche Partie treffen könnte,  
 »und Ihre Freundin, weil sie sich für  
 »die Mutter des kleinen Mädchens aus-  
 »geben mußte, zu versorgen; aber auch  
 »ihr habe ich nie entdeckt, daß ich die-  
 »ses Kindes Mutter sey. Mein gegen-  
 »wärtiger Gemahl war der erste, der  
 »sich um meine Hand meldete und ich  
 »gab sie ihm zufolge meines Vorsatzes.  
 »Ich konnte damals nichts mehr für  
 »Ihre Braut thun, weil es möglich war,  
 »daß ich noch Kinder erhielt, ich hat-  
 »te sie aber dem ungeachtet in meinem  
 »Testamente unter dem Titel der Freund-

»schaft noch mit einem Kapitale be-  
 »dacht. Nun aber, da ich keine Kinder  
 »habe, mein Gemahl auch ohne Erben  
 »ist, unser Vermögen an entfernte Ver-  
 »wandte fällt und ich frey über das  
 »meinige disponiren kann, wünschte ich  
 »es meinem Kinde zuzuwenden, und bin  
 »in Verlegenheit, wie ich mich in die-  
 »ser Angelegenheit mit meinem Gemah-  
 »le benehme, weil ich befürchte, daß  
 »er die Verschweigung meines Fehltritts  
 »hoch aufnehmen wird, und weiß, daß  
 »er wegen unsers Nachlasses andere  
 »Absichten hat. Das ist es, worüber  
 »ich mir Ihren Rath erbitte; denn der  
 »Arzt mag sagen was er will, ich fühle  
 »daß ich bald sterben werde, und wenn  
 »ich auch wieder aufkomme, so ist das  
 »doch ein Anliegen, das mir schwer auf  
 »dem Herzen liegt und über das ich  
 »gern beruhigt seyn möchte. »

Ich dankte der Baroninn für ihr Zu-  
 trauen und wünschte nun, daß sich  
 Kordula noch nicht für mich erklärt  
 hätte, weil ich jetzt in den Schein kam,



aus Eigennutz zu handeln. Nach reifer Überlegung schien mir der beste Rath, dem Baron alles getreulich zu entdecken. Ich wufste, daß er meine Kordula väterlich liebte, bereitete ihn also mit Behutsamkeit vor und begleitete ihn zu seiner kranken Frau, die nach der Einleitung, die ich getroffen hatte, ihm selbst die ganze Erzählung wiederholte, welche zwar einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen schien, die er aber doch nicht auf der schlimmen Seite nahm. Er liefs seine Stieftochter kommen, küfste sie, nannte sie sein Kind, und da die Rede von dem Testamente der Baroninn war, worinn sie ihre Tochter zur Universalerbinn ihres Vermögens einsetzen wollte, gab er nicht nur seinen völligen Beyfall, sondern beschleunigte auch unsere Verbindung, welche etwa vier Wochen darnach so feyerlich als es die kränklichen Umstände der Baroninn erlaubten, vollzogen wurde.

---

## DAS FÜNF UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller reiset nach Sachsen und macht  
Entdeckungen.*

Wäre mein Buch ein Lustspiel, so könnte der Vorhang zufallen, denn mit der Heurath ist's vorbey; aber damit sind wir noch nicht fertig, es kommen noch wichtige Dinge, die ich trotz der Regel, mit der Heurath zu schließen, (wenn irgend eine vorhanden ist,) zugleich aber auch zur völligen Befriedigung des Lesers nicht übergehen darf. Dahin gehört zuerst dasjenige, wozu ich mich anheischig gemacht habe, nemlich die Offenbarung der Ursachen einer so schleunigen, fast augenblicklichen Veränderung meiner Kordula und ihres schnellen Übergangs von Freundschaft zur Liebe und Heurath. Diese Ursachen entdeckte sie mir gleich den ersten Tag nach dem Geständnisse ihrer Gegenliebe. So klein die lebenswürdige Person damals noch war, als sie mit



ihrer Pflegemutter in Hanau wohnte, so hatte sie doch bey meinen öftern Besuchen gemerkt, daß unter uns ein genauer Umgang obwaltete, und wer weiß wie sehr wir uns blos gegeben haben, da wir bey dem Kinde noch keine Aufmerksamkeit auf uns vermutheten. Kurz, sie wufste mehr als wir glaubten. So lange sie nun in der Überzeugung stand, daß ich mit ihrer eignen Mutter im Liebesverständnisse gelebt hätte, konnte sie nicht ohne Widerwillen daran gedenken, den Liebhaber ihrer Mutter zu heurathen, und gar nicht begreifen, wie diese sonst gutdenkende Frau eine solche Verbindung wünschen konnte? Sie beklagte ihr Schicksal, da sie mich, wie sie sagte, vom Anfange an wirklich geliebt hätte. Sie hatte aber fest beschlossen, mir ihre Hand nicht freywillig zu geben. Sobald sie aber erfuhr, daß die Person, die meine ehemalige Geliebte war, nicht ihre Mutter gewesen sey, so hörte alle Bedenklichkeit auf, und sie wünschte selbst mit mir verbunden zu seyn.

Ferner habe ich nun zu berichten, daß die Frau Baroninn, meine im Leben liebgewesene gnädige Frau Schwiegermutter, sechs Wochen nach meiner Hochzeit verstarb, welches nach des Arztes Meinung gegen alle Regeln der Kunst geschah; und da wir in den letzten Tagen der Krankheit nöthig fanden, noch einen andern berühmten Arzt kommen zu lassen, der sich mit dem unsrigen über die Krankheit berathschlugte; so habe ich, der ich mit zugegen war, nur soviel gemerkt, daß sich die Krankheit meiner Schwiegermutter in dem klassifizirten Seuchenverzeichnisse unsers Doktors nicht befand, weil ihre Natur ihm den Streich gespielt hatte, sich schlechterdings gar nicht an den Gang zu binden, der ihr in seinem Systeme vorgeschrieben war. Der andere Doktor gab der Krankheit einen schönen griechischen Namen, aber was er dagegen verschrieb, kurirte sie nicht. Die Frau starb, und die Aerzte zankten sich über die Ursache. Ich verehrte die



Frau, und hätte ihr gern ein langes Leben gewünscht, ob mich gleich ihr Tod reich machte; aber das System ihres Arztes setzte ihr ein früheres Ziel.

Ich war ernstlich betrübt über ihren Verlust. Was diese Betrübniß noch vermehrte, war der veränderte Zustand des Barons, der sich schon kurz vor dem Tode seiner Gemahlinn anfang, und der sich nach demselben immer mehr und mehr verschlimmerte. Er war trübsinnig und leutescheu, schien an einem schleichenden Fieber zu leiden, und weigerte sich, Untersuchung über seine Krankheit anstellen zu lassen und Arzney zu nehmen. Sein Zustand rührte mich ungemein. Ich war dem Manne sehr ergeben, weil in seinem Herzen ein fester Grund von Ehrlichkeit und Menschenliebe lag, ob er gleich mit etlichen Lagen von menschlichen Vorurtheilen und von Folgen schlechter Erziehung überdeckt war. Außerdem war auch mein Herz voll Dank gegen ihn als meinen Wohlthäter, und für das

grofse Zutrauen, womit er mich von allen andern Menschen unterschied, denn er war sonst gegen jedermann misstrauisch und zurückhaltend. Diese Melancholie des Mannes den ich liebte, verbitterte gar sehr die Honigmonate meines Ehestandes; ich durfte ihn nicht viel aus den Augen lassen, weil sich seine Schwermuth vermehrte, wenn er allein war. Ich liefs mir nicht träumen, dafs geheimer Gram an seiner Seele nagete, sondern glaubte nur, dafs die zwey Todesfälle Hypochondrie in ihm erregt, und ihm das Bild des Todes etwas zu lebhaft in den Sinn gebracht hätten. Die Kur, die ich dagegen gebrauchen wollte, war Zerstreung; ich suchte ihn zu einer Reise ins Bad zu bereden, erwartete das Frühjahr und wollte bis dahin alles anwenden, um ihn aufzuheitern. Das gelang mir nicht. Nun glaubte ich, die Krankheit säfse im Unterleibe. Ich wendete mich zu physischen Mitteln, und gedachte ihm die schwarze Galle mit D. Kämpfs Vis-



ceralmethode aus dem Leibe zu jagen. Er wollte sich aber nicht dazu verstehen, und da ich ihm deswegen etwas stark zusetzte, sagte er mir rund heraus, daß seine Krankheit eine Gemüths-krankheit sey, die weder eine physische noch moralische Arzney heilen könnte; und damit ich's kurz mache, er gestand mir, daß sein Gewissen von etwas gequält werde, worüber ich ihm, nicht ohne Mühe und langwieriges Negociren, endlich folgende Beichte herauspresste:

»Als mir meine selige Frau das Ge-  
 »ständniß ihrer Schwachheiten ablegte,  
 »ihren Liebeshandel mit dem Ziegel-  
 »stein erzählte, und wie der zu Leipzig  
 »gestorben ist, so fuhr mir das wie ein  
 »Pfeil durch die Seele. Ich gedachte  
 »an meine eigene Sünden, an das, was  
 »ich in der nämlichen Stadt begangen  
 »habe, und wie leicht es seyn kann,  
 »daß ich in jener Gegend auch eine  
 »Tochter habe, die vielleicht noch im  
 »Elende lebt, oder im Elende gestor-

»ben ist. Ich hätte doch wenigstens  
 »neben so für sie sorgen sollen, als mei-  
 »ne Frau für die ihrige; und was mich  
 »noch mehr quält, ist der Gedanke an  
 »das Schicksal der Mutter, die ganz ge-  
 »wiß durch mich unglücklich geworden,  
 »und vielleicht ums Leben gekommen  
 »ist. Sie war ein gutes Geschöpf. Ich  
 »studirte in Leipzig, hatte einen Hof-  
 »meister, der in Sachsen zu Hause war  
 »und mir also in und um Leipzig  
 »verschiedene Bekanntschaften machte.  
 »Mein Vater hatte mich diesem Men-  
 »schen auf seine Seele gebunden und  
 »ihm eine grofse Belohnung verspro-  
 »chen, wenn er mich glücklich von der  
 »Universität zurückbringen würde, denn  
 »ich war der einzige Sohn. Unter an-  
 »dern besuchten wir oft einen Unter-  
 »förster oder Heegereuter ohnweit Skeu-  
 »ditz, der uns in der Herbstzeit Ver-  
 »gnügen mit dem Krammetsvögelfang  
 »erlaubte. In dem Dorfe wo er wohnte  
 »war ein Pfarrer, ein aufgeweckter  
 »junger Mann, der eine treuherzige gu-



»te Familie hatte, die uns mit vielem  
 »Vergnügen aufnahm und sich eine  
 »Ehre daraus machte, uns gastfrey zu  
 »bewirthen. Bey diesem Pfarrer lebte  
 »ein Fräulein von Winterheim, arm und  
 »schön, in die ich mich sterblich ver-  
 »liebte. Da ich für meinen Hofmeister  
 »nichts geheim hielt, so gestand ich ihm  
 »meine Liebe und er verschaffte mir Ge-  
 »legenheit mit dem Mädchen, welche  
 »etwa 16 Jahr alt war, oft allein zu  
 »seyn, mochte auch wohl dem Pfarrer  
 »versteckte Winke gegeben haben, daß  
 »sich sie als ein reicher Kavalier heura-  
 »then und glücklich machen würde.  
 »Genug, es verhinderte mich niemand  
 »mit meiner Geliebten genau umzuge-  
 »hen, und wir brachten bey nahe zwey  
 »Monate in diesem Dorfe zu, in dem  
 »mein Hofmeister mit einer Verwand-  
 »tinn des Heegemeisters sein Verkehr  
 »trieb, und ich mit der gedachten Fräu-  
 »lein, die einfältig genug war, mir, in  
 »der Hoffnung meine Frau zu werden,  
 »mehr zu erlauben als sie sollte, wo-

»von die Folgen bald sichtbar wurden.  
 »Ich liebte das Fräulein so aufrichtig,  
 »dafs ich fest entschlossen war sie zu  
 »heurathen. Mein Hofmeister bestritt  
 »meinen Vorsatz und meinte, ich müs-  
 »se keinen voreiligen Schritt thun, der  
 »meinen Vater äufserst beleidigen wür-  
 »de. Dabey blieb's — und ich habe  
 »das Mädchen in meinem Leben nicht  
 »mehr gesehen. Denn da wir uns vor-  
 »bereiteten, wieder aufs Land zu gehen,  
 »kam ein Brief von Hause, worin mir  
 »gemeldet wurde, mein Vater sey todt-  
 »krank. Wir reiseten geschwind ab,  
 »ich fand meinen Vater gesund, und  
 »durfte mich nicht aufhalten, sondern  
 »mufste gleich die Reise nach Frank-  
 »reich antreten, von der ich erst nach  
 »drey Jahren zurückkam. Ich versah  
 »zwar meinen Hofmeister, der zurück  
 »nach Sachsen ging, mit Briefen, Geld  
 »und Aufträgen für meine Geliebte,  
 »weil ich in ihm kein Mißtrauen setz-  
 »te, bekam aber in Paris Briefe, worin  
 »er mir meldete, die Schöne habe nicht



»für gut gefunden, seine Zurückkunft  
 »abzuwarten, sondern einen Offizier ge-  
 »heurathet, der nicht so delikat gewe-  
 »sen sey, sich an den kleinen Fehltritt  
 »zu stoßen. Mich schmerzte die Un-  
 »treue und der Leichtsinn des Mäd-  
 »chens, ich schlug mir sie aber nach  
 »und nach aus dem Sinne. Als ich  
 »nach einigen Jahren wieder nach Hau-  
 »se kam, verheurathete mich mein Va-  
 »ter mit meiner ersten Frau, und da  
 »ich durch den weitem Briefwechsel  
 »mit meinem Leipziger Hofmeister ganz  
 »überzeugt war, daß meine ehemalige  
 »sächsische Geliebte kein Andenken  
 »verdiene, so dachte ich auch wirklich  
 »nicht mehr an sie. Aber als mein Va-  
 »ter im dritten Jahre meiner ersten Ehe  
 »starb, und ich seine Papiere durchsah,  
 »fand ich Briefe meines Hofmeisters,  
 »die in der Zeit meines Studirens in  
 »Leipzig geschrieben waren, aus denen  
 »ich sah, daß er zu jener Zeit meinem  
 »Vater von allem was in Leipzig mit  
 »uns vorgegangen war, unterrichtet  
 »hat-

»hatte, unter andern auch von der Be-  
 »gebenheit mit dem Fräulein, und daß  
 »mich mein Vater blos wegen dieses  
 »Handels von Leipzig nach Hause beru-  
 »fen und auf Reisen geschickt hatte.  
 »Endlich fiel mir auch eine Rechnung  
 »in die Hände, worin 5000 Gulden zu  
 »Befriedigung der Fräulein Winterheim  
 »in Sachsen notirt waren. Nun sah ich  
 »gar wohl, daß mich mein Hofmeister  
 »betrogen hatte, und fing an, auch an  
 »der Heurath mit dem Offizier zu zwei-  
 »feln; allein da ich selbst schon verheu-  
 »rathet und überzeugt war, daß man  
 »sich mit dem Mädchen abgefunden  
 »habe, so stellte ich weiter keine Unter-  
 »suchung an, und bin seit der Zeit nie  
 »wieder darauf gefallen, mir die Sache  
 »zur Gewissensangelegenheit zu machen.  
 »Aber nun, lieber Waller! da mir das  
 »Beyspiel meiner verstorbenen Frau ge-  
 »zeigt hat, was ich wenigstens für das  
 »Kind hätte thun sollen, wenn ich auch  
 »die Mutter meiner unwürdig gefunden  
 »hätte, nun empfinde ich schwere Ge-

*Waller's Leben.*

Y



»wissensbisse, weil ich befürchte, zwey  
 »menschliche Kreaturen unglücklich ge-  
 »macht zu haben, weil mich die Unge-  
 »wifsheit quält, ob wir nicht beide hin-  
 »tergangen worden sind? ob sie nicht  
 »vielleicht unschuldig war? und ob sie  
 »und das Kind tod sind oder noch  
 »leben?»

»Wäre das letztere,» antwortete ich,  
 »so muß man das Versehene wieder gut  
 »zu machen suchen. Lassen sie mich  
 »reisen, Herr Baron! ich bin in Leipzig  
 »bekannt, und wenn Mutter und Kind,  
 »oder nur eins von beiden noch lebt,  
 »so mache ich sie ausfindig, wenn sie  
 »auch in Auerbachs Keller, aus dem  
 »D. Faust geritten ist, verschlossen wä-  
 »ren. Auf! trösten Sie sich! Werden  
 »Sie wieder munter, ich reise morgen  
 »ab, so ungern ich mich von meiner  
 »Kordula trenne, und in vier Wochen  
 »sind Sie über Ihre Geschichte im Kla-  
 »ren. Vors erste sagen Sie mir nur,  
 »ob der Hofmeister noch lebt? wie er  
 »heißt und wo er ist?» — Auf die-

se Fragen gab er mir folgende Auskunft: »Er heist Feuerbrand, und hat, ehe  
 »mein Vater starb, in einem Dorfe bey  
 »Dresden auf einem Freygute gelebt  
 »und einen Getraidehändler abgegeben;  
 »das ist alles was ich weifs, und was  
 »aus seinen letzten Briefen an meinen  
 »Vater zu ersehen war. Ich selbst habe  
 »mit ihm nicht mehr korrespondirt,  
 »aber das ist wahr, Freund! der grösste  
 »Dienst, den Sie mir bey meiner jetzi-  
 »gen Gemüthsstimmung leisten können,  
 »ist, wenn Sie durch diese Reise mich  
 »aus meinem Kummer ziehen, indem  
 »Sie mir eine zuverlässige Nachricht von  
 »dem Schicksale meiner ehemaligen Ge-  
 »liebten und ihres Kindes verschaf-  
 »fen.« — »Das will ich gewifs,« er-  
 »wiederte ich, »hier haben Sie meine  
 »Hand!«

Ich konnte diese Nacht kaum schla-  
 fen — so lag mir die Zufriedenheit des  
 Barons am Herzen. Ich suchte meine  
 Kordula wegen dieser Reise zu trösten,



aber sie selbst rüeb mich an, dass sie die Ursache derselben erfuhr, und nachdem mir der Baron Vormittags noch Tellerhand Lokalunterweisungen verschiedener dahin gehöriger Schriften und seinen Segen gegeben hatte, reisete ich Nachmittags in einer leichten Chaise mit zwey Postpferden, einem Bedienten und meinem Mantelsacke ab. *18. Juni 76*

Ich nahm Umwege, weil ich auf einem andern etwas entlegnem Gute des Barons Geld zur Reise zu erheben hatte, und kam den dritten Tag gegen Abend zwischen der trierschen Poststation Würges und der mainzischen Bergfestung Königstein in ein Dorf auf der Höhe, die Glafshütte genannt, wo ich mich einige Minuten verweilte. Da fand ich einen sehr muntern, lebhaften, schon etwas ältlichen kleinen Mann in dänischer Uniform, der nach Homburg vor der Höhe ritt, gleich an meinen Wagen kam und sich so vertraut in ein Gespräch mit mir einliefs, als wenn wir einander schon viele Jahre gekannt hät-

ten. Er gab sich zu erkennen, daß er der Oberste Rieger sey, der ehemals so widrige Schicksale am Württembergischen Hofe erlebt hatte, die er mir in der Kürze mit der muntersten Laune erzählte. Als er von mir hörte, daß ich nach Dresden reisen wollte, rief er: »O da müssen Sie heut in Königstein über Nacht bleiben und bey dem Stadtschulzen einkehren, der ein Wirthshaus hat, denn da werden Sie doppelten Nutzen haben: Sie finden da zwey Originale, mit denen Sie sich die Zeit vertreiben können, den Stadtschulzen und seinen Bruder, zwey Hagestolze, die mit einer auch noch unverheuratheten Schwester Wirthschaft treiben. Das sind originale Kerle; sie haben einen Vetter in Dresden, der ist ihr Steckenpferd — allen Gästen die da einkehren, erzählen sie sehr vieles von diesem Vetter, von seinen Reichthümern und den Herrlichkeiten, die er besitzt, auch bieten sie allen Fremden, die da sagen, daß sie nach Dresden gehen, Empfeh-



»lungsschreiben an. Der Vetter soll  
 »wirklich ein reicher Mann seyn. Viel-  
 »leicht könnte es Ihnen doch dienen,  
 »weil Sie, wie Sie sagen, dahin reisen  
 »und keine Bekanntschaft haben.« —

Ich kehrte also in Königstein beym  
 Stadtschulzen ein, und fand daß mir  
 der Oberste Rieger eine getreue Beschrei-  
 bung desselben geliefert hatte. Ich war  
 kaum in das Haus gefahren, so kam  
 das kleine Männlein, um mich nach  
 der Tabulatur zu becomplimentiren. Er  
 führte mich ins Haus, und rief seiner  
 Schwester mit gebieterischer Stimme zu:  
 Welches Zimmer soll der Herr haben,  
 das blaue, rothe oder gelbe? — und  
 doch war im ganzen Hause, nebst dem  
 Zimmer des Wirths, nur noch ein ein-  
 zigcs für Gäste méublirtcs Zimmer. —  
 Ich will den Leser nicht mit allen übr-  
 igen Sonderbarkeiten dieses Originals  
 aufhalten, und nur bey der stehen blei-  
 ben die zur Geschichte gehört. Von  
 dem Augenblicke an als ich in's Haus  
 kam, wick mir der Mann nicht von der

Seite, bis ich mich niederlegte, und in der ersten Viertelstunde nach meiner Ankunft unterhielt er mich schon von der Gröfse und Herrlichkeit seines Veters in Dresden. Meiner Aufmerksamkeit und Neugierde über diesen Vetter Genüge zu leisten, holte er ein galonirtes Kleid vom Jahre 1748, nebst mehreren Geschenken die er ihm geschickt hatte, und die Sache endigte sich, dafs er mir ein sehr bündiges Empfehlungsschreiben mitgab, worauf ich mir zwar nicht viel zu gute that, aber ich dachte; »Du hast doch wenigstens Anlafs »zu einer Bekanntschaft, und wirst sie »schon für eigne Rechnung in Gang »bringen, wenn man auch keine Achtung für die Empfehlung haben sollte.«

Ich kam nach Leipzig, und konnte mich nun in meinen männlichen Jahren, da die Vernunft meine Empfindungen regierte, der Thränen nicht enthalten, wenn ich die Stelle betrachtete, wo mich Meister Stäps von der Gasse auffas. Einige meiner Leser mögen wohl der-



gleichen Thränen kennen. Sie sind eigentlich nichts als ein stiller Dank zu Gott, wenn er uns mehr Glück beschert, als wir zu verdienen glauben; sie sind mehr werth, als eine begehrte und bezahlte öffentliche Danksagung, die der christlichen Gemeinde vorgelesen wird.

Ob ich nun gleich Dresden zu dem Standorte meiner Untersuchungen aus-  
ersehen hatte, weil dort herum Herr  
Feuerbrand wohnen sollte, der ohne  
Zweifel den besten Aufschluß geben  
konnte; so fing ich doch auch schon in  
Leipzig an, Erkundigungen einzuziehen,  
denen zufolge ich erfuhr, daß der  
Pfarrer, bey dem sich die Geliebte mei-  
nes Barons aufgehalten hatte, lebte, und  
noch im Amte war. Aber es gab Schwie-  
rigkeiten an den Mann zu gelangen,  
denn es ging keine Landstrafse durch  
das Dorf, und ich wufste keinen schein-  
baren Anlaß, mit dem ich mich bey  
ihm ohne Verdacht einführen konnte.  
Endlich fiel ich auf das Mittel, etwas in  
dem Kirchenregister nachschlagen zu

lassen, um den Vorwand eines Besuchs zu gewinnen. Ich miethete mir in Leipzig ein Pferd, liefs meinen Bedienten zurück, und ritt nach dem Dorfe, so dafs ich um eilf Uhr des Vormittags da ankam. Welt kein Wirthshaus im Orte war, so ritt ich geradezu an des Pfarrers Wohnung, aus der mir der ehrwürdige Greis mit offnem, munterm und freundlichem Gesichte entgegenkam. Ich entschuldigte mich wegen meines Besuchs, und brachte meine Nothlüge vor. Er bot mir treuherzig die Hand, versprach mir mit allem was mir aus seinen Kirchenbüchern Auskunft geben könnte, zu dienen, bat aber vorher mit seiner mässigen Mittagsmahlzeit die eben fertig sey, vorlieb zu nehmen. Wir setzten uns nebst seiner Tochter, einer Wittwe die der Haushaltung vorstand, zu Tische. Der gute treuherzige Ton des alten Mannes machte mich munter und schwatzhaft; ich gab mich für einen Advokaten aus Kassel aus, nannte mich *Gautier* und schützte Erbschafts-



angelegenheiten vor, die mich nach Sachsen führten. Nach dem Essen holte der gute Alte sein Kirchenbuch das 1662 anging, und fragte um den Namen dessen, den er aufschlagen sollte, und in welchem Jahre der Mensch gebohren sey? Ich, der ich nichts weiter suchte als nur diesen Gegenstand bald abzuthun, um mit guter Manier auf die Materie zu kommen die mein Hauptwerk war, und jeden Namen für gleichgültig hielt, weil er ihn doch nicht finden würde, sagte, der Mensch wäre etwa im Jahre 1740 oder 1741 gebohren, und hiefse Georg Waller. — Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, so fiel dem alten Manne die Brille von der Nase, er sah mich einige Minuten starr an, und sagte endlich: »Ja! ein Kind dieses Namens habe ich in den Jahren die Sie »angeben, getauft, aber, wen kann das »interessiren? Es ist nach etlichen Tagen gestorben.« Ich erstaunte, daß der Zufall, hier einige Umstände so seltsam zusammentreffen liefs. Indessen

da der Pastor entschieden sprach, daß das Kind gestorben sey, so antwortete ich:

»Also kann es das nicht seyn, das ich suche, denn derselbe Georg Waller lebt noch.« —

Pf. »Wie? Er lebt noch, und sagt, daß er hier getauft sey?«

Ich. »Nein, das sagt er nicht, aber ich habe es vermuthet.«

Ich vermerkte von dem Augenblicke an, da ich dem Manne ganz unschuldig, um nur etwas zu sagen, meinen Namen genannt hatte, eine besondere Veränderung an ihm, und auch ich selbst kam in Bewegung. Ich hatte nie viel über meine Geburt nachgedacht, weil man mir in dem Waisenhouse zu Halle gesagt hatte, ich sey ein Findelkind, und da ich noch überdies gehört zu haben glaubte, daß man mir den Namen Georg Waller erst im Waisenhouse gegeben, und mich da getauft habe; so war ich nie darauf verfallen, über meine Geburt Nachsuchungen anzustellen. Jetzt aber



kamen mir auf einmal tausend Möglichkeiten in den Sinn, an die ich vorher nie gedacht hatte. Ich fragte also nach einer langen Pause die wir beide machten:

»Ist denn das Kind hier gestorben?  
»und wer waren seine Eltern?«

Der Pfarrer schwieg noch etwas, sah mir ernsthaft unter die Augen, und redete mir mit männlichem Tone also an:

»Herr! ich handle nie versteckt, weder mit Worten noch Werken, und ich verlange auch, daß andere Leute so mit mir umgehen. Reden Sie frey und als ein ehrlicher Mann mit mir. Wollen Sie mich ausforschen? Es wird Ihnen nicht gelingen, wenn Sie Umwege dazu wählen. Sind Sie von jemand abgeschickt? oder was bewegt Sie, gewisse Dinge zu berühren, die Sie nicht von sich selbst wissen können, weil sie zu alt für Ihre Jahre sind. Reden Sie mit mir aufrichtig, so werde ich ein Gleiches thun und Ihnen nichts verheelen, als was mir höhere Pflichten zu sagen verbieten.«

Gegen solche Waffen als dieser brave Mann gebrauchte, habe ich nie etwas ausrichten können. Ich erzählte ihm also haarklein die ganze Veranlassung die mich zu ihm brachte, und beschrieb ihm den Zustand meines Gönners und seine Sehnsucht nach Nachrichten von seiner ehemaligen Geliebten, und ihrem Kinde. Der Mann hörte mich mit Erstaunen zu, und nachdem ich geendigt hatte, umarmte er mich: »Mein Herr! »sagte er, ich finde Wahrheit in ihren »Worten, aber um so mehr Lügen von »einer andern Seite, und danke Gott, »daß er mich noch diesen Zeitpunkt »erleben läßt, der manches Verborgene »offenbar machen kann, und vielleicht »manchem die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die er verdient. Ich war ein »junger Mann, als die Geschichte in »meinem Hause vorging; die Sie eben »erzählt haben, meine Frau war noch »jünger, und wir gaben freylich auf »unser Kostfräulein nicht so genau »Achtung als es unsere Pflicht erforder-



»te. Es war eine Waise mit geringem  
 »Vermögen; ihr Vater hatte ehemals  
 »eine Hofbedienung am Merseburgischen  
 »Hofe bekleidet, und seine Tochter da  
 »er noch lebte, meinem Vater zur Er-  
 »ziehung gegeben. Da er starb, blieb  
 »sie uns; und ihr wenigcs Vermögen  
 »das in unsern Händen war, reichte  
 »nur eben zu ihren Bedürfnissen zu,  
 »wenn sie bey uns auf dem Dorfe leb-  
 »te. Wir sahen wohl, daß ein Liebes-  
 »verständnis zwischen ihr und dem Ba-  
 »ron obwaltete und ich sah es gern,  
 »denn der Hofmeister Feuerbrand der  
 »unser Vertrauen gewonnen hatte, ver-  
 »sicherte mich oft, der junge Baron  
 »würde das Fräulein heurathen, und  
 »könne es thun, weil sein Vater ihm  
 »freyen Willen liefse, wenn nur die  
 »Person von gutem Hause sey. Bald  
 »darauf wurden wir die Schwanger-  
 »schaft mit Schrecken gewahr. Ich  
 »ging nach Leipzig, um die Kopulation  
 »zu betreiben, und fand zu meiner gröfs-  
 »ten Bestürzung den Baron und seinen

» Hofmeister verreisest. Indessen, da  
 » ich erfuhr das eine Krankheit des al-  
 » ten Freyherrn die Ursache sey, gab  
 » ich mich zufrieden, und in einiger  
 » Zeit darauf kam der Hofmeister zu  
 » mir aufs Land, mit der erschreckli-  
 » chen Nachricht, das der alte Baron  
 » seinen Sohn gezwungen habe, eine an-  
 » dere Fräulein im Reiche zu heurathen,  
 » und das das Geständniß von den Um-  
 » ständen unserer Fräulein jene Herrath  
 » noch beschleunigt habe, weil der Va-  
 » ter weder durch Thränen noch ande-  
 » re Beweggründe zu erweichen gewe-  
 » sen sey. — Was war nun zu thun?  
 » Die Geschwächte liebte den Baron un-  
 » endlich, und wir getrauten uns nicht,  
 » ihr die Feuerbrandische Nachricht in  
 » den Umständen worinn sie war, mit-  
 » zutheilen. Wir trösteten sie vielmehr,  
 » suchten ihr begreiflich zu machen, das  
 » gewisse Umstände die Abwesenheit des  
 » Barons noch einige Zeit erforderten,  
 » und trafen mit Herrn Feuerbrand Vor-  
 » kehrungen zu der Niederkunft. Ihre



»Schwangerschaft blieb ausser meinem  
 »Hause aller Welt ein Geheimniß, und  
 »zufolge unserer Abrede nahm Feuer-  
 »brands Schwester, so wie die Fräulein  
 »niedergekommen war, das Kind, wel-  
 »ches ich vorher taufte und einstwei-  
 »len unter dem Namen Georg Waller  
 »in's Kirchenbuch schrieb, wie Sie es  
 »hier noch sehen können, nebst dem  
 »leeren Platze den ich zu dem Namen  
 »der Eltern offen liess. Ich nannte  
 »das Kind Georg, weil sein Taufpathe  
 »Feuerbrand so hiefs, und Waller, weil  
 »das ein Familienvornamen der Frey-  
 »herren von Wallberg ist, den der Va-  
 »ter des Kindes selbst führt. —  
 »Ich stutze. — Ich hatte diesen Fami-  
 »liennamen gekannt, nie aber daran ge-  
 »dacht. —

Der Pastor fuhr fort: Feuerbrands  
 »Schwester fuhr mit dem Kinde nach Weis-  
 »senfels, und da ist es etliche Wochen nach  
 »der Geburt gestorben. Von einer Toch-  
 »ter weifs ich nichts. Als das Fräulein  
 »von Winterheim wieder gesund war,  
 brach-

»brachten wir ihr die schreckliche Nach-  
 »richt mit Manier bey, und soviel wir  
 »uns Mühe gaben sie zu beruhigen, so  
 »wenig glückte es uns im Anfange.  
 »Endlich ergab sie sich in ihr Schick-  
 »sal, aber nie wollte sie von einer Heu-  
 »rath hören, ob sich gleich manche gu-  
 »te Parthie für sie fand. Jetzt lebt sie  
 »als Gesellschaftsfraülein bey einer Da-  
 »me in der Oberlausiz. Von dieser  
 »Begebenheit weifs ausser mir und Feu-  
 »erbrand keine menschliche Seele, und  
 »er allein kann nur den Namen Georg  
 »Waller entdeckt haben.»

Bey dieser Erzählung fuhren mir  
 tausend Gedanken durch den Kopf.  
 Mein Blut kam mehr als einmal in Be-  
 wegung, obgleich die Dinge noch sehr  
 in einander verwickelt und widerspre-  
 chend waren, und das Wesentliche was  
 mich dabey interessiren konnte, auf sehr  
 unwahrscheinlichen Vermuthungen be-  
 ruhete. Ich offenbarte mich dem Pastor  
 ganz. Ich sagte ihm das Wenige was ich  
 von meiner Herkunft wufste, und entdeckte



ihm zugleich den gegründeten Verdacht, den man in die Ehrlichkeit Feuerbrands setzen mußte, da nach Erzählung des Pfarrers von den verrechneten 5000 Thalern niemals Rede gewesen war, und er mich vielmehr versicherte, daß Feuerbrand ausser einigen kleinen Ausgaben die er bisweilen bestritten hätte, wenn im Pfarrhause kein baares Geld vorhanden war, nichts an das Fräulein bezahlt habe.

Meine Meinung war also, zuerst die Schwester des Feuerbrands aufzusuchen, um von ihr zu vernehmen, ob das Kind wirklich gestorben sey? Denn nun erhob sich in meiner Seele eine Möglichkeit, daß ich das Kind seyn könnte, weil der Namen mit dem Kirchenbuche und die Zeit mit meinem Alter übereintraf. Dawider stritt aber, daß der Baron glaubte eine Tochter zu haben. Aber Feuerbrands Schwester war todt, sie war an einen Kursächsischen Wachtmeister verheuratet gewesen, das Regiment stand damals nicht mehr in der Gegend, und

man konnte nicht einmal wissen, ob auch ihr Mann noch lebte, weil er bey Pirna in die preussische Kriegsgefangenschaft gerathen war. Der alte Pastor nahm den lebhaftesten und herzlichsten Antheil an der Sache, zumal da ich ihm mein Wort gab, den Baron zu bewegen, daß er dem Fräulein alle mögliche Genugthuung wiederfahren liesse. Wir berathschlagten uns und beschlossen zu allererst mit einander nach Halle zu fahren, um vielleicht wegen meiner Geburt etwas Licht zu bekommen. Aber hier sahen wir nur meinen Namen in dem Register der Waisenkinder mit der Anmerkung: daß man den Knaben vor der Treppe des Waisenhauses gefunden habe, und dabey einen Zettel mit dem Namen Georg Waller; da man nun daraus nicht zuverlässig ansehen können, ob das Kind getauft sey? so habe man es getauft, dessen Taufpathe wäre gewesen Herr Kandidat Meyer u. s. w. Indessen war doch dieser Umstand der wichtigste, daß ein Georg Waller den



22 April um 2 Uhr Nachmittags von dem Pastor getauft und den 23 April des nemlichen Jahres auch ein Kind Georg Waller früh um 5 Uhr vor der Thüre des Hallischen Waisenhauses gefunden worden war. Nun war also nichts zu thun als den gewesenen Hoffmeister aufzusuchen, der ohne Zweifel die sicherste Auskunft geben konnte. Vorher aber ging ich zurück nach Leipzig, schrieb meinem Baron einen Trostbrief und gab ihm Hoffnung, vielleicht bald mit Mutter und Kind zurückzukommen, ohne daß ich mich in ein Detail darüber einliefs. Da der geneigte Leser schon bemerkt haben wird, daß ich frohe Hoffnungen bald fassen konnte, so war ich nun auch in meinem Herzen fast schon ganz überzeugt, ich sey der Sohn des Barons, und es sey von ihm nur ein Irrthum, wenn er glaubte eine Tochter zu haben. Ich erzähle freylich alle diese Sachen jetzt so kaltblütig, daß sich der Leser einbilden wird, die Personalien irgend einer Lei-

chenpredigt zu lesen. Es würde gewiß mehr Empfindung bey den Stellen, wo ich wirklich viel empfand, hervorstechen, wenn ich damals gleich geschrieben hätte, aber nun ist seitdem schon viele Zeit verstrichen, und ich bin überhaupt des Mahlens der Empfindungen unkundig, wiewohl ich empfinden kann. — Aber doch wird es zarte Seelen unter meinen Lesern geben, die sich in meine damalige Lage versetzen, und das fühlen was ich nicht ausdrücken kann.



## DAS SECHS UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Waller wird Adept und treibt verbotene Künste.*

Ich reisete also nach Dresden, und da ich von da in die Lausitz gehen wollte; so nahm ich provisorie von meinem ehrlichen Pastor zwey Briefe an Fräulein Karoline von Winterheim mit, deren Inhalt wir verabredet hatten. Der eine war darauf eingerichtet, wenn es sich entdeckte, daß ich wirklich ihr Sohn sey, und der zweyte auf den andern Fall.

In Dresden wies man mich in einen Gasthof der Post gerade über, wo mir recht ist, in die Krone. Ich kannte keinen Menschen in der ganzen Stadt, und hatte keine Empfehlung an irgend jemand, ausser an den Vetter des Gerichtsschulzen in Königstein, und darauf glaubte ich eben nicht viel bauen zu dürfen; folglich wendete ich die erste Zeit bloß dazu an, um den Patron Feuerbrand

auszuforschen, und wollte dieses gern auf eine Art thun welche keine besondere Absicht vermuthen liefs. Ich hatte mich schon drey Tage in Dresden aufgehalten, ohne ungezwungen eine Gelegenheit zu Erreichung meines Endzwecks zu finden. Da ich meine Zeit bey Tage meistens mit Briefschreiben an den Baron und meine Kordula zubachte, und nur gegen Abend ausging, um etwa in einem Kaffe- oder Wein- hause auf jemand zu stoßen, von dem ich mit guter Manier Nachrichten einziehen könnte; so hatte dieses Benehmen die Neugierde des Wirths und der Tischgäste in der Krone auf das höchste gespannt, die damals zu den neugierigsten in ganz Dresden gehörten. Ich war ein Gast, aus dem sie sich nicht finden konnten. Ich hatte mich als den Hofrath *Gautier* aus Kassel angegeben, und hatte keinen Bedienten, aus dem sie etwas locken konnten das meine Person betraf. Alle paßten also nur darauf, mit wem ich Umgang haben wür-



de, um weitere Vermuthungen daraus zu ziehen. Nun fand ich am dritten Tage bey dem Abendessen Gelegenheit mich zu erkundigen, ob nicht in der Gegend um Dresden ein gewisser Feuerbrand irgendwo wohne? und wirklich war er in dem Hause bekannt, und pflegte da bisweilen einzukehren. Tages darauf liefs ich mich früh bey dem Vetter des Gerichtsschulzen melden, und aus diesen zwey Umständen setzten die Herren etwas zusammen, das sie über meine Person vollkommen befriedigte. Feuerbrand war in Dresden und im ganzen Lande als ein grofser Laborant bekannt, der Gold machen wollte. Von dem Vetter *quaestionis* wufste man, dafs er auch in Geheim Alchemie trieb, folglich mufste ich ein reisender Goldmacher seyn; und da man sah, dafs ich gut lebte, Geld hatte und richtig bezahlte, so kreirte man mich zu einem glücklichen Goldmacher und nannte mich einen Adepten. Dieses gab zu Auftritten Anlaß, die ich in der Folge erfuhr.

Als ich dem Vetter meinen Besuch abgestattet, und den Brief von seinem Vetter aus Königstein im Mainzischen übergeben hatte, konnte er weder aus diesem Briefe, in dem ich nicht einmal unter meinem Namen, sondern nur als ein guter Freund, der hier durchpafsirte, empfohlen wurde, noch aus meinen Reden entdecken, was eigentlich mein Thun in Dresden sey? Er bat mich zwar auf den künftigen Tag zum Mittagsessen, allein er sendete doch vorher auf Kundschaft aus, um sich in dem Gasthose nach meinem Wesen zu erkundigen. Da liefs ihm denn der Wirth ganz im Vertrauen versichern, dafs ich ein grofser Goldmacher sey. Das war nicht genug. Man hatte mir Tags zuvor beym Abendessen gesagt, dafs der Feuerbrand den ich suchte, einen Handel auf der Elbe mit Holze oder Getraide triebe, und dafs ich bey einem gewissen Manne, Namens Friedemann in der Vorstadt an der Elbe, Nachricht von ihm haben könnte. Ich ging also noch denselben



Tag, da ich bey dem Vetter gewesen war, Nachmittags zu diesem Manne, der ein guter ehrlicher Deutscher war, und mir alle benöthigte Auskunft gab. Ich erfuhr von ihm, daß sich Feuerbrand zu Schandau, einem sächsischen Städtchen an der Elbe aufhalte, daß er vielleicht in etlichen Tagen nach Dresden kommen werde, daß sie zwar dermalen nicht gute Freunde wären, daß ich aber, wenn ich die Bekanntschaft des Herrn \*\*\* machen wollte, — das war der Vetter des Stadtschulzen in Königsstein — ihn sehen könnte, denn zu dem käme er oft. Der Namen des Herrn \*\*\* machte mich aufmerksam, und ich fing an zu merken, daß mir dessen Bekanntschaft vielleicht mehr nützen könnte, als ich erst geglaubt hatte. Da ich den guten Friedemann durch ein langes Gespräch genugsam geprüft zu haben glaubte, und aus seinem eignen Geständnisse wufste, daß er eben nicht Feuerbrands Freund war, so liefs ich mir etwas davon merken, daß ich von dem Men-

schen nähere Nachrichten brauchte, und er beschrieb mir ihn folgendergestalt:

» Herr! sagte er, ich habe viele Jahre mit diesem Feuerbrand zu thun gehabt, und kann Sie versichern, daß er sehr heimtückisch ist. Betrug ist sein Handwerk, und Eigennutz seine Lieblingsneigung. Schwerlich wird es Ihnen gelingen, etwas aus ihm zu lokken, wenn sein Interesse nicht dabey gewinnt; aber auf der andern Seite ist der alte Kerl so leichtgläubig wie ein Kind, wenn die Rede vom Goldmachen, Geisterbannen, Schatzgraben oder andern übernatürlichen Künsten ist; denn sein Eigennutz glaubt durch den Beystand geheimer Künste noch reich zu werden. Dem Herrn \*\*\* streicht er den Fuchsschwanz, weil der Mann großes Vermögen und keine Kinder hat, folglich etwas auf alchemische Versuche verwenden kann, die, wenn sie mislingen, Feuerbränden nichts kosten, und weil er bey ihm bisweilen fremde Künstler dieser geheimen Praktiken



»sehen, und mit ihnen Umgang haben  
 »kann, ohne daß er sie wie jener mit  
 »Kost und Quartier, Kohlen und Queck-  
 »silber zu versehen braucht; sonst ist  
 »er aber keines Menschen Freund.«  
 Ich erkundigte mich auch nach dem  
 Charakter des Vetters, und erfuhr so-  
 viel als mir nöthig war, um auf diesen  
 Charakter einen Plan zu bauen, der mich  
 meiner Absicht näher führen könnte.

Ich hüllte mich nun in geheimniß-  
 volle Minen und betrug mich bey der  
 reichbesetzten Tafel des Herrn \*\*\* , an  
 der viele Gäste, wie ich nachher erfuhr,  
 auf mich gebeten waren, so behutsam,  
 daß mir auch nicht ein Wort von ge-  
 heimer Kunst entschlüpfte, obgleich alle  
 Gäste darauf zu spannen schienen. Da  
 endlich Herr \*\*\* selbst die Rede da-  
 hin lenkte, nannte ich mich zwar kei-  
 nen Fremdling in der Kunst, liefs mich  
 aber auch nicht über meine Kenntnisse  
 heraus, und das sehr weislich, denn ich  
 hätte nicht viel davon zu sagen gewußt.  
 Ich merkte gar wohl, daß ich durch

meine vermeinte Zurückhaltung in der Achtung des Mannes gewann und eben deswegen eine grössere Meinung von mir erweckte. Von dem Tage an war ich der Gast im Hause, und wurde mit grosser Distinktion behandelt. Es kamen da oft verschiedene Liebhaber der edlen Künste Alchemie und Magie zusammen, und man versuchte auf alle Art etwas aus mir zu locken. Der Herr vom Hause ward nun vertraut und drang mit deutlichen Worten darauf, mich nicht länger für ihn zu verbergen, weil er gewiss wisse, daß ich einer von den Eingeweihten der höheren Kenntnisse sey; aber ich protestirte und gab endlich nur von weitem zu verstehen: »Es sey noch nicht Zeit.« — Da er nun also glauben mochte, die Zeit der Prüfung nicht überstanden zu haben; so zeigte er sich mir immer nur auf der besten Seite, und bemühte sich auf alle mögliche Art meine Gunst zu erhalten.

Ich sah bey dieser Gelegenheit wie leicht es ist, sich den Ruf eines ausser-



ordentlichen Mannes dieser Art zu erwerben, und wundere mich seitdem nicht mehr, wie *Gualdo*, *Hultazob*, *St. Germain* und *Cagliostro*, so schnelle Fortschritte in ihren Betrügereyen machen konnten. Die Erwartung der Leute, die auf diese Künste ausgehen, ist so gespannt, daß sie nur dem günstigen Augenblicke entgegensetzen, einen Wundermann zu erblicken. Giebt sich einer dafür aus, so bewundern sie ihn, und untersuchen gar nichts. Was mich ins besondere zum Goldmacher oder Hexenmeister in den Augen dieser Leute qualifizierte, war eigentlich nichts anders als 1) daß niemand wußte wer ich war, indem ich mich geheimnißvoll anstellte; und den Fragen, die man über meine Civilverhältnisse machte, geschickt auszuweichen wußte. 2) daß bey mir keine Dürftigkeit zu sehen war, sondern daß ich im Gegentheile Überfluß merken, und ohne scheinbare Prahlerey, zu rechter Zeit Gold blicken liefs, und 3) daß ich von den Künsten, die man bey

mir vermuthete, gar nicht redete, und gefragt, meine Antwort unbestimmt so einrichtete, daß etwas Geheimnißvolles angedeutet ward. Dazu kam noch das abentheuerliche Empfehlungsschreiben, worinn nicht einmal mein Namen stand, und endlich die scheinbare Gewißheit, in Dresden keine andere Geschäfte zu haben, die man sonst entdeckt hätte, da die Neugierde alle meine Tritte und Schritte genau beobachtete.

Ich kam also sehr wohlfeil zum Ruhme eines wichtigen Mannes. Zuletzt könnte wohl gar die Polizey Notiz von mir genommen, und mir ein Laboratorium auf dem Königstein angewiesen haben, wenn das Wesenlange gedauert hätte. Aber zum Glücke kam der erwartete Freund Feuerbrand bald an, und suchte mich selbst auf. Er liefs deutlich merken, daß ihm seine Mitbrüder schon Nachricht von dem Wundermanne gegeben hatten, der jetzt des ganzen Häufleins Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber ich blieb ganz kalt.



Es war eine Spazierfahrt auf den Weinberg des Herrn \*\*\* einige Stunden von Dresden angestellt. Wir speiseten da sehr zahlreich zu Mittage. Man sprach viel, und Einige suchten mir näher zu kommen, aber ich kam nicht aus meiner Grandezza. Herr Feuerbrand war unter den Gästen, und wagte es nicht sich mir zu nähern, sondern blieb ehrfurchtsvoll in Entfernung. Aber bey dem Nachhausefahren traf es der Zufall, oder eine absichtliche Veranstaltung, daß ich mit ihm allein in den Wagen zu sitzen kam. Da lenkte der feine Herr die Unterredung gar bald auf geheime Künste, und mochte sich etwas darauf einbilden, daß ich mich gegen alle Beschreibung die man ihm von mir gemacht hatte, ziemlich offenerzig heraus liefs, und gegen ihn gar nicht läugnete, der Universalbesitzer aller Geheimnisse zu seyn. Ich machte ihm nach mancherley Umschweifen folgende Eröffnung:

»Ich sehe, mein Herr! daß es Ihnen  
ein

»wahrer Ernst ist, in die Tiefe der Ge-  
 »heimnisse zu dringen, die nur einigen  
 »wenigen Würdigen dieses Erdbodens  
 »aufbewahrt sind; ich kenne sie aber  
 »noch nicht genug, um bestimmen zu  
 »können, ob sie einer von denen sind,  
 »denen dieses Glück werden kann? nur  
 »das will ich Ihnen nicht vorenthalten,  
 »dafs alle verborgene Künste als da  
 »sind, Alchemie, Theosophie, Magie,  
 »Theurgie u. s. w. in einer geheimen  
 »Verbindung stehen, dergestalt, dafs der  
 »Besitzer der einen Kunst zugleich alle  
 »besitzt, und dafs der, der die eine  
 »lernen will, zugleich alle lernen mufs.  
 »Dies ist ein Geheimnifs welches we-  
 »nige Menschen wissen. Wüßten es die  
 »Liebhaber der Kunst, so würden die  
 »Chemisten nicht Zeit, Kohlen, Geld  
 »und Mühe umsonst verwenden, um die  
 »Tinktur zu finden; und die den Um-  
 »gang mit Geistern suchen, würden  
 »nicht Lunge, Rauchwerk und Wachs-  
 »kerzen verschwenden, um den Ariel  
 »oder Behazeel zu citiren, die nie kom-

*Walters Leben.*

A a



»men werden, wenn der Beschwörer  
 »nicht ganz reinen Herzens in allen  
 »Geheimnissen eingeweiht ist. Diese  
 »Reinigung, diese Einweihung ist kein  
 »unmittelbares Geschenk, das vom Him-  
 »mel herabfällt, sondern Folge des Un-  
 »terrichts eines der Geister, die bloß  
 »darum existiren, um die Menschen die  
 »es verdienen, zu überirdischen Ge-  
 »heimnissen empfänglich zu machen.  
 »Sagen Sie mir einmal, Sie, die Sie, wie  
 »es scheint, schon vielleicht viele Jahre  
 »darnach getrachtet haben, um irgend  
 »ein Geheimniß dieser Künste zu ent-  
 »decken, haben Sie schon etwas gefun-  
 »den?

»Nein!« — versetzte er mit zittern-  
 »der Stimme — »aber ich stand schon  
 »verschiedenemale auf dem Punkte, den  
 »Stein der Weisen zu finden.« —

»Wohl gesagt! Sie geben ihm den  
 »rechten Namen; der Stein der Wei-  
 »sen ist es, aber das ist ein großes  
 »Wort. Unter der Bezeichnung des Steins  
 »der Weisen ist gar viel begriffen; Sie

»werden ihn aber im Schmelztiegel  
 »nicht finden. Hätten Sie einen Freund  
 »unter der Legion Geister, die bloß  
 »dazu bestimmt sind den Menschen zu  
 »dienen, so würde er Ihnen mit zwey  
 »Worten entdecken können, wie der  
 »Stein der Weisen zu erlangen ist? Die-  
 »ser Stein ist nichts anders als ein völ-  
 »liger Aufschluß aller überirdischen Ge-  
 »heimnisse, der sich Ihnen von selbst  
 »in Ihre Seele prägt, wenn Sie einer  
 »von den gedachten Geistern würdig  
 »findet, ihr Freund und Diener zu wer-  
 »den. Menschenwitz und Arbeit ver-  
 »mag nichts; eine übernatürliche Sache  
 »wie diese, kann nur durch übernatür-  
 »liche Mittel erlangt werden. Wie kann  
 »sich der Mensch, die arme Kreatur, ein-  
 »bilden, durch seinen Fleiß etwas zu  
 »erringen, was ganz ausser den Grän-  
 »zen des menschlichen Wissens liegt,  
 »was den Zirkel aller irdischen Ver-  
 »nunft überschreitet? Aber das ist wahr,  
 »daß dem, der sich des Umgangs eines  
 »Geistes zu erfreuen hat, alle himm-



» lische Weisheit auf einmal aufgedeckt  
 » werden kann, denn er hebt sich so  
 » dann gleichsam einen Grad über die  
 » Menschheit, wenn er der Freund ei-  
 » nes Geistes wird. »

*Feuerbr.* » Da müßte man also ei-  
 » nen *Spiritum familiarem* haben? »

*Ich:* » Nennen Sie ihn wie Sie wol-  
 » len, Sie können ihn auch Schutzgeist  
 » heißen, denn er leistet die nemlichen  
 » Dienste. »

*Feuerbr.* » Wenn ich mich unterste-  
 » hen dürfte zu fragen, haben Sie denn  
 » einen dergleichen Geist? »

*Ich:* » Ja. Schon seit langer Zeit,  
 » und da ich Sie für einen würdigen  
 » Mann ansehe, so können Sie noch  
 » heute, wenn wir nach Dresden kom-  
 » men, sich selbst davon überzeugen. »

*Feuerbr.* » O wie glücklich würden  
 » Sie mich machen, wenn Sie mir ihn  
 » zeigen wollten. »

*Ich:* » Glauben Sie denn, daß man  
 » die Geister sehen kann? — aber das  
 » will ich Ihnen versprechen, daß er

»die Fragen beantworten soll, die Sie  
 »etwa an ihn ergehen lassen, und dar-  
 »aus können Sie schliessen, ob er das  
 »ist wofür ich ihn ausbebe?«

*Feuerbr.* »Aber kann ich denn auch  
 »zum Besitze eines solchen Geistes ge-  
 »langen? und wie muß ich's machen,  
 »daß ich seine Freundschaft gewinne?«

*Ich:* »Vielleicht wird Ihnen das  
 »mein Geist sagen, wenn Sie ihn dar-  
 »um fragen. Er kennt Sie besser als  
 »ich Sie kenne.«

Unter solchen Gesprächen kamen wir in Dresden an, und Feuerbrand stieg bey mir in der Krone ab. Da nahm ich mein englisches Perspektiv, welches ein Futteral von Fischhaut hatte, gab es für die Wohnung meines *Gablidone* aus, öffnete es mit etwas Gaukeley, und stellte es zwischen zwey Wachskerzen. Alsdann befahl ich dem alten Kerl, sich in seinem Sinne ein paar Fragen zu denken, die ihm der Geist beantworten sollte. Als er fertig war, nahm ich das Perspektiv, ging hin-



ter einen Vorhang, liefs einige tiefe Seufzer hören, und kam nach einer Viertelstunde mit finsterer Miene zurück. —

Nun wollte Feuerbrand wissen, ob der Geist geantwortet habe? »Ja, sagte ich, mit einer veränderten ganz »kalten Miene, aber die Antwort werde ich Ihnen nicht sagen, denn ich sehe daraus, daß ich mich in ihrer Person geirrt habe.«

*Feuerbr.* »Wie so? hat er was böses von mir gesagt? Sagen Sie mir es nur.« —

*Ich:* »Ich will niemand beleidigen, »und also ist es am besten, daß wir »ganz abbrechen; lieber glauben Sie »daß ich Sie hintergangen, und keinen »Geist zum Freunde und Begleiter habe.«

*Feuerbr.* »Aber um des Himmels willen der Geist muß doch sagen, »was er gegen mich hat? Ich —»

*Ich:* »Das hat er mir schon gesagt, »aber ich will es Ihnen nicht wieder-

»sagen, weil ich sehe, daß es nur da-  
»zu dienen würde, Sie aufzubringen?»

*Feuerbr.* »Nein gewiß nicht — sa-  
»gen Sie mir alles, ich nehme es gewiß  
»nicht übel — »

*Ich:* »Wenn Sie es ausdrücklich wis-  
»sen wollen. — Er sagte: Sie wären  
»nicht reines Herzens, welches zur Ein-  
»weihung nothwendig ist. Der Geist geht  
»noch weiter. Er sagt: Sie wären ein  
»böser Mensch, und warnt mich vor al-  
»lem Umgange mit Ihnen. »

*Feuerbr.* »Nein, das bin ich gewiß  
»nicht. »

*Ich:* »Nun so müßte der Geist ge-  
»logen haben. Ich bitte um Verzei-  
»hung, ihm dazu Anlaß gegeben zu ha-  
»ben, und es bleibt bey dem Alten. Ich  
»bin ihr gehorsamer Diener. — Woll-  
»ten Sie nicht so gut seyn und mich  
»allein lassen? Ich will mich nieder-  
»legen. »

*Feuerbr.* »Erlauben Sie! Aber wenn  
»mich auch der Geist für einen bösen  
»Menschen hält, wiewohl mir nichts



»unrechtes bewußt ist, könnte ich mich  
»denn nicht bessern?»

*Ich:* »Schwerlich — Denn da Ihnen nichts unrechtes bewußt ist; so  
»werden Sie wohl auch nichts an sich  
»finden, das zu verbessern wäre.»

*Feuerbr.* »Aber doch menschliche  
»Schwachheiten —»

*Ich:* »Von denen ist keine Rede;  
»die nimmt mein Geist weder mir noch  
»einem andern übel. Verlassen sie mich.  
»Ich kann Ihnen sonst nicht für die  
»Folgen stehen. Ich merke der Geist  
»regt sich. — Ich spüre die Meldung! —  
»Verlassen Sie mich.»

Nun fing der Mensch an zu bitten,  
und nach mancherley Krümmungen und  
Wendungen sagte er endlich: »Er  
»könnte vielleicht doch wohl ein böser  
»Mensch seyn, aber da der größte  
»Sünder Vergebung hoffen dürfte, so  
»sollte ich doch den Geist noch um  
»zwey Sachen fragen; nemlich: Ob es  
»denn ganz unmöglich sey, daß er  
»auch zu dem Glücke gelangen kön-

»ne, einen eignen *Spiritum familiarem*  
 »zu besitzen? Wie er es anfangen müs-  
 »se ihn zu erlangen? Und ob ihm der  
 »Geist nicht etwas sagen wollte, wor-  
 »aus er erkennen könnte, dafs er  
 »wirklich verborgene Dinge wisse?»

Ich liefs mich lange bitten, stellte  
 mich aber endlich an, als ob ich nach-  
 gäbe und ging hinter den Vorhang.  
 Nach meiner Zurückkunft brachte ich  
 ihm den Bescheid: »Umgang mit Gei-  
 »stern könnte er nicht eher haben,  
 »bis er seinen bösen heimtükischen  
 »Charakter ablege, und vollkommen  
 »aufrichtig würde, und was das zwey-  
 »te anbelange, so hätte mir der Geist  
 »nichts anders gesagt, als: ich möch-  
 »te ihm aus jener Welt einen Grufs  
 »von seiner verstorbenen Schwester und  
 »von dem verstorbenen Knaben *Georg*  
 »*Waller* ausrichten. —»

Diese Worte hatten die stärkste  
 Wirkung. Feuerbrand sank vom Stuh-  
 le, wurde todtentblas, zitterte am gan-  
 zen Leibe, und fing nach einiger Zeit  
 an grofse Tropfen zu schwitzen.





»Aber was ist Ihnen, Herr?« fragte ich — »Was brauchen Sie sich vor einer solchen Kleinigkeit zu entsetzen?« »Haben Sie eine Schwester gehabt, die gestorben ist, was können Sie dafür?« »und was geht Ihnen der Knabe Georg Waller an?«

»Ach lieber Herr!« — antwortete er — »ach! ich bin nun gar zu gut überzeugt, daß Ihr Geist alles weiß und kann, und ich zweifle nicht, er wird Ihnen alles erzählen; aber ich kann wahrhaftig nichts für den Tod des Kindes, wenn es gestorben ist, denn ich habe ihm ja doch nichts zu leide gethan, es an einen guten Ort zur Versorgung gebracht, und kann nicht Schuld an seinem Tode seyn, weil ich's nicht mehr gesehen habe. Ist vielleicht seine Seele jetzt ihr Geist?« setzte er hinzu, und sah schüchtern umher. —

»Das weiß ich nicht — versetzte ich — »und Sie brauchen's auch nicht zu wissen. Aber da ich nun einmal so weit gegangen bin, so werde ich

»mich doch heute Nacht mit dem Geis-  
 »te unterreden, und Ihnen morgen wie-  
 »dersagen, ob Sie fähig gemacht wer-  
 »den können, mit Geistern umzugehen?  
 »durch welche Mittel? und ob sich in  
 »dem ganzen weitläufigen Reiche der  
 »Geister vielleicht einer findet, der sich  
 »Ihrer erbarmen will, und nicht soviel  
 »Bedenken dabey hat, wie der meini-  
 »ge?»

Kurz — als Feuerbrand den andern Morgen noch mit bleichem Angesichte und großer Unruhe zu mir kam, machte ich ihm eine lange Erzählung, welche Mühe ich hätte anwenden müssen um ihm die Geister geneigt zu machen, und was für Umstände nöthig wären, ihn zu dem Glücke zu verhelfen, das er suchte. Ich sagte ihm, daß mehrere Geister bey mir zusammenkommen würden, um ihn über seine Aufrichtigkeit zu prüfen; daß er Rede und Antwort geben müsse, und daß er nur in dem Falle, wenn er aufrichtig befunden würde, einen Schutzgeist haben



sollte, der an seiner Besserung arbeiten würde. Ich will mich nicht aufhalten, die Klag- und Bußlieder abzusingen, die mir der Mann vorwünselte, und die trocknen Antworten zu erzählen, die ich ihm gab. Ich stellte ihm frey zu thun was er wollte, aber er bat, und versprach sich allem zu unterwerfen. Ich schien endlich nachzugeben, und die Prüfung welche die Geister mit ihm vornehmen sollten, ward auf die Nacht eben des Tages in der Mitternachtsstunde festgesetzt.

Nun ging ich zu meinem Freunde Friedemann, den ich als einen ehrlichen Mann kannte, offenbarte ihm den ganzen Handel, zog ihn mit in meinen Plan, und was wir verabredeten führten wir aus, so gut als nur immer eine Komödie in der Welt ausgeführt werden kann.

Friedemann liefs einen Notar und seinen Schwiegersohn, einen Rechtsgelehrten aus dem Voigtlande, Abends in der Stille in seine Wohnung kommen.

Alle drey setzten sich an einen Tisch hinter dem Vorhange eines Alkoven und blieben da im Finstern versteckt, bis der arme Sünder kam. Er kam zu mir gegen eilf Uhr. Er hatte den ganzen Tag, zufolge meiner Vorschrift fasten und sich leiblich bereiten müssen. Nun da er zu mir eintrat, und wie ein Espenlaub zitterte, gab ich ihm erst ein Glas Wein zur Stärkung. Ich sagte ihm, die Versammlung der Geister müsse nahe an einer Kirche vorgehen. Ich mußte ihn also in ein anderes Haus bringen, das mir mein Geist angegeben hätte. Ich verband ihm die Augen, weil, wie ich sagte, sonst Gefahr seyn könnte. Ich vermahnte ihn ernstlich, sich durch nichts was er etwa hörte, irre machen zu lassen; auf das was die Geister fragen würden, mit lauter Stimme Antwort zu geben, und die Wahrheit zu reden, weil sie doch alles ohnehin schon wüßten, und ihn vielleicht gar nicht viel fragen würden, wenn sie Aufrichtigkeit in seinen Worten



spürten. Sie würden aber, im Falle daß sie Unwahrheit merkten, sehr übel mit ihm umgehen. Ich hatte meinen bloßen Degen, den ich ihm auf die Brust setzte, ehe ich ihm die Augen zuband. Da sagte er mit einem tiefen Seufzer: »Ach schon vor zwanzig Jahren habe ich die nemlichen Ceremonien ausgestanden und mir nicht eingebildet, daß jenes nur Symbolen waren, die nun zur Wirklichkeit kommen. Ich hoffe, ich werde nun wenigstens in den Vorhoff des Lichtes eingehen.« Ich sagte mit starker Stimme, indem ich ihm die Serviette um den Kopf zuschnürte: »Das wirst Du hoffentlich, Zacharias, wofern Du reines Herzens seyn willst, und aufrichtig bist!« So hüllte ich ihn in einen Mantel, und brachte ihn im Dunkeln in einem schon bereitstehenden Miethswagen, nach Friedemanns Hause. Nun mußte er schweigend auf den Knien liegen, bis die Glocke zwölf schlug. Ich ging nun hinter den Vorhang, den Herren die Lichter anzuzün-

den. Ich kehrte zurück, machte Gaukeleyen mit Kreuzhieben in die Luft, Beschwörungsformeln und dergleichen. Nun ward ihm ein Räucherfaß unter die Nase geschwungen. Vermittelst eines Blasebalgs, der langsam in ein halboeffenes blechernes Gefäß blies, ward das Pfeifen des Windes nachgemacht. Vermittelst des Knallgoldes geschah ein Knall, worauf eine Stille von etwa sechs Minuten erfolgte. Darauf wiederholte ich meine Beschwörungen, und der Wind liefs sich abermals hören. Es erfolgten drey starke Schläge. Hierauf liefs der Herr Examiner Friedemann, einen Geist vorstellend, mit seiner ohnehin etwas schuüfelnden Stimme durch einen hohlen Topf, die von mir entworfenen Fragen hören. Ich stand neben dem Inquisiten und flüsterte ihm bisweilen ein paar Trostworte zu, damit er sah, daß ich es nicht war der ihn befragte; auch hielt ich mein Pfeifenrohr in Bereitschaft, um ihn auf die Finger zu klopfen, wenn er etwa Lust bekommen soll-



te an der Serviette zu schieben. Aber die Angst seines Herzens war so groß, daß er nicht einmal wagte, seine gefalteten Hände zu öffnen. Das Protokoll lautete mit Weglassung aller Nebendinge also:

»Wie heißest Du, böser Mensch?«

»Georg Zacharias Feuerbrand.«

»Woher bist Du?«

»Von Pegau.«

»Wie alt bist Du?«

»Vier und sechzig Jahr.«

»Kennst Du den Pfarrer in M. \*\*«

»Ja.«

»Warst Du nicht den 22 April 1740

»dabey als er ein Kind taufte?«

»Ja! ich war Pathe.«

»Wer waren die Eltern des Kindes?«

»Der Baron Wallberg und die Fräulein Winterheim.«

»Wo ist das Kind hingekommen?«

»Ich wollte es erst meiner Schwester zu erziehen geben, aber wir be-

»sonnen uns anders, brachten es nach

»Halle und legten es vors Waisenhaus.«

Und

Und nun gestand er Frage vor Frage ganz in der Ordnung, daß er das Kind Georg Waller, gleich nach der Taufe, seiner Schwester so geheim in den Wagen gegeben habe, daß der Kutscher selbst nicht gewußt hätte, daß ein Kind darin wäre. Seine Schwester habe das Kind an die Brust gelegt, sie wären so in der Nacht bis nach Halle gefahren, und noch vor Tagesanbruch dort angekommen. Er, der dort das Lokale kenne, habe das Kind vor das Waisenhaus gelegt, und einen im Finstern mit Bleistift geschriebenen Zettel mit dem Namen Georg Waller darauf gesteckt. Auf die Frage: Was aus dem Kinde geworden sey? sagte er, er habe sich zwar niemals mehr darnach erkundigt, aber er glaube, daß es zufolge der vorherigen Ausserung des Geistes gestorben sey, und seine ebenfalls vor fünfzehn Jahren verstorbene Schwester werde in der Ewigkeit noch bezeugen, daß er die Wahrheit rede. Überhaupt scheine ihm aber diese Sache

*Waller's Leben.*

B b



von gar keiner Erheblichkeit, und er glaube dabey eben nicht viel strafbares begangen zu haben. Als wir ihn aber über die 5000 Thaler, die er für das Fräulein Winterheim empfangen hatte, quästionirten, da liefs er grofse Verlegenheit merken, und ob er gleich glaubte, mit Geistern zu reden, die besser unterrichtet wären, machte er doch viele Winkelzüge, um nicht gerade heraus zu bekennen, dafs er sie untergeschlagen habe. Wir wufsten ihn aber zu bewegen, dafs er auch diefs gestand, und nachdem wir alles erfahren hatten, was wir wissen wollten, winkte ich den Geistern die Thür zu öffnen, liefs meinen Herrn Pathen aufstehen, und drehte ihn vier oder fünfmal im Kreise herum zur Stubenthür hinaus. Ich brachte ihn in den Wagen mit der Zusicherung, dafs er morgen das weitere erfahren sollte, und öffnete ihm, als wir gegen sein Quartier kamen, wieder die Augen. Unter der Zeit ward auf meinem Zimmer ein förmliches Notariatsinstrument über dessen

Aussage aufgesetzt, wovon ich aber niemals vor Gerichte Gebrauch gemacht habe. Ich ertheilte Tags darauf dem feinen Herin den Bescheid, auf sein Dorf zu wandern, sich dort mäßig und nüchtern zu verhalten, niemand zu betrügen, und fleißig zu beten; so werde der Schutzgeist, wenn er sich also verhielte, in vier Wochen bey ihm erscheinen, weil er jetzt noch in andern Diensten sey. Das nahm er in aller Demuth an, reisete ab, und ich that desgleichen.

Es könnte wohl Leser geben, welche es unwahrscheinlich finden möchten, daß ein Mann wie Feuerbrand, eine solche vorgegebene Geistererscheinung für wirklich habe halten, und sich dadurch ein Bekenntniß habe ablocken lassen können, daß ihn sonst kein lebendiger Mensch würde abgeloct haben. Aber diese Leser kennen denn nicht die Stärke der menschlichen Vorurtheile, und wie leichtgläubig und furchtsam diejenigen sind, die sich erst einmal einbilden, es wären Geisterer-



scheinungen möglich, und die sich überreden, ihnen erscheine nun ein Geist. Wie viele Geschichten könnte ich erzählen, und Personen nennen die besser als Feuerbrand sind, Leute von ausgezeichneten Talenten, welche sich noch sehr viel mehr haben einbilden lassen, und vielleicht noch täglich ihren gesunden Verstand der Liebe zu übernatürlichen Künsten aufopfern!

---

#### DAS SIEBEN UND ZWANZIGSTE KAPITEL.

*Walters Geschichte beschließt sich auf eine unerwartete Art.*

Jetzt habe ich nur noch ein paar Auftritte zu erzählen. Ich reisete in die Oberlausitz und passirte durch Herrnhut. Da liefs ich mir nun zwar meine Flasche Alikantenwein, ohne alle Furcht vor der Gemeindegerechtigkeit, ganz wohl schmecken. Es überfiel mich aber doch ein gewisser Lokalschauer auf dem Platze, wo ich ehemals das Angst-

wort hörte; Du sollst ein Schneider werden! Es haben mich oft Abtrünnige von der Gemeinde versichert, daß sie bisweilen große Reue über ihre Trennung fühlten; bey mir ist das nicht, ob ich gleich nicht feindlich gegen die Herrnhuter gesinnt bin.

Der Wohnsitz der Dame bey welcher meine Mutter Gesellschafterinn war, lag nur eine Meile von Zittau. Ich quartirte mich in das beste Wirthshaus dieser Stadt ein, und schickte einen Brief an das Fräulein von Winterheim, in dem ich den Brief des Pfarrers einschloß, worinn er ihr meldete, der Überbringer sey ihr Sohn. Man kann sich vorstellen, was ein Mensch, der das Glück Blutsfreunde zu haben nie genossen hat, in dem Zeitpunkte fühlen muß, da er im Begriffe steht Eltern zu finden.

Meine Mutter empfing die Briefe mit aller Gemüthsbewegung, die eine so unerwartete ausserordentliche Nachricht erregen mußte; es ward ihr aber schwer, sich sogleich in die Lage einer



Mutter zu versetzen, ihr, die so viele Jahre kein Kind zu haben geglaubt hatte, und die nun auf einmal einen fremden baumstarken Mann vor sich stehen sah, der ihr Sohn seyn soll. So war es bey unserer Zusammenkunft, welche den Tag nach dem sie die Briefe erhalten hatte, in Zittau erfolgte; denn sie hatte eine Reise zu mir, meiner Aufwartung bey ihr vorgezogen.

Wenn ich der Empfindung einen Namen geben soll, die sich bey dem ersten Anblicke in ihren Gesichtszügen bildete, so war es mehr Scham als jede andere. Es war hiezu schon genug dafs sie einen Menschen sah, der von ihren Schwachheiten unterrichtet war, er mochte ihr Sohn seyn oder nicht. — Wir blieben beide eine Zeitlang stumm. Nachdem ich ihr die Hand geküßt hatte, machte sie auch nicht die geringste Bewegung mir um den Hals zu fallen, und es wurde uns beiden schwer, nur eine Art von Vertraulichkeit zu erzwingen. Sie war fast ganz betäubt. Ich trat nun als der Bevollmächtigte ih-

rest Geliebten auf. Das brachte die Unterhaltung in Gang, und da sich die Rede in der natürlichen Folge auf mich wendete, war sie so offenherzig zu gestehen, daß ihr die seltsame Entwicklung ihres vergangenen und bevorstehenden Schicksals noch zu neu und auffallend wäre, um sich sogleich völlig zu überzeugen, daß ich wirklich ihr Sohn und nicht selbst im Irrthum sey. Da sie das mit Gründen unterstützte, die sie mir von der Seite ihres Verstandes schätzbar machten, so konnte ich auch weder etwas dagegen einwenden, noch mich über ihren Unglauben beschweren. Sie durchlas den Dresdner Notariatsaufsatz und gab zu, daß Feuerbrand ihr Kind nach Halle gebracht habe, aber ob ich das nemliche Individuum sey, das der Zufall nach tausend Abentheuern zu seinem unbekannten Vater geschleudert hätte, das konnte sie weder aus meinen Gesichtszügen, noch aus ihrem innern Gefühle lesen. Die weitere Entwicklung dieses Punktes wurde bis zur Zusammenkunft



mit dem Pfarrer verschoben, bey dem wir uns nach vierzehn Tagen wieder sehen wollten.

Meine Mutter war eine angenehme alte Frau, die noch sehr hervorstechende Reste der Schönheit zeigte. Treuer Ehrlichkeit war der Hauptzug in ihrem Gesichte, aber Tiefsinn und stiller Kummer hatten ein paar Furchen in ihre Stirn gezogen, die ihr Alter kenntlich machten. Ausserdem war die Farbe ihrer Haut noch frisch, und ihr Mund hatte viel Holdseligkeit. Den Antrag des Barons, ihr altes Band durch priesterliche Kopulation zu bestätigen, wozu ich durch spätere Briefe bevollmächtigt war, nahm sie ohne Zurückhaltung an, da es ihre Ehre ganz wiederherstellte. Ich hatte noch das Vergnügen vor meiner Abreise zu sehen, daß meine Munterkeit ihre schlafende Laune erweckt, und daß ich, wo nicht als Sohn, doch als Freund, Fortschritte in ihrer Gunst gewonnen hatte.

Nach ein paar Tagen erreichte ich Leipzig, wo ich wieder zu meinem Be-

dienten kam. Hier blieb ich eine Woche, machte mir die Freude, meine alten Freunde die noch lebten aufzusuchen und zu beschenken. Die übrige Zeit wendete ich an, Briefe an meine Frau, und Berichte an meinen Vater zu schreiben, in die ich aber von den Entdeckungen die meine Person betrafen, nichts einfließen ließ. Ich bediente mich des zweydeutigen Ausdrucks Mutter und Kind. — Mutter und Kind befinden sich wohl, — sie werden bald Mutter und Kind umarmen — u. s. w.; so daß der alte Herr bey seiner vorgefaßten Idee, er habe eine Tochter, bleiben konnte.

Als ich wieder zu meinem ehrlichen Pastor kam, war mein erstes, ihm das Anliegen über einen Beweis für meine Individualität in den Busen zu schieben, aber dafür hatte der brave Mann schon gesorgt. »Ihre wunder-vollen Begebenheiten« sagte er »erfüllten nach ihrer Abreise mein Gedächtniß und meine ganze Seele. Da ich »darüber nachsann, fiel mir der Kandi-



»dat Meyer ein, der bey Ihrer zweyten  
 »Taufe Gevatter gewesen ist. Ich ken-  
 »ne einen Konfrater dieses Namens  
 »ohnweit Halle, von dem ich weiß,  
 »dafs er viele Jahre im Waisenhaus  
 »kollaborirt hat, und fuhr vor acht  
 »Tagen zu ihm. Der Mann erinnert  
 »sich Ihrer noch ganz gut, er hat mir  
 »nicht nur verschiedene Anekdoten aus  
 »Ihren Kinderjahren erzählt, sondern  
 »er gedenkt auch noch, dafs ein Stu-  
 »dentenbothe den Tag nach Ihrer Flucht  
 »in das Waisenhaus gekommen ist, und  
 »nachgefragt hat, ob nicht ein Knabe  
 »entlaufen sey? Das übrige können Sie  
 »selbst mit ihm auseinandersetzen, denn  
 »er hat mir versprochen hieher zu  
 »kommen, sobald wir ihn verlangen.«  
 Das geschah, als meine liebe Mutter an-  
 gekommen war. Pastor Meyer, dessen  
 auch ich mich wieder erinnerte, erschien  
 und stellte in Beiseyn meiner gnädigen  
 Mama und unsers Hauswirths ein Exa-  
 men über meine Waisenzeit an, wobey  
 ich ganz wohl bestand. Die Begeben-  
 heit der ersten Nacht meiner Auswan-

derung, die der Bothe im Waisenhaus erzählt hatte, wußte Pastor Meyer noch recht gut, und hatte sie dem Pastor in M \*\*\* schon vorher, dieser aber meiner Mutter mitgetheilt. Viele andere Anekdoten und die Lokalbeschaffenheit im Waisenhaus, der ich mich noch genau erinnerte, ließen keinen Zweifel übrig, daß ich der rechte Waller sey. Meine Mutter fing daher von dem Tage an, mich mehr als ihr Kind zu behandeln, welches ich durch ächtes kindliches Betragen so erwiederte, daß ich schon hier, und noch mehr in der Folge auf der Reise, ihre ganze Gunst und Vertraulichkeit gewann.

Ich bekam Briefe von meinem Vater, worinn er mir meldete, daß er und meine Frau uns bis Frankfurt am Main entgegen kommen würden; und so fuhren wir denn ab, nachdem ich den besten aller möglichen Landpfarrer nicht ohne sein Widerstreben reichlich beschenkt, und er uns seinen Segen, nicht wie der Papst mit der Hand, sondern im und von Herzen gegeben hatte.



Wir kamen nach einer angenehmen Reise glücklich in Frankfurt an und trafen unsere Leute im rothen Hause. Da wäre nun freilich wieder so ein ganz schöner Stoff zu einer empfindsamen Mahlerey; aber ich bin nun schon einmahl ein trockner Mensch, — *ein kalter Hund*, — wie es zur Zeit des Wertherfiebers und respektive Siegwartsfiebers *anno Domini* 1776 hieß — der nur empfindet, nicht empfindelt, nur schreibt, nicht mahlt, nur erzählt, nicht dichtet; also kann ich, zumahl da ich zum Ende eile, nichts anders als nur geradezu erzählen, dafs ich meinem Vater seine zukünftige Frau vorstellte, und sie ihm seinen Sohn. Diefs konnte er anfänglich nicht wohl begreifen. Aber nachdem es zu weiterer Explikation kam, bequemte sich mein Vater viel geschwin- der als meine Mutter, mich für seinen Sohn anzuerkennen. Er fiel mir mit Zeichen der herzlichsten Liebe und Zärtlichkeit um den Hals, und meinte längst schon gemerkt zu haben, dafs wir näher verwandt seyn müßten. Nachdem

wir einander alles erzählt und auseinander-  
 dergesetzt hatten, ward das liebe El-  
 ternpaar zu Offenbach feyerlichst zusam-  
 mengetrauet. —

»Da haben wir's!« — Ich höre daß  
 Leser und Leserinnen aufschreyen: »Hat  
 »man wohl jemals einen so nährischen  
 »Roman gesehen, der sich mit der Hoch-  
 »zeit von Vater und Mutter endigt?« Was  
 kann ich aber dafür, daß meine Eltern  
 mich eher heurathen ließen, als sie selbst  
 verheurathet waren? Indessen wurde  
 ich *per subsequens matrimonium* — ein  
 lateinischer Ausdruck, der mir seiner  
 für mich heilsamen Folgen wegen noch  
 jetzt gefällt — der rechtmäßige Erbe  
 des Freyherrn von und zu Wallberg  
 und nahm diesen Namen an, den ich  
 nun noch mit mehrerem Rechte führe,  
 da meine Eltern schon vor einigen Jah-  
 ren verstorben sind, und ich mit meiner  
 Kordula einen ganz hübschen Vorrath  
 Stammhalter dieses alten freyherrlichen  
 Geschlechts aufweisen kann.

Wir leben zufrieden und erziehen  
 unsere Kinder, die uns Freude machen.



Weil aber dieses Buch überhaupt ein plan- und zweckloses Ding ist, ohne Sentiment, Moral und Empfindsamkeit, so muß ich am Ende noch bekennen, daß ich nun als ein halber Greis immer noch um nichts besser bin als ich in meiner Jugend war. Ich bin mit etwas Temperamentstugend demüthig zufrieden, und denke es ist schon genug, wenn ein armer schwacher Mensch Tugend hat, komme sie her woher sie wolle. Daß ich eben nichts böses thue, kommt nur daher, weil ich keine Neigung dazu habe, und wenn ich Gutes thue, geschieht es nur, weil ich Vergnügen dabey empfinde. Mein Nachbar, der nirgends gewesen ist, als auf der Universität und auf seinem Gute, predigt mir oft, ich könne nicht ruhig seyn, wenn ich nicht wisse, ob auch alle meine löblichen Eigenschaften aus einem *kathegorischen Imperativ* entstanden, wie sie das Teufelsding nennen. Denn, setzt er mit sehr weiser Mine hinzu, nur wenn sie aus dem *kathegorischen Imperativ* entstehen, sind sie gut, aber wo nicht böse, doch sehr verdächtig, wenn

sie aus dem Triebe entstehen, sich damit Vergnügen zu machen. Das kümmert mich aber, — sey es mit Respekt gegen alle gelehrte Sprüche gesagt, — nicht eines Pfifferlings werth. Ich thue Gutes, weil sich es nicht wohl ändern läßt. Ich prelle keinen Postmeister mehr, weil es mir nicht an Gelde fehlt, und laufe nicht nach den Komödiantinnen, weil ich eine schöne Frau habe. Sonst bin ich aber noch immer der alte Waller, dem es eben nicht an Thätigkeit fehlt, wenn ihm nur etwas aufstößt das sie in Gang bringt, und da ich weder Freund von der Jagd, noch vom Spiele bin, da ich nicht geheime Gesellschaften suche, keine verborgene Künste entdecken will, weder Physiognomik, noch Magnetismus treibe, in allen politischen Neuigkeiten Fremdling bin, und, man mag es glauben oder nicht, nicht einmahl von der französischen Revolution rede, da ich keinen Hang mehr zur Andächteley habe, da ich mich nicht darum bekümmere, ob der Löwenzahn die letzte Oehlung ersetzt? oder ob eine Reise nach Bremen die Bleichsucht heilt? ob



ein Doktor in Paris war, die Tonsur zu holen, oder ein schwaches Kraftgenie um seine Frau zu vergessen? oder ob ein schöner Geist in den Zeitungen darüber winselt, daß man ihn für den Autor eines Buchs hält, das er nicht läugnet geschrieben zu haben? da ich bey dem allen in einem Winkel wohne, in dem mich wenig Fremde besuchen; so ist mein ganzer Zeitvertreib Romanen lesen. — Wer nun viel liest, bekommt endlich Lust zu schreiben, und wer nichts bessers weiß und kann, der schreibt den Roman seines Lebens. Dieses habe auch ich Georg Waller, Freyherr von und zu Wallberg, Herr der Herrschaften Berghof, Draweck und Dickdorf u. s. w. gethan. Ich, der große Egoist, von dem in diesem Buche das liebe Ich, *salvo errore calculi*, 1872 mahl vorkommt — also doch in allem wenigstens viermahl weniger, als in dem ersten Theile von meines halben Namensvetters *Karl Pilgers* Leben — Ich habe diess gethan und werde es noch ferner thun bis an mein Ende. Amen.



